
SAGEN vom RHEIN
Hans Friedri
Blunck

HANS FRIEDRICH BLUNCK

SAGEN VOM RHEIN

BUCHSCHMUCK VON KLAUS GELBHAAR

LOEWES VERLAG FERDINAND CARL STUTTGART

Verlags-Nr. 1445. 3. Auflage 1961. Ab 11 Jahre
Gesetzt aus der Garmond Cornelia
Gesamtherstellung Offsetdrucktrei K. Grammlich, Pliezhausen

ERSTES BUCH

ERSTER TEIL:
DER OBERE RHEIN

*

ZWEITER TEIL:
ZWISCHEN SCHWARZWALD UND VOGESEN

ERSTER TEIL:

DER OBERE RHEIN

Wie der Rhein seinen Weg begann

Hoch oben im Schweizer Land, unter den Zungen von zwölf Gletschern, liegen die Quellen des Rheinflusses, der nach einem weiten und Sagenreichen Weg durch Deutschland in den Ebenen der Niederlande dem Meer zuströmt. Von ihm erzählt man sich Gutes, Edles und Schlimmes. Vielerlei erfuhr ich, was die Menschen von alters her an seinen Ufern erlebten und was sich in Wahrheit oder Sage zugetragen hat, und will es wiedergeben.

Als in uralten Zeiten Gottes Ruf in die Berge scholl und Er die Namen der Täler und Gewässer segnete, vernahmen auch die Riesen der Gipfel Sein Wort. Sie waren zusammengekommen, um einander an vieles zu erinnern, was einst gewesen war. Zwischen drei Bergen, dem Rheinwaldhorn, dem Tödi und dem Gotthard, hatten sie sich eingefunden, saßen zur Nacht an großen Tischen, neckten Menschen, Tiere und Elfen, ohne ihnen Böses zu tun, und fragten sich, die Schneebärtigen, und beratschlagten, wie sie ihre Mutter, das Meer, grüßen könnten, die ihnen Wolken und Winde sandte.

Als sie dabei zu den Talgründen niederschauten, in denen Freunde lebten, erhob sich aus den Fluten des jungen Rheins ein Wassermann.

„Ich werde es für euch tun", sagte er zu den Bergen und grüßte hinauf.

Sie kannten ihn aber von einem segnenden Wort Gottes, und einer von ihnen, der Gotthard, wiederholte den Wunsch der Riesen.

„Ich werde für euch zu eurer Mutter auf Reisen gehen und sie grüßen", antwortete der Rheinkönig. „Aber öffnet meinem Strom auch den Weg!"

Einige der Berge rückten zur Seite, so daß die Seen unter den Höhen sich leerten und die Flüsse eiliger durch die Tiefe zu rinnen vermochten.

Da war aber ein junger Bruder des Wassermanns aus dem anderen Rheintal, der auch die Stimme des Schöpfers Vernommen hatte und sich gerufen glaubte. Noch sahen die beiden einander nicht, Berge lagen zwischen ihnen. Nach einer Weile begegneten sie sich, und weil sie einander ähnlich waren, hielt ein jeder den anderen für sein

eigenes Spiegelbild. Und sie prallten tosend und gischtend in engem Bett zusammen, und der aus dem hinteren Rhein wurde danach nicht mehr gesehen. Die Wasser aber wurden zu *einem* Strom, so heftig schäumten die Fluten.

Die Riesen sahen es lachend; sie saßen noch um ihre hohen Tische, tranken von dem Wein, den sie und ihresgleichen, so geht die Sage, in heimlichen Gärten zwischen den Gletschern keltern, verzehrten Rinder aus Tälern, die den Menschen unbekannt sind, und ließen sich von Zwergvölkern bedienen oder von fahrenden Winden, die bei den Gletschern hausten.

Der Rhein aber machte sich auf, quer durch das Schweizerland einen Weg zu suchen.

Der Rhein findet ein neues Bett

In den Tälern von Vorarlberg standen Hütten von Jägern und Fischern, sogar einige Ritterburgen waren schon errichtet. Einer der Herren hatte sechs Söhne und eine Tochter. Von der Tochter hieß es, sie sei ihm spät von einer Wasserjungfrau geschenkt; sie war ein schönes Mädchen und hieß Ley.

Als die Geschwister nun erwachsen waren, sagte einmal der älteste Sohn des Grafen: „Vater, es wäre doch für unser Land besser, wenn ein Strom hindurchflösse!"

Den Vater dünkte das Wort recht, er zog mit seinen Kindern ins Oberland, sah den Rhein und möchte ihn wohl an Liechtenstein und Vorarlberg vorüberführen. Aber wie sollte er ihm mit allem Graben und Schaufeln wohl das rechte Bett zu seiner Burg weisen?

Die Riesen hatten, wie sie es versprochen, vor dem Rhein hier und da die Bahn zurechtgerückt. Der Wildfang hat, so sagen die Leute, zuerst seinen Weg über den Züricher und Walen-See gesucht. Aber er brauste und schäumte ungebärdig; wie sollten einige Menschen, die auszogen, den Lauf eines Flusses zu ihrem eigenen Land zu lenken, dem wohl abhelfen? Was sie auch unternahmen, der Strom behielt seinen Weg.

Dann aber sah der Wassermann eines Tages die schöne Ley, die für ihre Brüder Brot buk. Und sie gefiel dem Ritterlichen so sehr, daß er sie immer wieder suchte und das alte Tal seines Flusses vergaß.

Die Brüder wurden es gewahr, sie mahnten die Schwester, doch ihrem Land mit einer List zu helfen und dennoch den Wassermann zum Narren zu halten.

Die schöne Ley sah ein, daß die Ihren recht hatten, sie rief neckend den Strom, lugte hinter den Berglehnen hervor, versteckte sich und rief ihn wieder. Da suchte der junge Rheinkönig sie überall, seine Gewässer verließen den bisherigen Weg. Und die Jungfrau lockte ihn immer weiter; er mußte ihr nacheilen, wollte er nicht die Hoffnung verlieren. Ihre List aber brachte den Rhein dazu, sich ein neues Bett gen Norden zu graben, dem die Wasser noch heute folgen.

Aber es ist an dem, daß die Veränderung nicht nur Gutes bewirkt hat. Sie bringt dem Land Vorarlberg fast alle Jahre auch großen Schaden.

Menschen und Riesen zanken und vertragen sich

Von den Riesen, den Zwergen und von den Elfen seiner Heimat hatte der junge Stromherr vieles im Sinn behalten, vom Gotthard, der über ihm die Wacht gehalten, dazu von Eiger, Mönch und Jungfrau, die ihm ihre Gewässer in das Tal geschickt hatten.

Wie die drei Berge entstanden waren?

Nun, in jenen Zeiten gab es ja noch manche Riesen in den Oberlanden, die den Menschen den sauren Wein wegtranken und in den Tälern Kegel spielten; man kann bis heute die Felsrisse finden, durch die sie ihre Kegelkugeln rollen ließen. Die Schweizer aber hatten Ärger mit ihnen. Oft fielen die eifrigen Herren am Sonnabend über sie her, wollten den Vettern zeigen, daß sie vom Spiel mehr verstünden als sie, ließen aus Schabernack die Kugeln wachsen und schickten sie über Tal und Hügel dahin. Es heißt indes, daß sie auch ihr Bestes taten, um wiedergutzumachen, was sie angerichtet hatten, daß die Kugeln auf ihren Ruf von selbst heimkehrten und die Kegelbahnen den Menschen fast immer wohlüberdacht und blitzblank gewaschen um Mitternacht zurückgegeben wurden.

Es gab aber auch Griesgrame unter jenen frühen Riesen. Einer von ihnen lebte auf der Wengernalp mit seiner Tochter und zwei Söhnen. Er war ein übellauniger Gesell, dem das Mitleid fehlte und über den sich der Rhein und seine Freunde oft genug beklagt hatten.

Da schickte der liebe Gott einen der guten Geister aus, ihn zu prüfen. Ein Männlein kam an der Wengernalp vorbei, das sagte, es wolle zu den Rheinquellen hinüber, und bat um einen Trunk Milch. Der Riese aber wies den Kleinen ab und herrschte ihn an, er solle nur Wasser saufen, davon gab es im Tal genug. Das Männlein war indes niemand anderes als jener Bote, der eingesetzt war, über die Plumpen und Ungütigen zu wachen. Als er auf die böse Antwort hin dem Riesen und seinen Kindern ihre Un-freude an armen Wandernden vorhielt und ihnen sagte, er wolle lieber in einem Wespennest als bei ihnen zu Gast kommen, gingen sie ihm zu Leibe. Da verwünschte er sie: „Hart seid ihr und sollt noch härter werden!" Und der Riese wuchs zu Fels und Eis, zum Eiger. Seine Söhne aber, die dem Wanderer nicht beigestanden, verwandelten sich in den „weißen und schwarzen Mönch", die Tochter in die „Jungfrau".

Es ist später noch manch einer für seine Spröde und Ungeneigtheit zu Fels oder Berg geworden. Aber so hoch hat wohl keiner wachsen müssen wie jene drei hinter der Wengernalp, die dem armen Mann den Trunk Milch verweigert hatten.

Der im Rhein freute sich, denn er hielt mit jenem Boten gut zusammen.

Wilde Geister im Rheintal

Oft auch fuhren Geister der Lüfte, die nicht zu den Menschlichen gehören, über das Tal des Rheins dahin. Sie hatten den wachsenden Strom und seinen König lieb und tobten kreuz und quer über ihn hinweg.

In den Zwölf Nächten zwischen Weihnacht und den Dreikönigen lärmt der Wilde Jäger mit einem „Wütisheer", das er führt, die Ufer hinauf und hinab. Die Menschen erschrecken, aber er tut niemandem etwas an; wer vorsichtig sein will und ängstlich ist, mag sich flach auf den Boden legen. Die Klugen wissen, daß die Unholde ihre Wege haben, in deren Bahn man nichts aufrichten und nichts stehenlassen soll. Eben über das Wasser reiten die Stürmenden hinweg, wenn sie von den Bergen herniederkommen, und quer durch die Häuser am Rhein brausen sie dahin. Der Wilde Jäger bricht oft auch die Türen

auf, fegt durch die Sennhütten und ist doch nicht unfreundlich; man muß ihm nur nicht trotzig im Weg stehen.

Selbst tapferen Schweizer Soldaten, die am Rhein auf Wache lagen, erging es so. In einer Scheune hatten sie Unterschlupf gefunden und hatten sich, todmüde von einem langen Marsch, zum Schlaf gelegt, obwohl der Bauer sie gewarnt hatte, das Wütisheer führe einmal in jedem Jahr durch sein Gehöft. Wirklich wurde der Sturm schlimm und schlimmer. Um Mitternacht rollte ein schwerer Wagen heran — nein, ein ganzer Treck und in hoher Eile. Die Tür sprang auf, die armen Erschreckten konnten sich gerade noch in alle Winkel verkriechen, da rollten und rumpelten schon Räder um Räder, viele Hufe schlugen auf die Tenne, dann ging's zum hinteren Tor hinaus. Aber zu sehen war nichts. Nur überm Fluß blieb lange ein helles Leuchten, wie von weißen Pferden, die im Mondschein hoch zu den Wolken auf ritten.

Aus der ganzen Schweiz wird vom „Wütisheer" berichtet. Es wird sogar gemahnt, daß Jäger, die gute Hunde haben, sie fest an die Kette legen sollten. Ist's doch geschehen, daß einer, als die Wilde Jagd an ihm vorübergetobt war, seinen getreuen Rüden nicht mehr hat aufspüren können. Wohl aber hat sich der Hund im nächsten Jahr, als die Jagd zum anderen an seinem Herrn vorübertobte, wieder winselnd bei ihm eingestellt.

Viel könnte man vom Wilden Jäger im Rheintal oder auch von jenen unheimlichen Dunklen erzählen, die im Herbst zu den Sennhütten aufsteigen; aber vielleicht ist wichtiger, was unten im Strom vor sich geht. Denn in den Fluten hausen neben den fröhlichen auch manche mürrische und boshafte Nöcke oder Nöcker — das sind die Wassermänner —, die der Rheinkönig in guter Zucht halten muß. Daneben wohnen schöne Nixenfräulein, die sich zuzeiten erkennbar machen und sogar nach jungen Burschen der Menschen umschauen. Von einer will ich berichten, weil man sieht, daß sie oft auch um unser Herz Bescheid wissen, sich mit uns freuen oder mit uns Leid tragen.

Die schöne Ley

Da hatte sich jene hübsche Nixe, die den großen Wassermann zum Bodensee gelockt hatte, im Spiel vor ihrem Herrn versteckt, war vom Rhein in die Thurau geschwommen und weiter in Bogen und Kehren, bis sie im Flüß-chen Necker nicht mehr ein noch aus wußte. Sie hörte den Strom gar nicht fern rauschen, wußte aber noch nicht, wie sie wieder zu ihm käme. Schließlich hatte sie sich dreingefunden, in ihrem Fluß alt zu werden, und hat, da sie ein schelmisches Ding war, sich darauf verlegt, junge Burschen zu nasführen. Jeden, der über ihre Brücken ging, vielleicht um seinen Schatz aufzusuchen, zog sie am Rock oder riß ihm die Mütze ab. Die Mütze behielt die schöne Ley, bis der Bub zurückkam; hatte er aber eine Rose oder eine andere Blume daran stecken, gab sie ihm die Zier lustig mit, er mög sie seiner Liebsten bringen.

Genau wußte sie über alle Burschen und auch über ihre Mädchen Bescheid.

Eines Tages nämlich, als ein Liebhaber wieder über den Fluß ging, seine Braut zu besuchen, flog ihm, wie's die Regel war, die Mütze vom Kopf. Er wartete darauf, daß die Nixe ihm die Blume zurückgäbe, die er sich an den Rand gesteckt hatte; immer tat sie es doch! An jenem Tag aber behielt sie die Rose bei sich und war verschwunden, bevor er sie hätte bitten können. Da fürchtete er, daß ihn etwas Schlimmes erwarte. Und wirklich kam sein Schatz ihm nicht wie sonst des Weges entgegen, sondern sagte ihm unter der Tür, daß es zwischen ihnen beiden nichts werden könne. Der Bursch ging in Trauer heim. Auf der Brücke lag seine Mütze ohne Blume; er hob sie auf, hörte ein Mädchen weinen, das war wohl die mitleidige Jungfer Ley, und verbarg sein Gesicht.

Die Wichtelmänner

Auch von den Zwergen, die an den Rheinufern ihre Höhlen und Hütten haben, von den Bergtälern bis zum Meer, erzählt man sich viel hundert Geschichten. In alten Zeiten, so geht die Sage um, hatten sie an den Gestaden des Stromes wirkliche Königreiche. Wenn man sich in ihre Hügel verirrte, öffneten sich die herrlichsten Säle;

Leuchter glitzerten auf goldenen Tischen, gläsern spiegelten sich die Wände und flimmerten vom Widerschein. — Zuweilen besuchten Menschen und Wichte einander. Freilich gab es auch Boshafte und Schelme unter den Kleinen, oder aber die Menschen bildeten sich ein, sie brauchten Verträge mit den Unterirdischen nicht zu halten; dann trennten sie sich im Zorn voneinander.

Freundlich und fleißig waren jene Völklein an den Rheinufern. Ein jeder ihrer Bürger mußte, wenn es darauf ankam, alle Arbeiten verrichten, kochen und backen, graben und kehren. Die Weiblein aber gingen zur Erntezeit über die Felder, sammelten die letzten Ähren und körnten sie. Dafür brachten sie den Nachbarn, den Irdischen, mitten in die Herbstarbeit die feinsten Kuchen. Und der junge Rheinkönig hielt es gut mit beiden Teilen.

Manche Menschen sind im Berg bei den Wichten zu Gast gewesen, aber nicht jedem ist es nach dem Dienst bei ihnen wohlergangen. Als einst ein Fischer auf dem Rhein abgetrieben wurde, führte ihn das Wasser vor eine Höhle der Wichtelleute. So geriet er in den Königssaal der Unterirdischen und stieß geradenwegs auf ihren Herrscher. Der hat ihn treuherzig empfangen und gleich als Reisläufer geworben. Die Zwerge hatten nämlich Krieg mit ihrem Nachbarvolk, und vielleicht haben sie ihn sogar mit Hilfe des armen Mannes gewonnen. Denn wenn er auch nicht viel Brot und keine Schätze in seiner Hütte hatte, mit den Waffen wußte er wie ein jeder Schweizer gut umzugehen. Und die Kleinen feierten den Sieg mit sieben Humpen Wein und drei Ochsen aus ihren Herden.

Mitten im Fest aber fragte der König nach Weib und Kind seines Kriegsobersten, das hatte er schier vergessen. Da kam das grimme Heimweh über den Fischer; er begann zu weinen, ließ sich seinen Sold auszahlen, nahm Urlaub und wanderte nach seinem Dorf hinüber — es war Gippingen am Bodensee.

Größer als früher schienen ihm die Höfe und unbekannt die Menschen, denen er begegnete. Von den Seinen war keiner mehr am Leben, nicht einmal auf dem Kirchhof fanden sich die Namen noch. Alten Urkunden konnte ein Schreiber entnehmen, daß ein Gippinger vor hundert Jahren ausgefahren und nicht wiedergekommen war. Da wurde der Heimkehrende sehr traurig. Er mochte nicht mehr fischen

noch Holz sammeln, er wollte auch nicht mehr zu den Unterirdischen zurück, sondern starb an seiner Einsamkeit.

Breithut am Bodensee

Biegt der Rhein nach Westen ein, ist er schon ein großer Strom und wird breit und breiter zum schönsten See der Alpen, an dem die Schwaben im Norden und die Alemannen im Süden um Liebe und gute Nachbarschaft wetteifern.

Trauben und Ähren wachsen heute reich an seinen Ufern.

Es scheint nicht immer so gewesen zu sein. Es ist ja auch nicht an dem, daß er, der mit dem Wilden Heer durch die Nächte stürmt, zu aller Zeit im Sattel sitzt. „Breithut" nennen sie ihn am oberen Rhein, wenn er mit seinem guten Gesellen durch das Land schreitet.

Einmal, es ist sehr lange her, kamen die beiden müde an den See. Sie pochten in der ersten Stadt, in die sie gerieten, bei den Bürgern an, um Unterkunft zu finden. Vielleicht wollte Breithut auch nur prüfen, ob sie arme Wanderer gastlich aufnähmen.

Aber alle Türen verschlossen sich vor dem sonderbaren Fremden im breiten Hut und wallenden grauen Mantel. Erst als er vor dem Tor der Stadt an die Hütte eines armen Tagelöhners klopfte, machte der ihm grüßend auf und lud die zwei Unbekannten auf ihre Bitte ein, bei ihm zu übernachten. Und die Frau tischte auf, während der Mann ein Lager bereitete. Die Gäste sagten zu Anfang nicht viel. Erst als sie ihren Hunger gestillt hatten, lehnten sie sich zurück und prüften die gutherzigen Wirte.

Dann dankte Breithut den beiden und fragte sie, ob sie ganz ohne Wünsche seien, vielleicht könne auch er ihnen eine Freude machen.

Die Tagelöhnersleute merkten, daß er, der zu ihnen gekommen, kein gewöhnlicher Mensch war. „Ach, Herr", sagte die Frau rasch, „was wir taten, geschah für Gottes Lohn, nichts als das!"

Ob sie wirklich nicht irgendeinen Wunsch hätten, fragte der Begleiter, den sein Herr Ulrich oder Uli anredete. Sie möchten es getrost kundgeben.

„Da Ihr so fragt", erwiderte der Tagelöhner, „will ich Euch antworten, daß es uns viel wäre, wenn unser kleines Gärtdien ein

wenig weiter in den See reichte!" Da lachte Breithut freundlich und begab sich zur Ruhe.

Er tat wenigstens so. Als die Kätner am anderen Tag aufwachten, waren die Gäste fort. Aber als sie ihnen nachblicken wollten, lag vor ihrer Tür ein Garten voll fruchtbarer Bäume und voller Beete mit Blumen, der schob sich weit in den See hinaus. Darüber prangten reifende Felder, und viel Vieh graste über eine große Weide. Es war indes sonst nichts verändert und niemandem ein Stück Acker genommen.

Als die Leute nun kaum fassen konnten, wie alles gekommen war, drang schon jener Bürger, bei dem sie meist in Tagelohn standen, bei ihnen ins Tor und fragte die beiden, wie sie es fertiggebracht hätten, so über Nacht reich zu werden. Der Arbeitsmann erzählte treuherzig, was ihm zugestoßen war. Da rannte der Bürger als erster die Straße am Bodensee entlang, um den Wanderer Breithut einzuholen. Andere liefen aufs Stadthaus und erzählten, und die Ratsherren beschlossen, den Gast feierlich zurückzubitten. Den besten reitenden Botenmeister sandten sie ihm nach.

Und die Männer erreichten Breithut mit seinem Ulrich und brachten vor, wie gern sie ihn einlüden, doch eine Weile in ihre Tür zu treten.

Der Fremde war nicht unfreundlich, aber er wußte, warum man ihn jetzt auf einmal zu Gast bat.

„Nun", sagte er, „wenn ihr mir versprecht, zukünftig Wanderer liebevoller zu empfangen, will ich tun, als hättet ihr ein Geschenk verdient. Was fehlt denn eurer Stadt?"

„Herr, am ganzen Ufer des Bodensees wächst der Wein", klagte der Botenmeister, „nur bei uns will er nicht gedeihen!"

„Nun, pflanzt eure Reben, sie werden von nun an Beeren tragen!"

Da dankten ihm der Bürger und der reitende Bote und kehrten, froh über das Geschenk, zur Stadt zurück.

Als die beiden Wanderer weitergingen, dachte der Knecht unwirsch, daß die Bürger eigentlich keine Strafe empfangen hatten. „Wie konntest du

diese ungnädigen Wirte auch noch belohnen", fragte er seinen Herrn, „und ihnen Wein wachsen lassen?"

„Tröste dich, es ist nicht der beste", sagte Breithut und schmunzelte.

Wirklich ist der Wein am Seeufer in der ersten Zeit noch oft recht sauer gewesen. Aber die Lindauer — die sollen es gewesen sein — haben es sich nicht verdrießen lassen, haben auf des Unbekannten Wort vertraut und setzen heute ihren Gästen den schönsten Wein vor. Sie meinen ja auch immer, in irgendeinem der Fremden könne sich jener Breithut verstecken, von dem sie noch anderen guten Dank erwarten.

Brautfahrt auf dem Seegrund

Der Rhein durchströmt den Bodensee in der Tiefe; dort hat der junge König einst zur Mittsommemacht ein großes Fest gefeiert, so gewaltig, daß die Ufer weithin unter Wasser standen. Aber es ist dabei niemandem etwas geschehen. Ob es eine Huldigung für die schöne Tochter des Grafen von Vorarlberg war, für jene Schelmin, die den verliebten Brautwerber mit ihren Rufen aus seinem alten Strombett zum Bodensee gelockt hat, weiß man nicht genau. Es liegt ja auch zu weit vor unserem Erinnern!

Aber man spricht oft an den Gestaden und rheinabwärts von der sommerlichen Feier der Wasserleute im See und von der schönen Ley, um deren Hand der Rheinvater immer wieder werben muß. Gewiß ist, daß man zuweilen auch ein großes Geigen und Singen vernimmt, das wohl der Spröden gilt. Wenn wir an stillen Tagen lange in die Wolken und dann auf den Bodensee schauen, ist es, als leuchte ein Antlitz auf der Flut, das der verliebte Rheinkönig vielleicht eben auf der klaren Oberfläche malte. Darin und auch im Flöten und Geigen sind er und die Seinen ja große Künstler.

Den Tag für solche Brautwerbung kennen wir. Es ist immer im Mittsommer, daß Nöck und Nixe sich finden.

Ob der Wassermann der Braut beim ersten Mal gleich ein Haus gebaut hat? Sicherlich, die beiden brauchten doch ein schönes Heim im Bodensee! Irgendwo auf dem Grunde steht es, aber für unsere Augen ist es ja durchsichtig.

Außerdem ist der Bodensee da, wo der Rhein hindurchströmt,

sehr tief, und wer will behaupten, daß er ohne Wunder den Grund erblickt?

Der Reiter auf dem Bodensee

Vielerlei erzählt man aus Winter und Sommer an Bodensee und Rhein.

Es ist bekannt, daß die Wasserleute und die grünhaarigen Nixen zum Winter arme Wanderer zu sich ziehen, um sie für eine Weile als Knechte bei den Ihren zu wissen. Einmal ist aber einer ungesehen über den ganzen See gekommen, so erzählt man. Er ritt von Norden heran und wollte nur zum nördlichen, dem schwäbischen Ufer des Sees gelangen, erschaute indes in Schnee und Nebel nichts als Winter um sich. Da vertraute er seinem Pferd und ließ es weiter suchen, aber es fand auch nur Schnee und Eis und kein Ziel.

Als der Verirrte endlich Lichter sah und Menschen ihn verwundert grüßten, freute er sich, hielt sie an und fragte, wo er sei und wo der See beginne; er wollte ja nicht über seine heimtückische Tiefe hinwegreiten. Da sagte man ihm, daß er das Eis des Bodensees längst hinter sich hätte, und bot ihm freundlich an, sein Pferd einzustellen und sein Glück feierlich zu begehen.

Der Reiter aber dachte an die endlose grüne Tiefe, über die er dahingetrabt war. Sein Herz schlug vor Entsetzen, er sank tot vom Sattel.

Der Sohn der Wasserfrau

Da, wo die große Mulde des Bodensees in zwei Zipfeln endet, liegt die Stadt Konstanz, die in der Geschichte viel gerühmt wird. Ihre Brücken über den Rhein verteidigten die Bürger gegen Völker aus dem ganzen Abendland. Manche Sagen von ihrem freien Sinn gehen um; aber ebenso schön ist die Geschichte vom Feldherrn Montfort, der die große Stadt verließ, um im Kloster Petershausen am Rhein seines Lebens Ruhe zu finden.

Seine Mutter war eine Wasserfrau gewesen, sie hatte das Kind ihrem Ehgemahl im Schiff geboren. Als der Sohn nun zum letzten

Mal am Uferschilf des Bodensees entlangfuhr, hielt eine fremde Hand den Kiel des Bootes an. Montfort aber spürte, daß er wieder Kind wurde, er hörte seiner Mutter Singen süß wie über seiner Wiege. Müde wurde der alte Mann, er schlummerte ein, schlug noch einmal die Augen auf, sah ein Antlitz und erkannte jäh sie, die ihn grüßte. „O Mutter, wie tief ich ruhte!" seufzte er.

Der Abt von Petershausen, der ihn begleitete, kniete erschrocken zu seinen Füßen, aber sein Freund tastete nach der Mutter Hand. Ihr wollte der Mann noch eine Weile dienen, ehe er zu seinem Herrn einging.

Die weißen Rosen auf der Mainau

Man erzählt von der Rheinburg Tegelstein auf der Mainau, daß die weißen Rosen so besonders reich an ihren Mauern blühen, und man verrät auch, warum es so ist.

Auf Tegelstein wohnte einst eine harte und geizige Gräfin Melchtild, die nicht gut mit ihren Leuten stand. Als nun einer ihrer fleißigsten Pächterinnen die Tochter starb und die Trauernde zu ihr kam und fragte, ob sie nicht der Toten einen Kranz weißer Rosen ins Grab mitgeben dürfe, schlug die Gräfin es ab, obwohl die Rosen rund um das Schloß an allen Mauern emporklommen. Da verwünschte die Mutter ihre hoffärtige Herrin und sagte ihr Unglück an, wie es über sie selbst gekommen. Wirklich mußte die Gräfin bald für die eigenen drei Töchter weiße Totenkränze binden. Ja, die Verwünschung dauerte an. Auch als sie selbst das Leben verlassen, mußte sie für alle Verstorbenen ihres Hauses weiße Rosen binden.

Das Verhängnis währte Jahrhunderte, bis das Geschlecht erlosch. Immer, wenn eine Frau des Namens starb, mußte die Tote zum Schloß aufbrechen und um Mitternacht weiße Rosen pflücken, und immer wuchsen sie zu der Stunde. Am Morgen fand man den Kranz dem Sarg zu Füßen.

Die Mainau wird Ordensland

Unter den weißen Rosen der Mainau lebte einst ein schönes

Fräulein. Es war die letzte Erbin der Insel. Oft kam ein Besucher den Rhein hinauf, ein edeldenkender Junker, der auf ihrer beider Hochzeit in Rosen wartete. Und es schien ihnen kein Glück größer als ihre Liebe.

Eines Tages jedoch zog der Ritter mit dem Heer der Kreuzfahrer aus. Sein Vater, der sich zu dem Zug verschworen hatte, wurde krank, und der Sohn mußte, wie es Sitte war, für ihn einspringen. Jahrein, jahraus harrte die trauernde Verlassene auf seine Heimkehr.

Der Ritter war aber in die Gefangenschaft der Sarazenen gefallen. Er grübelte in seiner Einsamkeit viel über die Heimat und seine Liebe und konnte sich nicht in sein Schicksal finden. Eines Nachts träumte er sogar, daß Gott ihm auf sein Gebet versprach, ihn zu befreien, wenn er in einen Seiner Ritterorden einträte.

Nach langem Schwanken gelobte der Eingekerkerte, das weltliche Leben zu verlassen. Aber er bat Gott, die Liebste noch einmal schauen zu dürfen, sei es auch nur, um sie von ihrem Treuschwur zu lösen.

An dem Abend danach erschütterte ein Erdbeben die Stadt, in der jener Ritter in Haft gehalten wurde; das Tor sprang auf, und er konnte entfliehen und kehrte unter viel Mühen heim. Von Lindau aus trug ihn der Rhein über den Bodensee bis zur Mainau.

Die Herrin der Insel wartete wirklich noch immer auf ihn. Sie hörte von seiner Ankunft und pflückte eilig von den weißen Rosen, in deren Schmuck die beiden doch Hochzeit halten wollten.

Dann aber sagte der Ritter ihr an, was er geschworen hatte und warum sie sich nicht mehr wiedersehen durften. — Das Fräulein schenkte die Insel Mainau dem Orden, den ihr Liebster gewählt hatte; er wurde sein Meister. Sie selbst ging in ein Frauenkloster, niemand weiß, wo sie sich verborgen hat. Es heißt, daß es eines war, von dessen Turm man über den Bodensee nach der Mainau hinüberschauen konnte.

Gründung des Klosters Reichenau

Auch über die Insel Reichenau geht eine alte Sage um. Sie wurde, so heißt es, von dem Frankenkönig Karl Martell, der mit seinen

Leuten den Rhein bis zum Bodensee hinaufruderte, seinem Freund, dem Glaubensverkünder Pirminius, geschenkt, damit er auf ihr ein Kloster gründe. Nun war das Eiland aber dafür bekannt, daß es nichts als Gewürm und Schlangen und viele andere Wesen des Bösen beherberge. Der tapfere Prior ist dennoch mit den Seinen hinübergefahren, er hat Gottes und des Heilands Segen über die Reichenau gesprochen und alles Unzeug beschworen, das Eiland zu verlassen.

Als sie die frommen Worte hörten, wanderten die Frösche, zu Heerhaufen geordnet, von der Insel; Ohrwürmer und Lurche folgten und in breiten Zügen Kröten und Salamander. Und alles wälzte sich zum Ufer und bedeckte die grünen Wasser des Bodensees weithin; niemand vermochte der Beschwörung des Heiligen zu widerstehen. Drei Tage und drei Nächte war die Flut von ertrunkenen Tieren bedeckt, dann erst begann Pirminius unter dem Schutz des Alemannenherzogs Landfried mit seinem Gefolge die Mauern für das Kloster zu ziehen.

Die Tiere bestimmen die Erben eines Ritters

Es gibt noch viele freundliche Sagen über die Ritter am oberen Rhein. Wißt ihr, wie die Burg Schwarzwasserstelz, die auf einem Felseiland mitten im Strom liegt, zu ihrem Erben gekommen ist?

Da wohnte einmal ein Ritter auf der Insel, ein redlicher und rechtlicher Mann, der sein Bestes für sein Land und seine Nachbarn tat und ein guter Richter war. Nur eine Frage vermochte er nicht zu lösen, nämlich, welchen seiner drei Söhne, Jakob, Markward oder Kurt, er zum Erben einsetzen sollte. Schließlich empfahl man ihm, eine alte weise Frau aufzusuchen und sie um Rat zu fragen.

„Nichts leichter als das", lachte sie ihn an. „Kehrt heim, Herr, und hört aus der Sprache der Tiere, denen Ihr begegnet, welchen Sohn sie Euch nennen. Sie wissen oft mehr als Vater und Mutter um die Herzen der Kinder!"

Als der Ritter nun zu seiner Burg auf der Insel heimkehrte, da flog ihm ein Rabe entgegen, der „Raab, jaak" und „Jaak, Jaak" schrie. ‚Das ist ein deutliches Zeichen', dachte der Ritter, ‚mein Ältester

Jakob soll der Erbe meiner Burg werden!'

Kaum aber erreichte er das Rheinufer, da begannen die Frösche im Ried: „Marmarmar, mark quaak!"

‚Also auch Markward soll erben', überlegte der Vater und fand den Entscheid der Tiere nicht übel, denn er hatte beide Söhne lieb. Als er dann aber schon der Brücke nahte, die zur Burg Schwarzwasserstelz hinüberführte, grüßten ihn die Tauben: „Kuruh, kuruh!"

‚Kurt soll erben', wußte der Ritter jetzt. ‚Wie klug die Vögel sind, sie wissen, daß mein Dritter den beiden anderen nicht nachsteht!'

Und er war glücklich über die Lösung, die ihm die Tiere mitgegeben hatten, daß nämlich alle drei Söhne zu gleichen Teilen erben sollten. Danach bestimmte er Markward für die Burg Schwarzwasserstelz, weil die Uferfrösche ihn verlangt hatten; für Jakob baute der Vater eine große Burg Rotwasserstelz, weil er am weitesten fortzog, bis unter den Kaiserstuhl. Für den Jüngsten aber errichtete er gegenüber vom Stammschloß die Burg Weißwasserstelz, weil die Tauben ihm den Weg gewiesen hatten.

Die Markgräfin zu Schaffhausen

Eine fröhliche Geschichte geht auch über die Stadt Schaffhausen um, vor deren Toren der Rheinstrom in die Tiefe stürzt.

War da ein junger Meister, der seinem Markgrafen ein Schloß mit sechshundert Fenstern erbaute. Aber in allen Fenstern spiegelte sich ihm das Bild der jungen Markgräfin, die wohl die Schönste im weiten Lande war. Und er verehrte und küßte sie, und es blieb dabei, bis eine alte Kammerfrau durch das Schlüsselloch erspähte, was sie nicht hätte sehen sollen. Da wurde der Meister zum Galgen geführt. Der Markgraf kam selbst, der Sühne beizuwohnen.

Zum Galgen aber ritt auch seine Gemahlin, als sie von dem Urteil vernommen hatte. Und sie trat vor die Grafen und Ritter, die mit ihrem Herrn gekommen waren. „Sagt", fragte die Zornige, „träft ihr die Markgräfin allein im neuen Schloß, was hättet ihr getan?" Und sie sah die Männer so an, daß alle die Wahrheit sagen mußten.

Da antwortete ein jeder ihr:

„Traf ich allein die schöne Frau an,
Ich würde sie halsen und küssen, wie es der Meister getan!"

Als der Markgraf so erfuhr, wie ein jeder über das Antlitz seiner Gemahlin viel Freude und Liebe empfand, befahl er dem Verurteilten, von der Leiter herabzusteigen, verzieh ihm und schickte ihn außer Landes. Die Schaffhausener aber haben von da an alle beide, Markgraf und Markgräfin, in ihrem Herzen getragen, und es ist eine lange, gute Zeit über Stadt und Land gekommen.

Es hat indes keiner mehr gewagt, mit der schönen Frau allein zu sein. Ein jeder hat sich eilig nach ihrem Gemahl umgesehen.

Vom großen Milchsee in Schaffhausen

Noch mehr als über ihren Markgrafen berichten die Schaffhausener über sich selbst. So etwa über Riesenkühe, die sie einst besessen haben. Damals, so prahlen sie, zog man bei Schaffhausen auch Schafböcke, so groß, daß die Vögel nur mit Mühe von einem Horn zum anderen flogen. Und Birnen gab es, daß drei Männer sie in den Keller rollen mußten. Und Pflaumen, davon brauchte man nur eine einzige für einen ganzen Tag!

Aber das Wunder waren doch die Schaffhausener Kühe. Jede von ihnen gab am Tag drei Eimer. Man grub schließlich einen Weiher mitten in der Stadt für all die Milch. Mit einem Einbaum fuhr man darüber hin, um den Rahm zu schöpfen, und mußte ein Segel spannen, um bei gutem Wind ans andere Ufer zu kommen. Die Kinder aber hielt man daheim; alle Wassernixen waren sehr eifersüchtig auf den neuen See und zogen die Menschen vom Ufer, um ihnen zu zeigen, wie lästig es war, soviel Milch schlucken zu müssen oder gar in ihr zu baden.

Der prahlende Fischersmann

Gern erzählen die Schaffhausener ihre Geschichten. Es heißt, daß sie ein wenig übertreiben, aber das kommt wohl von der Aufregung, die der große Rheinfall bewirkt, der dicht neben ihrer Stadt in die Tiefe stürzt.

Vielleicht bringt es auch das Geisterschiff mit sich, das so oft bei ihnen vorüberfährt, mitunter mit den Wolken segelnd, mitunter eben über der Flut.

Es ist aber nicht nur an dem, daß die Wassermänner, das sind die Nöcke, im Rheinfall ihr tolles Spiel treiben und die Nixenjungfem, wenn sie sich hinabgleiten lassen, mitten im Schwingen auffangen — auch die Menschen haben ihre guten und bösen Erfahrungen mit ihm.

Einst war oberhalb Schaffhausens ein Fischer in seinem Kahn eingeschlafen. Die Strömung oder eine spielende Nixe löste sein Boot, so daß er näher an den großen Wasserfall geriet und endlich im Donnern und Tosen in die Tiefe stürzte. Es geschah aber das Wunder, daß der Mann bei Leib und Leben blieb; das Boot hob sich unten aus Schaum und Strudel. Sogar von seinen Netzen hatte er zerrissene Schnüre in seiner Hand. Der Rheinvater hatte ihm das Leben bewahrt.

Der Fischer war ein Prahler. Er redete nicht viel von Riesenbirnen noch Pflaumen, aber er feierte um so gründlicher seine Rettung und behauptete in jeder Schenke um Mitternacht, daß er die gleiche Fahrt noch einmal versuchen werde. Und obschon ihm alle Freunde abrieten und, wie einige sagen, in der Nacht sogar der Rheinkönig selbst erschien und warnte, nur einmal dürften er und seine Töchter dem gleichen Menschen das Leben retten, wagte der Mann die zweite Fahrt. Von ihr ist er nicht heimgekehrt. Wohl aber hat der Himmel ihn nicht nur mit dem Tod gestraft. Er muß immer wieder als blasser Schatten in seinem Boot die Fahrt durch Gischt und kochende Flut machen und alle Schrecken durchleiden, bis ihn ein Mitleidiger erlöst. Noch ist es keinem gelungen.

Die Flußräuber unterm Laufen

Die Flußräuber des Rheins unterm Berg Laufen, die einst einen Vertrag mit dem Bösen geschlossen hatten, wurden von Gott lange Zeit vergessen. Der Teufel hatte sie in seinen Dienst genommen und als Lohn versprochen, ihnen, ich weiß nicht, wieviel hundert Jahre Lebens zu schenken. Aber selbst der Verlocker ist ja nicht allmächtig, er tut nur so, als habe er alle Macht. Als der Räuber

Leiber zu schrumpfen begannen, ließ er sie, um seinen Vertrag zu erfüllen, auch ohne Fleisch und Blut weiterleben. Als Knochengerüste von Rippen und Beinen fuhren sie auf ihre furchtbaren Raubzüge. Oft genug haben die Anwohner ihr schlimmes Boot auf dem Rhein gesehen. Stiegen sie aber aus und tranken im Wirtshaus oder verlangte jemand von ihnen ein Fährgeld, haben sie uralte goldene Münzen geboten. Daran erkannte man sie bestimmt.

Der Tote als Zeuge

Bei Säckingen herrschte lange Zeit ein Graf Landolf, der stärker als alle Verwunschenen war und prahlte, sie alle abwehren zu können. Aber auch er war nicht gerecht. Er zehrte vom Gut, das sein Bruder der Kirche hinterlassen hatte, und verlachte den frommen Abt Fridolin, der ihn bat, ihm doch seines Bruders Eigen herauszugeben.

„Weiß ich, ob er's euch wirklich vermachte?" erwiderte Landolf. „Laß ihn selbst kommen, wenn du die Macht hast! Bring ihn vor mein Gericht!"

Da fuhr der greise Abt von Säckingen schweigend über den Rhein zum Grab des Bruders, der in der Kapelle von Glarus schlief. Und er beschwor den Zeugen, sich zu weisen, und der Tote streckte langsam die weißen

Hände und das blasse Haupt aus der Tiefe der Gruft und erhob sich. „Führe mich", befahl er dem Abt. Der ergriff die beinernen Finger des Abgeschiedenen, und er brachte ihn über Berge und Täler, schleifend und schwebend. Bis zur Stunde des Dingtags dauerten Weg und Reise. Da traten der Tote und der Prior vor den Richter Landolf, und der Zeuge bekannte: „Mein Erbe ist des Klosters Gut, gib heraus, was du für dich genommen hast, Bruder!" Gleich nach den Worten aber wandte er sich, griff nach des Abtes Hand und bat, ihn zur Stille des Grabes zurückzuführen.

Landolf, Graf zu Säckingen, ordnete das Erbe des Toten. Dann war auch er bereit zum Sterben. Er wolle bei seinem Bruder ruhen, ließ er die Seinen noch wissen und bat Gott um einen milden Tod. Es ist ihm nach seinem Willen geschehen.

Schatten im Rhein

Vom Rhein bei Säckingen wird auch erzählt, daß dort ein Bauer wohnte, der so wenig nach seiner Obrigkeit fragte, daß ihn das hohe Amt einmal vier Tage ins „Bürgerstübchen" einsperren ließ. Da überkam den Mann solche Scham, daß er, als man ihn wieder aus der Haft entließ, sogleich dem Rhein zulief, um sich hineinzustürzen. Im kalten Wasser schien er sich jedoch zu besinnen und wollte es noch einmal mit dem Leben versuchen. Als er wieder emporkam, konnte er eine kleine Tanne am Ufer packen.

Aber die Wurzel riß, und der Stamm trug den Selbstmörder nicht, und was die Leute unternahmen, ihn zu retten, hatte auch keinen Erfolg. Noch lange Zeit danach sah man ihn als Schatten oft mit dem Bäumchen im Wasser auftauchen und niedersinken. „So viele Jahre im Wasser verfroren, wie Jahre am Leben verloren", hörte man ihn allen Freunden warnend zurufen.

Es heißt nämlich, daß einer, der durch eigene Schuld im Rhein umkomme, so lange ruhelos wandern muß, als ihm das Schicksal Jahre des Lebens zugesprochen hatte. Um solchen toten Seelen zu helfen, soll man am Ufer ein Häuschen bauen, mit Fenstern nach allen Seiten, damit sie gegen Wind und Wetter geschützt sind. „Ein Gespenst muß ein Dach haben", heißt es in der Schweiz; „hat es keins, geht es eins suchen!"

Ebenso schlimm ist's freilich, wenn jemand allzusehr dem Leben folgt.

War da einst ein Bursch, nicht weit von dem armen Bäuerlein, von dem ich eben erzählte, der täglich zu seiner Braut am anderen Ufer des Rheines übersetzte. Einmal sah er dabei auf halbem Weg eine alte Frau mit dem Wasser kämpfen.

Der Junge war indes so sehr auf die Begegnung mit seiner Liebsten bedacht, er tat, als sähe er nichts, strebte nur weiter und weiter und vergaß die Hilfe, die der Mensch dem Menschen bieten soll.

Plötzlich erkannte er die Frau als Nebelgebilde neben seinem Kahn wieder. Aus dem grauen Schatten war eine Nixe geworden. Und die wurde schön und schöner und sang ihm zu; schon duldete er, daß sie ihm die Ruder aus den Händen wand. Ja, er vergaß seine

Geliebte am anderen Ufer und wandte sich nur immer dem Antlitz zu, das sich von Zeit zu Zeit aus dem Wasser hob und ihm als Trugbild winkte und zulächelte, ohne daß er wußte, wieviel vergebliche Hoffnung er schon verbraucht hatte.

Jahr und Tag folgt er dem Scheinbild, niemals erreicht er es. Es geschah ihm aber dafür, daß er der armen notklagenden Ertrinkenden nicht geholfen hatte. Bis in die Ewigkeit muß er fahren, erzählt die Sage.

Von den Zauberern in den alten Rheintälern

Von der Stadt Sankt Gallen über Zürich, Luzern bis Bern reihen sich Flüsse und Seen, von denen viele alte Rheintäler sind. Die Leute meinen es wenigstens so und erklären, es sei daran zu erkennen, daß manche Zauberer sich in ihnen festgesetzt hätten, die doch alle mit dem Rheinkönig zu tun haben und sich in seiner Nähe Wohlbefinden.

In der Stadt Sankt Gallen zum Beispiel gehen vom Paracelsus und den Seinen viele Geschichten um. Es ist ja so, daß die Männer der weißen und schwarzen Magie auch andere herbeigezogen haben. Zu Bern wohnte mit seiner klugen Frau der Magier Hüssli, der es verstanden haben soll, die Erde wachen Geistes zu verlassen. Ihn besuchten Johannes Faust und Truhoved, der Cyprianus, vom kimbrischen Land. Nach Hüsslis Verschwinden klopften sie wohl auch wegen der schönen Wittib an, die ihres Mannes Künste nach seinem Tode fortsetzte und viele böse Geister von den Städten am Rhein fernhielt, die sonst in die Täler eingefallen wären. Da war ferner der Tüet in Glarus; von ihm erzählt man sich, daß er einen so dicht gewachsenen Bart hatte, daß er immer seinen eigenen Kopf in den Schoß nehmen mußte, wenn er sich die Backen scheren wollte.

Johannes Faust aber galt als der Schlaueste unter ihnen allen. Er fuhr oft an den Ufern rheinauf und rheinab, hatte mit dem Teufel einen wirklichen Vertrag geschlossen und ihm so verzwickte Aufgaben gestellt, daß der Böse sich später nur noch die Daumen leckte, wenn ein gelehrter Herr auf den Vertrag mit Faust zu sprechen kam und ihm einen gleichen vorschlug.

Faust kannte auch die Schlösser des Rheinkönigs im Strom und

hat ihn und seine schöne Frau Ley oft besucht. Er soll den Menschen sogar eine Karte über sie hinterlassen haben, aber die hat der Teufel gestohlen. Die Irdischen sollen, so wünscht er es, nicht zu oft mit denen aus der Flut zusammenkommen; er fürchtet, daß sie miteinander trinken und rauchen und einen Bund gegen ihn schließen würden.

Nun, das tun alle Wackeren ohnehin.

Vom großen Unhold Elbsten

Auch die am Vierwaldstätter See meinen, daß einst der Rhein an ihnen entlang geströmt sei; gern fahren die Holden und Unholden noch einmal in ihre alten Unterschlüpfe.

Einmal hat wieder einer voll Neugier den See bereisen wollen. Aber er hat sich gefangen und vergeblich versucht, die Brücken zu sprengen und zum Rhein zurückzugelangen.

Wohin der Unhold gehörte, hat niemand erkunden können; er schien zuweilen eine sich windende Schlange, auch ein Drache oder ein Feuerrad und hieß bei den Menschen der Elb oder Elbsten. Er war so groß, daß die Leute meinten, eine Insel gleite über den See, und wenn sein Rückenkamm über das Wasser dahinschwamm, glaubte manch einer, ein gesunkenes Schiff habe sich aus der Tiefe erhoben.

Fünfhundert Jahre hindurch haben die Bauern am Vierwaldstätter See das Ungetüm beobachtet, oft verbarg es sich unter treibenden Bäumen, oft in halb versunkenen Kähnen; einmal, nachdem es sich sieben Jahre lang nicht mehr gezeigt hatte, ist es sogar wie eine ungeheure Sau, rot wie Feuer, aufgestiegen. In den Nächten aber, so wollen die Sennen wissen, schleppte es sich bis zu den Almen hinauf und erwürgte das Vieh. Die Bauern haben den Elbsten nicht zu fangen vermocht, aber sie meinten, es sei schon ein Verdienst, ihn im See festzuhalten.

Was würde geschehen, fragten sie, wenn der Unhold eines Tages in den unteren Rhein geriete oder in den flachen Niederlanden über die Deiche kletterte und sich in Rotterdam oder Amsterdam in die Straßen legte? Am Ende gäb's Krieg zwischen den Schweizern und

Holländern nur wegen des Elbsten?

Wir Menschen stehen uns nicht so gut mit den Elfen oder Elbsten wie mit den Zwergen. Die Elfenkönige sind oft eifersüchtig auf uns, aber ihre kleinen Frauen im Wald und Busch helfen uns und den Himmlischen doch freundlich, gleichwie sie auch dem Wasservolk im Rhein lustige Nachbarn sind.

Der Küfer in der Drachenhöhle

In den alten Rheintälern muß man auch auf Drachen und Lurche achtgeben, die Stadtschreiber des Schwyzerlandes berichten aus frühen Zeiten unheimliche Geschichten über sie. Wißt ihr, was einem ehrbaren Küfer aus Luzern zustieß? Er wollte sich billige Reifenstangen für sein Gewerbe von den Bergen holen. Dabei ist er in eine tiefe Felsgrube gefallen, in der sich, wie sie es lieben, gerade zwei Drachen aus dem Rheintal zum Winterschlaf eingenistet hatten. Es müssen indes gutmütige Unholde gewesen sein; die beiden haben ihm nichts zuleide getan, sie haben ihn im Gegenteil belehrt, wie man sich von der Salzschwitze der Höhlenwände ernähren könnte.

Vielleicht hat sich auch ein Knecht des lieben Gottes, dessen Barmherzigkeit der Verunglückte Tag und Nacht erflehte, seiner angenommen und in den Unholden das Gute, das selbst in den Aberwesen schlummert, aufgeweckt? Den ganzen Winter hat der Küfer mit den Drachenbrüdern in der Höhle verbracht, sie wurden fast Freunde miteinander. Ja, als die beiden sich im Frühling zur Höhe ringelten und die Flügel spannten, um den Rhein entlang bergab zu fliegen, hat der Mann ihnen nachgeschrien, ob er vielleicht allein in ihrem Loch bleiben sollte. Als der jüngere Wurm das hörte, drehte er sich aus Erbarmen noch einmal um und senkte seinen Zagel, das ist der lange Schweif, in die Felsgrube hinab. Und der Küfer hat verstanden, was der Drache ihm riet; er hat sich mit beiden Armen an den Schwanz des Unholds geklammert und aus der Höhle hinaufziehen lassen.

Dann ging es, hui, zum Rhein hinüber, an dem die Drachen in der Sommerzeit lebten.

Der Luzerner hat Mühe gehabt, sich festzuhalten, aber es ist ihm

doch gelungen. Bei Basel hat ihn der junge Lindwurm dann abgeschüttelt.

Die Gersauer henken den Verkehrten

Übrigens sind am See und bis zum Rhein hinab noch andere undeutbare Dinge geschehen.

Vieles wird den Wasserleuten aufgeladen, die gern herüberkommen, um den Vierwaldstättern ein Schnippchen zu schlagen, aber manches bleibt auch ungeklärt.

Was ist zum Beispiel den Gersauern zugestoßen? Da wollten sie einmal einen der Ihren henken, einen Dieb, den sie am Seeufer entlang zum Galgen rudern mußten.

Als sie ihn aber ins Boot steigen hießen, hat es den armen Schelm wie eine wilde Angst ergriffen. Er sei noch nie über ein Wasser gerudert, schrie er, und sie möchten in seiner letzten Stunde Mitleid mit ihm haben, er fürchte sich vor dem Volk im See.

Der Gefangene bat so jämmerlich, die Gersauer hatten Erbarmen und erlaubten ihm, am Ufer entlangzulaufen, während sie ruderten. Damit er ihnen jedoch nicht entwiche, hingen sie ihm eine Schelle um, so daß sie immer wußten, ob er auch den rechten Weg zur Richtstätte ginge. Als sie indes beim Galgen landeten und das Glöcklein wacker näher kam, da meckerte der arme Sünder, und als sie ihn recht besahen, war aus ihm ein Ziegenbock geworden, der nun das Glöcklein trug.

Da begriffen die Gersauer, daß der Teufel ihnen einen Schabernack angetan und den Dieb in einen schwarzen Bock verwandelt hatte.

Aber Strafe bleibt Strafe. Der Bock wurde, damit der Übeltäter nicht um seine Sühne käme, feierlich unter den Galgen geführt. Das Urteil wurde ihm noch einmal verlesen.

Dann trug der Henker, so sehr sich der vermeintliche Sünder wehrte, ihn auf seinem Buckel die Leiter hinauf, schob den Kopf des Tieres in die Schlinge und stieß es vom Holz.

Leider haben die in den Nachbargemeinden nicht den gleichen Glauben gehabt, sondern gelacht und von einem Dieb erzählt, der

sich bald in allen Schenken gerühmt, wie er einem armen Bock die Schelle umgehangen habe. Viele Schoppen Wein haben die Bauern für ihr Gelächter bezahlen müssen. Dann aber haben sie ebenso ernsthaft bedacht, wie sie den Schelm aus ihrer eigenen Gemark entfernen könnten.

Die Molken im Rhein

Das Land zwischen den Städten und dem Gebirge, das dem Rhein so viel Wasser zubringt, hat dem Strom nicht nur fröhlichen Besuch, sondern auch manchen Verdruß bereitet; oft war der Übermut der Unholde allzu groß. Warum im Wasser des Rheins zuweilen so viel Molke schwimmt, daß es fast wie eine weiße Wolke aussieht, ist zum Beispiel die Schuld der Nidelgreet.

Da hatte die Hexe — und jeder wußte darum — einen Spruch gefunden, der ihre einzige alte Kuh zum Milchgeben ohne Ende brachte und ihr selbst auferlegte, so lange melken zu müssen, bis sie den Gegenzauber sagte. Ja immer, wenn jemand nahe kam, wußte sie mit einem zweiten Spruch den Milchstrom abzustellen; nur an den gefüllten Eimern sah man, wie wohl es ihr erging.

Nun war einmal ein Nachbarkuhhirt sehr eifersüchtig und versteckte sich bei der Nidelgreet, um zu erfahren, was an den Gerüchten wahr sei, daß sie zu zaubern vermochte. Es ist ihm auch gelungen, sich gut zu verbergen; so vernahm er, wie die Nidelgreet beim Melken vor sich hin murmelte: „Hexengut und Sennerzoll, Von jedem Strich zwei Löffel voll!"

Gleich, nachdem der Hirt den Spruch gelernt hatte, stahl er sich davon, holte bei sich selbst Melkschemel und Eimer hervor und begann zu summen, wie er es gehört hatte: „Hexengut und Sennerzoll." Aber ihm genügten keine zwei Löffel, drei wollte er von jedem Strich haben.

Wie er molk und molk! Und wie die Milch schäumte, schon war der Eimer voll! Da fiel dem Sennen mit Schrecken ein, daß er nur das Wort zum Beginn, nicht das am Ende des Melkens wußte. Er wäre gern zur Nidelgreet hinübergelaufen, aber seine Hände fanden kein Aufhören. Und aus den Eutern strömte und strömte es, er mußte

melken, stundein, stundaus.

Nichts half dem Unglücklichen. Die Milch aber quoll über den Boden, sie stieg und stieg ihm bis zur Brust, zur Kehle. Schließlich mußte der Hirt im Stall ertrinken. Danach ergoß sie sich aus dem Fenster und die Alm hinab in den Fluß. Sie trübte das reine Wasser und schwamm in dichten weißen Wolken bis in den Rhein.

Wo die Alm des Sennen einst stand, weiß heute niemand mehr; die Nidelgreet wird einen Spruch gekannt haben, alles unsichtbar zu machen. Aber im Rhein ist bald hier, bald dort die weiße Milch zu sehen, die noch immer quillt.

Einige meinen freilich, die Greet selbst sei nicht mehr am Leben. Der Sturmwind hätte die Hexe, als sie sich über den Tod des Hirten freute, in einer schwarzen Wolke geholt und mitsamt ihrer Hütte in einen Stein verwandelt. Da müsse sie nun warten bis zum Jüngsten Gericht.

Der Stier aus dem Rheinfluß in Uri

Mitunter kommt einer vom Wasservolk als Stier am Ufer des Rheins hoch und tut viel Unheil. Meist läßt er sich, wenn er sich genug umgesehen hat, von einem Hirt zu einem anderen Flußlauf führen. — Oft aber weiß man nicht, wo er bleibt. Wie lange hat man doch nach dem Stier gesucht, der in Uri den Drachen tötete; noch heute kann niemand das Rätsel lösen. Wahrscheinlich hatte sich in ihm ein Nöck aus dem oberen Rheintal verborgen, der auch wieder dahin heimgekehrt ist, woher er gekommen war.

Wie hat's doch begonnen? Da lebte einmal vor langer Zeit ein junger Schafhirt im Dienst der Engelberger, der hatte eine närrische Freude an seiner Herde. Als er aber einst in der des Nachbarn ein silberweißes Tier fand, das ihn noch edler denn alle in seinem eigenen Trieb dünkte, kaufte er es für sich selbst und sorgte für sein neues Schaf, als gehöre es zu den Christenmenschen. Nach einiger Zeit warf das Tier ein Lamm und verendete. Da übertrug der Hirt alle Zärtlichkeit auf das Junge und meinte schließlich, er müsse es wie ein Pfarrer die Kindlein und nach christlichem Brauch taufen. Sogar geweihtes Wasser verschaffte er sich. Als er davon freilich die ersten

Tropfen über das Lamm goß, verwandelte sich das Wasser in Feuer und verzehrte den Hirten.

Das Lämmlein aber wuchs zu einem Drachen mit Schuppen und Krallen an den Tatzen — zu einem gierigen Drachen, der sich gleich aufmachte, das Vieh auf den Almen aufzustöbern und anzufallen. Schließlich verkauften die Engelberger ihr Land an die Bauern von Uri.

Aber auch die wußten nichts mit dem Untier anzufangen, bis sich ein Schüler des großen Magiers Hüssli bei seinem Meister erkundigte. Von ihm erfuhr er, die Bauern von Uri müßten neun Jahre lang ein silberweißes Stierkalb nur mit Milch tränken, bis das Tier zu voller Stärke gewachsen sei. Dann müsse eine reine Jungfer den Stier auf die Alm führen, wo der Drache hause, und die beiden zum Kampf antreiben. Nur so könnten sie den Unhold wieder loswerden.

Nun, die Männer von Uri wollten das Engelberger Land nicht umsonst gekauft haben. Sie taten, wie es der weise Hüssli ihnen aufgegeben hatte, fanden ein schneeweißes Stierkälbchen und bauten ihm einen Stall.

Nach den neun Jahren, als man schon merkte, daß der Stier ein großer Kämpfer geworden war, erbot sich eine Jungfer aus dem Dorf Attinghausen, ihn gegen den Drachen zu führen. Sie hatte ihren Liebsten verloren

und war bereit, ihr Leben zu wagen. Von den Eltern nahm sie Abschied, zog ihr Brautkleid an und knüpfte aus ihrem hellen Haar ein Band, den Stier zu leiten. Da gehorchte er ohne Murren.

Als das Tier nun nach einiger Zeit spürte, daß ein Unhold in der Nähe sei, und es kundgab, löste die Jungfrau rasch das Band. Aber sie folgte dem Stier, obwohl ihr gesagt war, sie solle gleich zu den Ihren umkehren. Bald hörte das Volk von Uri, das ängstlich wartete, wie Brüllen und drohendes Keuchen sich einander näherten; schon vernahm man ein wildes Krachen und Lärmen. Endlich fiel ein heftiger Donnerschlag, der das Gebirge zu spalten schien. Dann wurde es still.

Ernst stiegen die Männer von Uri den Berg hinan. Den Stier fanden sie nicht. Wohl aber sahen sie den Drachen zerstampft und zu

Tode verblutet. In einer seiner Klauen entdeckte man Spuren vom hellen Haar und etwas von den goldenen Fäden aus der Brautkrone der Jungfrau, die den Stier gegen seinen Feind geführt hatte. Da wußte man, daß auch sie umgekommen war.

Die Männer von Uri haben damals ein Abbild des Stieres zum Dank in ihr Wappen aufgenommen. Ob er gestorben oder wo er abgeblieben, ist niemals bekannt geworden. Einige Nüchterne meinen ja, er hätte nach dem Kampf mit dem Lindwurm zu viel Kaltwasser getrunken. Andere wollen wissen, daß ein Wassermann während der neun Jahre des Wachsens in ihn eingeschlüpft war und daß ihm im Rheinstrom eine ewige Herberge angewiesen wurde dafür, daß er weithin das Land vom Drachen befreit hatte.

Die Fußstapfen im Rhein

Wo Aare und Rhein ineinanderströmen, sieht man oft leuchtende Fußstapfen mitten im Wasser. Die stammen von einer gütigen Königin, die einst über das Land geherrscht hat. Ihren Namen weiß niemand mehr; es ist nur bekannt, daß ihr Schloß nahe am Zusammenstrom der beiden Flüsse lag.

Lange Zeit lebte die edle Frau dort ungestört. Dann wurde ihr Brudei unzufrieden, daß er nicht Herr auch ihrer Äcker und Wiesen geworden war und versuchte sie gefangenzunehmen. Als die Königin eines Tages am Flusse wandelte, sah sie, wie sich rund um ihre Burg die Dienstmannen des Bruders zusammenzogen, um die Tore zu brechen. Eilig mühte sie sich, die Burg getreuer Freunde zu erreichen. Aber ihr Fuß glitt aus, sie stürzte vom Fels in den Strom.

Das Wasser tat ihr jedoch nichts an. Die Frau konnte sich erheben, schritt wie auf einem Spiegel und wanderte auf der Flut den Rhein hinab, bis sich die Münstertürme von Basel zeigten.

Und immer leuchten seitdem die Fußstapfen der fliehenden Königin irgendwo auf.

Burgmauern aus Treue

Um so getreuer hielten die Freunde zu dem jungen Grafen von

Habsburg, der gleich jener Königin seine Burg im Aargau hatte. Er hatte es aber nicht für nötig gehalten, sie mit Mauern zu schützen.

Einst bekam der Graf Besuch des Bischofs von Basel, der höflich Burg und Rüstung besah. Als der hohe Geistliche abends beim Wein mit dem Habsburger zusammensaß, meinte er spöttisch, daß der Ritter wohl einen schönen Habichtshorst hoch im Gefels habe, aber noch nie habe er einen Grafensitz wie diesen ohne Mauern und Zinnen gesehen. Da trat der Habsburger auf den Söller seiner Burg, setzte sein Horn an und blies.

Eine Weile danach, als der Bischof sich noch um den Bundesgenossen Sorgen machte, ritten von allen Seiten Männer in blinkenden Rüstungen an, scharten sich in der Nacht um den Burgturm ihres Herrn und fragten, wo der Feind anrücke.

Der Habsburger bat in der Frühe den Gast, ans Fenster zu treten.

„Die Mauern stehen, Hochwürden! Hab ich's Euch gestern beim Wein richtig beschworen? Versucht, sie zu brechen, so Ihr wollt!"

Der Bischof von Basel nickte: „Nichts ist so fest wie Treue!" Und er sprach seinen Segen über die neue Burg.

Die Glocke im Rhein vor Basel

Von der Königin habe ich erzählt, die auf der Flucht vor ihrem Bruder in den Rhein stürzte, sich wieder erhob und, silberne Fußstapfen hinter sich lassend, bis Basel gelangte. Wir wissen nicht, was aus der armen Verfolgten später geworden ist; einige sagen, daß sie mit den Ihren die Glocke im Rhein hütet.

Es ist eine der schönsten Geschichten um Basel, daß die große Glocke der Stadt, die aus dem Münsterturm stürzte, an einer tiefen Stelle des Stromes liegt und da unten die Wasserleute zu Gott mahnt.

Wer oft in Mondnächten unterhalb des Münsters von Basel am Rhein entlangwandert, der sieht es wohl jäh aus der Tiefe wie von weißem Erz aufblinken. Und wer dann den Schritt einhält und am Ufer stehenbleibt, dem tun sich mitunter die Augen auf, und er schaut ein Volk von Wasserleuten, das hoch vom Rheinwaldtal oder von den Seen stromab reiste und hier vor der im Rhein versunkenen Glocke verweilen und lauschen möchte. Ja, wenn die Geister sich

anderswo selten zur Andacht zusammentun, vor der Glocke aus dem Baseler Münster vergessen sie ihre Scheu, neigen sich vorm Zeichen des Kreuzes und bitten, den Menschen ähnlich zu werden — so erzählt die Sage. Bevor sie ihre Andacht beginnen, kann man ganz deutlich aus dem Strom die Glocke leuchten sehen und kann das Läuten vernehmen, mit dem sie die Geister des Rheins und die Toten der Erde und der Ufer herbeiruft, vor allem anderen Gebet Gott für Seine Schöpfung zu lobsingen.

Die Glocke ist bei dem großen Erdbeben, das die Stadt vor Jahrhunderten erschütterte, vom Münster in den Strom gefallen. Viele Leute haben damals gesehen, wie sich der Turm neigte, wie die Glocke ihren alten Lugplatz verließ und wie sie, von einer unsichtbaren Hand gepackt, jäh in den Rhein stürzte. Danach hat sich der Turm wieder aufrecht gestellt.

Die Basilisken zu Basel

Es ist gut, daß die Glocke im Rhein bei Basel Zeugin des frommen Willens der Menschen ist. Es heißt nämlich, daß in alten Zeiten in der Nähe der Stadt viele Basilisken auskrochen, mehr als an anderen Ufern. Viel-

leicht hat der Rheinvater, weil die Glocke auch denen in der anderen Schicht läutet, gerade rund um Basel alle Gefahren gesammelt, damit sie gemeinsam desto leichter überwunden würden.

Ja, viele gelehrte Herren und Geistliche haben berichtet, wie bei Basel, allen Frommen und Guten zum Kummer, einige Hähne Basilisken haben ausbrüten wollen, und daß nur die große Aufmerksamkeit der Baseler Bürger und Bauern ein Unglück verhütet habe.

Ihr wißt sicherlich, was ein Basilisk ist. Wenn ein schwarzer Hahn ein Ei legt und es ausbrütet, kommt nach griechischen Berichten ein Schlangenwesen mit Flügeln zur Welt, das aufrecht zu gehen und den Menschen gefährlich zu werden vermag. Auch wenn es kaum größer ist als ein richtiger Hahn, hat es die Eigenschaft, mit einem einzigen Blick Menschen zu töten und Mauern zu zerbrechen. Schon die Alten wußten darum, wieviel mehr die Baseler, die doch alle

Gelehrtheit geerbt haben; eine Weile hieß es sogar, daß der Name der Stadt von dem furchtbaren Untier herrühre; vielleicht, um den Nachbarn Schrecken einzujagen?

Die Herleitung des Namens hat sich als ein Irrtum herausgestellt; wir dürfen, wenn wir den Rhein hinauf- oder hinabfahren, ohne Herzklopfen die schöne Stadt anschauen. Und die Geschichte mit den Basilisken hat auch ihr Ende gefunden. Die Baseler sind unerbittlich gewesen, sie haben immer wieder den Scharfrichter bestellt, um Hahneneier zu verbrennen oder unheimliche Wesen, die just daraus erbrütet waren, im Beisein einer Menge von Menschen auf dem Kohlmarkt mit dem Schwert hinzurichten.

Das Erdbeben von Basel

Unweit der Stadt Basel wohnte ein reicher Pfalzgraf des bischöflichen Stiftes, Thierstein mit Namen. Als Thierstein eines Tages einen Freund nach Basel brachte und der Gast ihn, den Pfalzgrafen, wegen seines schönen Weibes und wegen des Kindes, das sie ihm geboren hatte, wie auch wegen des Schlosses auf dem „Blauen" recht von Herzen glücklich pries, ritt ein Priester an ihnen vorbei. Der hörte vom Rücken seines mageren Gauls die Lobrede und warnte: „Hütet euch, bleibt demütig auch in der Freude! Alles Glück ist zerbrechlich wie Glas!"

Der Thiersteiner ärgerte sich. „Muß denn in allen fröhlichen Gesang ein Rabe krächzen?" schalt er.

Der Freund aber schrie, der Pfaffe möge wie der Herr Christus zu Fuß gehen, statt von seiner Mähre herab ungefragt Weisheit zu geben.

Als der Thiersteiner nun einige Zeit später heimritt, suchte er den Priester überall, um sich mit ihm auszusöhnen; aber er fand ihn nirgendwo. Vielleicht war er ein Verkleideter gewesen oder gar ausgeschickt, um ihn und seinen Freund zu prüfen? Während des Weges breiteten sich nämlich eine Schwüle und eine dumpfe Luft weithin auf allen Straßen. Die Tiere atmeten mühselig, die Bracken heulten, und die Vögel in den Wipfeln verbargen sich. Ein Unheil ohne Maß schien sich anzukündigen.

Auf einmal begann die Erde rundum zu beben. Der Graf Thierstein wurde gewahr, wie der Burgturm, in dem sein junges Weib mit ihrem Kindlein wohnte, stürzte und ins Tal niederrollte. Wieder und wieder schüttelte sich die Erde; als Thierstein zurückblickte, konnte er gerade schauen, wie die Türme Basels sich zum Rhein neigten. Die Stadt aber brannte, daß man weithin den Feuerschein sah.

Bis tief in die Nacht arbeitete der Graf mit seinen Leuten und hoffte, unter den Trümmern des Schloßturms Frau und Kind zu finden. Die Fackeln verloschen jedoch im Sturm, und die Erde rollte unaufhörlich. Am Morgen erst fand der Burgherr sein Kindlein. Es war unversehrt. Die Frau hat man trotz aller Mühe nicht mehr auszugraben vermocht.

Auch der Freund, den der Thiersteiner zur Stadt begleitet hatte, war in den geborstenen Straßen Basels umgekommen.

In jedem Jahr hielten von da an die Bürger und mit ihnen der Thiersteiner im Baseler Münster in grauem Büßergewand, brennende Kerzen in den Händen, eine große Trauerfeier ab. Und jedesmal erinnerte sich der Unglückliche an das Wort: „Glück ist zerbrechlich wie Glas!"

Niemals hat der Pfalzgraf übrigens erfahren, wer jener Priester auf dem mageren Pferd gewesen ist, der ihm das Unheil angekündet hatte. Vielleicht, daß es einer vom Rheinvolk war, der warnen wollte und aus dem tiefen Strom aufgestiegen war, um die stürzende silberne Glocke des Münsters in den Armen aufzufangen.

In Rosen baden

Ein anderer Übermut wurde in jener Zeit des Erdbebens gestraft, und auch da erfuhr niemand, wer die Strafe vollzogen, noch ob gar die Glocke dazu geläutet hat, wie manche Baseler es wissen wollen.

Herr Burkhart Münch war als tapferer Feldobrist bekannt. Er nahm, als seine Stadt ihm zu klein schien, Dienst beim Königserben, beim Dauphin von Frankreich, und hielt zu ihm, auch als der andere gegen Münchs eigenes Volk am Rhein und gegen Basel auszog. Nahe der Stadt kam es zur Schlacht; das Glück wandte sich gegen die Eidgenossen, die vom Dauphin und seinem Feldherrn geschlagen

wurden.

Als der Obrist nun mit den siegreichen Hauptleuten über die Walstatt ritt, sahen sie die Toten in ihrem Blut liegen. Burkhart aber scherzte: „Heut ist ein Tag, da baden wir in Rosen!"

Es hatte ihn jedoch einer der todwunden Eidgenossen gehört. Er richtete sich auf und warf mit letzter Anstrengung einen Stein von unten an den Helm des Feldherrn. Und er hatte noch solche Macht im Arm, Burkhart Münch sank zurück und starb, während er vom Sattel stürzte.

Es ist unwahrscheinlich, daß ein Todwunder allein den Wurf vermocht hat. Vielleicht ist ihm aus der Glocke die Kraft gekommen, den zu strafen, der über seines eigenen Volkes Not gespottet hatte.

Die schöne Ley und der Rheinkönig

Der Rheinkönig wurde älter, aber der schönen Ley, die sich ihm anvertraut hatte, begegnete er selten. Bei manchem vornehmen Volk zwischen den Hügeln, bei Frau Zälde — das ist Frau Sälde, die Glücksbringerin — und bei Frau Holle wurde er eingeladen. Er war ja der oberste Herr der Wasserleute, solange er dem nachstrebte, was ihm die Riesen der Berge aufgegeben hatten.

Vieles vernahm er, soweit sein Strombett reichte. Vieles sah er neu. Als er eines Tages vor Basel der schönen Ley wieder begegnete, der er doch im Bodensee ein Haus gebaut hatte, lachte sie über ihn und tat, als kannte sie ihn kaum. Zornig eilte er hinterdrein und griff nach ihrem Arm.

Ob sie etwas vermisse, fragte er.

Nun, meinte sie, er habe ihr doch einst eine große Burg versprochen, so wie ihr Vater eine gehabt habe. Dann floh sie vor ihm. Es heißt, daß sie bis zu den Schwaben über Land sprang; sie war ja nicht Wasserfrau allein, sondern hatte noch Brüder unter den Menschen.

Der Rheinkönig erboste sich erst sehr über sie, dann dachte er ernsthaft nach, wie er im Strombett ein gläsernes Schloß für sie errichten könnte.

Der Rheinvater kommt in Basel zu Gast

In Basel nahm um jene Zeit auch der Zauberer Faust oft Quartier, wenn er Paracelsus in Sankt Gallen besuchte oder von seiner lieben Frau Hüssli nach Frankfurt heimkehrte.

Der große Melanchthon schreibt über Faust, er habe, als er in Krakau auf der Universität studierte, die Magie gelernt und habe bald mit Hilfe des Teufels zu fliegen vermocht. Damit tut er dem Zauberer vielleicht Unrecht. Der Schreibende will wahrscheinlich vom Mantel erzählen, den Faust so wie auch sein Freund Cyprianus von der schönen Frau Holle als Geschenk erhalten hatten, just um den Bösen zu übertölpeln.

In Basel erzählt man, Faust habe oft ein Pferd und einen schwarzen Hund bei sich gehabt, der alles für ihn verrichtete — das wird der Teufel gewesen sein. Der Hund habe bei ihm die Gestalt eines Dieners angenommen, um seinem Herrn aufzuwarten und Speisen zu bringen. Faust habe

des öfteren seinem Wirt, dem berühmten Baseler Gelehrten, Herrn Johannes Gast, Flugwild von ganz absonderlicher Art zum Braten geschenkt — Vögel, von denen niemand wußte, woher sie kamen, weil sie weder in Basel feilgeboten noch überhaupt in der Art im Rheintal vorkamen. Insbesondere habe der Gelehrte dem Gastgeber Fische mitgebracht, die entweder aus der tiefen Erde oder weither vom Weltmeer geschickt waren. Einmal habe er dem Baseler auch einen alten Freund angemeldet, so daß der auf Merlin oder auf Truhoved, den Cyprianus, gewartet habe. Es sei aber mit schwerem Schritt einer eingetreten, der als Geschenk einen triefenden Knochenfisch mitbrachte, so daß viel Wasser in die Stube lief.

Der Fremde sei kein schlechter, sondern ein gütiger Mann mit etwas grünlichem Haar gewesen, erzählt man sich, unbeholfen, als sei ihm solch Gastmahl ungewohnt. Aber er habe sich doch nicht unfreundlich gehalten. Den Aufträgern und Dienern des Herrn Gast habe er sogar alte goldene Münzen geschenkt. Und einige sagen, es sei der Rheinkönig gewesen.

Weil danach nämlich böse Zungen behaupteten, der Gelehrte habe den heidnischen Schimmelreiter im Mantel und breitkrempigen Hut zu sich geladen, hat sich Herr Johannes Gast beim hohen Rat der

Stadt auf Faust als Zeugen berufen. Und der hat eine Erklärung abgegeben, daß die Baseler den Wasserkönig lieber ehren und einladen sollten, wie sein Freund Gast es getan, statt ihm dies oder das nachzureden. Man müsse doch den Rheinkönig und den Wilden Jäger unterscheiden können.

Vielleicht haben die bösen Zungen daran schuld gehabt, daß der Rheinvater seine erste Burg stromabwärts und nicht vor Basel errichtet hat. Freilich kann es auch sein, daß er die Glocke aus dem Münster, die gerade vor der Stadt in der Tiefe lag, nicht hat fortschaffen wollen.

Die Baseler Turmuhr

Viele Kriege haben die Baseler geführt, und selten hat ihnen der große Strom Hilfe oder Vergeltung versagt. Einmal hätte die Stadt indes beinahe verloren, und vielleicht ist es ein Bote des Rheinkönigs gewesen, der als Unbekannter ihr im letzten Augenblick eine Warnung hat zukommen lassen.

Vor allen Toren von Basel lagerte der Feind; die Bürger hungerten arg und meinten, es könne ihnen keiner mehr helfen, nicht einmal der Rheinvater, der ihnen bis dahin doch immer schützend zur Seite gestanden hatte. Einige gaben sogar alle Hoffnung auf, ihr Volk frei zu erhalten; sie verrieten die Ihren und versprachen den Feinden, die Tore zu öffnen, brächten sie nur genug Brot für ihre hungernden Kinder in die Mauern. Um Mitternacht, so verabredeten sie, würden sie die Wächter unter den Toren erschlagen und die Riegel für die Feinde aufstoßen.

Andere aber, die ihre Stadt Basel liebten, hatten von dem bösen Plan erfahren. Eben vor Mitternacht, zur Stunde, da er den Strom verlassen durfte, stieg ein Warner aus dem Rhein zum Uhrturm hinauf und sagte dem Glöckner an, was die Verräter vorhatten.

Der Turmwächter war verstört, wie sollte er im letzten Augenblick die Nachricht dem Bischof oder den hohen Herren der Stadt zukommen lassen?

Da kam er auf den Einfall, die Uhr um eine Stunde vorzurücken; niemand weiß, wie ihm der Gedanke geworden ist. Ja, eben bevor es

dröhnend Mitternacht schlagen und damit die Stunde des Angriffs auf die Tore fallen sollte, hat der Glöckner die Zeiger einfach auf eins gestellt. Als die Verräter, die auf die zwölfte Stunde warteten, schlafend oder halbwach hörten, wie die Turmuhr zu rasseln begann, wollten sie sich schon an ihr schlimmes Unternehmen machen und die eigenen Kriegsleute im Tor meucheln, damit der Feind eindringen könnte. Da hörten sie es vom Turm schlagen. Aber die Uhr schlug eins! Die Verschworenen sahen einander verwirrt an, jeder meinte, er oder der Nachbar habe die Stunde versäumt. Am Ende wußte der Rat schon von ihrem Plan? Sie schlichen in ihre Häuser heim oder versteckten sich.

Die vorm Tor aber, die einbrechen wollten, warteten vergeblich und verliefen sich wieder. So wurde die Stadt Basel gerettet.

Wer damals dem Glöckner die Verschwörung verraten hat, weiß noch heute kein Mensch. Trotz aller Mühen hat auch der Rat nichts anderes erfahren, als daß der Wächter die Zeiger klug umgestellt und damit den Feind gemeistert habe.

Man sagt, daß die Baseler danach befohlen hätten, die Uhr nie wieder eine Stunde zurückzustellen, und wirklich hat man's lange gehalten. Die Bürger rühmten sich, daß die Stadt zwar in manchen Dingen für Jahre zurück, aber in der Uhrzeit allen anderen eine Stunde voran sei.

Der verwunschene Schatz unterm Rhein

Die Glocke im Rhein hat in jener Mitternacht, als die Stadt beinah zugrunde ging, allen, die am Ufer vorüberkamen, geleuchtet; der Strom wendet sich bei Basel nach Norden, so daß man von vielen Seiten in die Tiefe spähen kann.

Vielleicht hat man damals den Schall auch weiter als sonst vernommen und auf solche Weise mehr von den Gängen unter der Stadt und unterm Rhein erfahren. Verständige Leute wollten nicht daran glauben, aber mitunter findet sich bei den Unverständigen, was den anderen an Weisheit fehlt. Es geht jedenfalls um, daß ein Baseler Schneiderssohn bald danach den Zutritt zu einem jener unterirdischen Gänge entdeckt und, da er ein unternehmender Bursch gewesen, sich weiter als bisher ein Bürger der Stadt unter den Rhein

geschlichen habe. Bunte Dinge will er erlebt haben. Denn wenn er auch zuerst durch viele Trümmer und Stufen in die Tiefe gestolpert war, so hat er doch danach eine eiserne Pforte gefunden und ein hell erleuchtetes Gewölbe, schließlich auch einen schönen und lustig grünen Garten entdeckt.

In der Mitte unterm Strom aber habe ein Haus gestanden, sagt der Schneider, vor dem hätte eine Jungfer mit wunderschönem Angesicht auf ihn gewartet. Als er näher gekommen, habe er freilich gesehen, daß ihr Leib nur bis zum Nabel ging, darunter sei er gleich dem einer greulichen Schlange gewesen. Aber auf ihrem Haupt habe eine goldene Krone weithin geleuchtet, das habe ihm Vertrauen gegeben. Er sei sogar dicht zu ihr getreten.

Da habe sie ihn gegrüßt und in ihre Kammern und gleich im ersten Saal zu einer eisernen Truhe geführt.

Vor der Truhe hätten sich zwei riesige schwarze Hunde aus dem Schlaf erhoben und ihn angebellt. Die Jungfrau hätte indes die Doggen beschwichtigt und mit einem kupfernen Schlüssel, den sie an einer Kette um den Hals trug, die Zaubertruhe aufgeschlossen und viele goldene und silberne Münzen heraufgeholt und durch die Hände rollen lassen, die sie auch bald dem Schneider zum Geschenk gemacht habe. Danach aber habe sie sich bei ihm niedergelassen und habe ihm erzählt, sie sei ein Bürgermädchen aus Basel von hoher Abkunft, sei indes von einem Unhold verflucht und könne nicht anders erlöst werden, als indem sie von einem Jüngling dreimal geküßt werde. Freilich sei die Einschränkung die, daß sie

seine erste Liebste sei; der Bursch dürfe noch keine andere berührt haben, sonst sei aller Weg und alle Gefahr vergeblich.

Sei aber der Rechte gekommen, dürfe sie einen unermeßlichen Schatz, der mit ihr in die Tiefe versunken sei, entbannen und ihm zuführen.

Der Baseler Schneidersohn erzählt auch, daß er sich als den rechten Erlöser gefühlt und die Jungfer in die Arme genommen habe. Und er habe sie zweimal geküßt, aber er sei dabei so sehr erschrocken über die Gebärden, die sie gemacht habe, er habe nichts anderes gemeint, als daß sie ihn lebendig fressen oder zerreißen wolle. So sei nach dem zweiten Male die Furcht über ihn gefallen, er

habe nicht gewagt, die arme Verwunschene zum dritten Male zu küssen, sondern sei weggelaufen.

Viele, die an seine Geschichte geglaubt, haben dem Burschen geraten, den Gang doch noch einmal zu suchen, es sei schade um den Schatz, der der Stadt und ihren Bürgern verlorenginge. Da waren aber auch Eifersüchtige, die haben dafür gesorgt, daß der arme Schneider von leichtherzigen Frauen der Stadt verfolgt wurde, so daß er seine Reinheit verloren und den Eingang zur Höhle nicht wiedergefunden hat.

Es ist heute nicht mehr festzustellen, ob jene Zauberkammern noch unterm Rhein oder ob sie schon am jenseitigen Ufer oder auf verschlungenen Höhlenpfaden noch weiter im Süden der Stadt gelegen haben. Die Baseler Chronik hat nichts darüber ausgesagt. Vielleicht wäre es sonst möglich, der Truhe noch einmal nachzugraben? An reinen und kühnen Männern und Schatzsuchern, die es auf sich nehmen könnten, fehlt es in Basel nicht.

ZWEITER TEIL:

ZWISCHEN SCHWARZWALD UND VOGESEN

Riesen und Zwerge im Reich des Rheinkönigs

Es wird viel darüber gestritten, wie der Zauberer Faust den Rhein hinab und hinauf gefahren ist, wenn die Winde zu rauh über die Gipfel der Vogesen und des Schwarzwalds bliesen und er seinen Zaubermantel nicht brauchen konnte. Einige sagen, daß er an solchen Tagen in einem großen Schiff reiste, das fast durchsichtig auf einem Nebel dahinglitt; andere meinen, er habe sich in einem gläsernen Boot unter Wasser rudern lassen. Wie in einer Sänfte habe der Rheinvater neben ihm gesessen und viele Fragen an ihn getan.

Es seien aber auch allerhand kleine und kluge Wesen vorübergekommen und hätten rasch etwas zu erhorchen versucht. Sie glaubten ja, sie würden eine geheime Weisheit über die Riesen in den Bergen oder über das neue Schloß erfahren, das der Rheinkönig sich zwischen Wasgenwald und Schwarzwald erbauen wollte. Auch Busemänner, wie das Weingigerle, das Doggele, und wie die Zwerge heißen, folgten heimlich eben über der Flut dem Boot und klappten die Ohren nach unten, ob etwas von den Worten der hohen Herren nach oben dränge. Aber meistens spritzten ihnen nur die Wellen über den Bauch, oder die kleinen Nixen sprangen hoch und versuchten, ihnen die Kappen abzureißen.

Die Riesen sahen dem eifersüchtig zu. Sie sind ja nächst den Meermüttern die ältesten Wesen auf Erden, sie sind auch am frühesten im Elsaß und im Badener Land gewesen. Wann Gott sie geschaffen hat und warum Er sie sterben und vergehen ließ, weiß sogar die Sage nicht deutlich. Sie sollen Unrecht getan haben; vielleicht aber waren sie nur zu lässig und plump, um an der Schöpfung weiter zu werken und wirken, wie Gott es von ihnen wollte.

Vom Riesen Tännchel

Als der große Widersacher des Herrn abtrünnig wurde, so heißt es, folgten viele Riesen ihm auf seinem Weg des Aufruhrs und überfielen die guten Helfer Gottes und die Menschen auch. Manche der Hünen aber blieben dem Schöpfer getreu oder halfen gegen

reichen Lohn den Irdischen.

Vom Riesen Tännchel erzählt man vieles.

Damals wohnten die Menschen weit auseinander, fischend und jagend, und das Tal zwischen Vogesen und Schwarzwald war ein großer See. Der wilde Tännchel aber, der an seinem Ufer hauste, hatte zum Herrn gehalten und fühlte sich sicher. Auf einmal lief er den sechs Brüdern in den Weg, die einst dem Rhein bei Liechtenstein ein neues Bett zum Bodensee hatten weisen wollen. Die Junker hatten sich inzwischen große Burgen gebaut und suchten ihre Schwester, um sie heimzuholen. Und sie begegneten ihr und grüßten die Rheinkönigin. Aber auch Tännchel war ja seit langem auf die Schöne aus und geriet hinzu.

Kaum hatten die Brüder ihn gesehen, da griffen sie ihn an, mächtige Kämpen, die sie waren.

Und es gelang ihnen, dem Unhold mit ihren guten Schwertern überzukommen und ihn gefangenzunehmen.

Als er sie nun um sein Leben bat, trat ihre Schwester Ley hinzu und sagte mitleidig, sie wisse wohl eine Aufgabe für Tännchel. Und bevor einer der sechs reden konnte, verlangte sie, der Riese solle die Felsen sprengen, die das Wasser des Rheins zwischen den beiden Gebirgen, Schwarzwald und Vogesen, aufstauten.

Gar nicht lange hat Tännchel schaffen müssen, er war ja ein Bursch von gewaltiger Kraft. Er sprengte und hämmerte, watete durch das Rheinmeer und drückte schließlich die letzten Felsen an seine Brust und riß sie aus dem Boden.

Da tobten die Wasser durch die Engen und schleppten mit ungeheurer Gewalt alles an ihrem Weg mit sieh.

Und die Menschen stiegen von den Bergen und brachen den früheren Seegrund zu fruchtbaren Äckern auf und gründeten Dörfer und Städte im Elsaß und drüben in der Ortenau und um den Kaiserstuhl. Aber in der Mitte blieb das große Strombett, blieb der Rheinkönig. Und er und seine Nöcke und Nixen waren ein fröhliches Volk, das es auch gut mit den Menschen hielt.

Von den beiden gierigen Herren Resten und Frönsberg

Von anderen Riesen am Oberrhein erzählt man sich noch vielerlei. Da war der große Fresser im Kestenwald, der die Menschen und besonders alles Wild weithin witterte und sich alsbald auf die Jagd machte. Mit Steinen und mit seiner riesigen Stange lief er Hirschen und Hasen nach und erlegte sie. Sogar die Brüder der schönen Frau Ley mußten vor Kesten weichen, es war Wunder genug, daß sie davonkamen. Der Rheinkönig half ihnen wohl.

Schließlich war alles Land, das Kesten gehörte, leergejagt, kein Mensch wagte sich noch in seine Nähe.

Da sah er ein, daß er Hungers sterben müsse, und weinte. Aber es gab keinen Fraß mehr für ihn.

Ein anderer Riese, Frönsberg, hatte sich nicht das Fressen, sondern das Trinken angewöhnt. Er baute selbst fleißig in seinen Weinbergen und pflückte und kelterte allein, niemand durfte ihm helfen. Und so viel Wein er aus den Trauben gewann, er trank alles selbst aus, Tag und Nacht. Auch er wohnte einsam im Schloß, das er sich gebaut hatte, beschnitt die Reben im Frühling, jätete im Sommer und erntete wieder im Herbst, so daß alle Berge rund um Frönsberg voll süßen Duftes waren. Im Winter aber lag er auf seiner Burg und trank seine Fässer leer und sang sich selbst alte Lieder der Riesen vor — sie wußten immer noch zu dichten und auf ihrer Laute zu spielen!

Schließlich starb Frönsberg.

Oder starb er nicht? Es heißt, wenn man nur achtgäbe, höre man noch heute sein Herz unter der Erde klopfen.

Vom Fräulein zu Niedeck

Die Ebenen und die Berge waren schon weithin von Bauern bewohnt, als die letzten Riesen noch lebten.

Auch auf Niedeck wohnte ein Riese, der sich gut mit den Menschen zu stehen suchte.

Er hatte jedoch eine Tochter, die sich einmal spielend bis zu den Tälern der Nachbarn verirrte und dabei einen pflügenden Mann traf. Neugierig hob sie ihn auf, tat alles, den Pflug, die Pferde und den Bauern zumal, in ihre Schürze und lief damit eilig zum Vater zurück,

ihm das Wunder zu zeigen.

Der war gerade noch beim Mittagsmahl. „Was bringst du denn Zappliges?" fragte er.

Da stellte sie ihr Spielzeug auf den Tisch, hüpfte drum herum, klatschte in die Hände und jauchzte vor Freude. Der Riese auf Niedeck aber dachte daran, wie alles Feld von den Menschen bestellt wurde. „Bring deine Beute rasch wieder dahin, wo du sie fandest", seufzte er. „Hätten wir die Bauern nicht, bekämen wir Riesen kein Brot!" Und als die Tochter aufmurrte: „Leer wären dein Tisch und meiner, Pflug ist kein Spielzeug, Kind!"

Wer hat Ziegenfüße?

Die Riesen jenes Volkes am Oberrhein waren oft schwermütig und wußten um ihr Sterben. Um so listiger und lustiger krochen die Zwerge den Menschen nach, waren flink; freundlich oder boshaft und schmiedeten in ihren Lehmhöhlen ihr silbernes Handwerkszeug oder besserten das der Irdischen aus, wenn die sie darum baten, so wie es in allen Ländern ähnlich geschah. Gute Eheleute waren die Wichte, liebten aber auch die Feste, und wenn man sie einlud, kamen sie gern zu Hochzeiten zu Gast, sogar bei den Wasserleuten.

Dabei haben einige von ihnen immer lange Schürzen getragen, es verwunderte die Menschen und sie hörten sich um; auch hätten ihre Freunde vom Wasservolk gern Näheres gewußt. Weil es nämlich unter den Nixen viele mit Fischschwänzen gibt, möchten die Nöcke erfahren, daß auch beim Zwergvolk manch einer seinen Schaden habe.

Nun waren da ein paar fröhliche junge Bäuerinnen, die hatten mit einigen Erdmännchen Freundschaft geschlossen und ließen sich bei der Arbeit helfen. Sie wunderten sich aber über die langen Schürzen und hätten gern erfahren, was dahintersteckte. Sie streuten also feinen Sand auf die Wege, auf denen die Zwerge kamen. Da sahen sie, während die Kleinen noch polterten und näher tanzten, daß viele ihrer Spuren die von Ziegenfüßen waren. Rasch eilten sie zum Rhein, erzählten es weiter, und die Männer und das Wasservolk mußten lachen über den Schaden, den die Zwerge trugen.

Aber die Kleinen haben sich so geschämt, daß ihre fehlerhaften Füße durch jene List entdeckt worden waren, mit den Menschen und Wasserleuten wollten sie nichts mehr zu tun haben, und viele zogen weiter, nach Köln und Utrecht, oder wo sie um jene Zeit auftauchten.

Das Schloß des Rheinkönigs

Daß die Zwerge weiterzogen, war für die Wasserleute im Rhein sehr verdrießlich. Sie hatten damals beschlossen, ihrem König ein größeres Schloß als das im Bodensee zu bauen, und hatten damit gerechnet, daß die Kleinen ihnen helfen würden. Denn für gutes Gold schmiedeten sie gern

und zierlicher und feiner als die Menschen. Als die Bauherren nun schon bei Kehl die rechte Stelle gefunden hatten, wo das erste Schloß im Rhein stehen sollte, riefen sie auf vielerlei Weise die Wichtelleute zurück und hatten schon vom Gold, das der Fluß führt, allerlei beieinander. Aber keiner der Kleinen ist gekommen, die schönsten Flöten haben sie nicht gelockt und auch nicht die zarten Lieder der Nixen. Wichtelleute sind nachtragend und lassen sich nur schwer versöhnen.

Das Schloß des Wassermanns ist dennoch gelungen. Die Baumeister des Rheinkönigs, wie auch die vom Meer, hatten ein grünes Glas erfunden, das für der Menschen Sinne unspürbar ist, durch das alle Fischernetze und Ankerketten wie aufgelöst hindurchfahren, ohne daß es die Leute im Schloß stört. Selten kommt jemand von den Irdischen zum Wasservolk, und meist ist ihm später entfallen, wo er gewesen ist. Aber wer sich dessen erinnert, weiß, daß er in den Sälen eine Menge kupferner Kessel und goldener Sessel sah, daß rund um ihn das Wasser klar und durchsichtig strömte und daß viel freundliches Volk da unten seinem Herrn zu Diensten stand.

Zwischen Kehl und Straßburg, so sagen die meisten, liegt das erste Schloß des Rheinkönigs; das im Bodensee ist neben ihm nichts als ein großes Sommerhaus.

Andere fügen hinzu, dort seien als erste die sechs Brüder zu Gast gewesen, als ihre Schwester, die schöne Ley, mit dem Wassermann

Hochzeit hielt.

Der Goldwäscher fängt eine Meermaid

Man weiß, daß dem Vater Rhein erst ein schief gewachsener Sohn und dann ein Töchterchen geboren wurde, das er mehr liebte als die späteren Kinder, die ihn und das Wasservolk auf ihrem Wege begleiten.

Viel goldenen Schmuck ließ er jener Jungfer hämmern und in die Fenster ihrer Kammer silberne Rahmen einsetzen.

Auch die Menschen waschen Gold aus den Sanden des Stromes und verkaufen es. Mitunter haben sie Glück, aber meist bleiben sie arm ihr Leben lang. Einem, so heißt es, hat eine Nixe weitergeholfen. Sie sah ihn Tag für Tag am Wasser arbeiten und hörte, wie er in seiner Armut seine Hütte nicht mehr ausflicken konnte, wie ihm die Kinder, die ihm halfen, Hungers starben, wie der letzte Sohn in den Krieg gerufen wurde und nicht wiederkam.

Eines Nachts aber war die Neugierige unvorsichtig und wollte der Hütte des Goldwäschers nahe kriechen. Da geriet sie in eines seiner Netze, verwirrte sich in den Maschen und wurde seine Gefangene.

Aber der Mann war seiner Frau getreu. Als die Nixische ihn herzlich um ihre Freiheit bat, ließ er sie los, ohne etwas von ihr zu verlangen. Da hat sie ihm zum Dank eine Tasche voll Goldkörner gebracht, hat ihn auf den Abend Fisch auf Fisch fangen lassen und schenkte ihm schließlich, daß eines Morgens sein Sohn mit Weib und Kind an die Tür klopfte, so daß der arme Goldwäscher und seine Frau von nun an der Ruhe pflegen konnten.

Wassermann und Nixenkind

Man erzählt noch mancherlei von solchen Begegnungen; Fischer und Jäger wissen mehr von den Wasserjungfern, die zwischen Wasgenwald und Schwarzwald im Rheintal wohnen und die damals, als die Wasser abströmten, in den Brunnen und Altwässern des Rheines geblieben sind.

Einmal beichtete ein Mädchen seiner Mutter, daß es einen Ring

von einem Jüngling empfangen habe, der bis zu den Hüften im Wasser stand und um einen Kuß bat. Die Frau hielt die Werbung nicht für Ernst. Am nächsten Morgen aber wurde sie früh geweckt. „Laß uns Abschied nehmen", bat die junge Dirn, „ich höre den Hochzeitsreiter!" Dann wurde dreimal ans Fenster geklopft und das Mädchen verließ die Ihren.

Ein andermal wurde ein Nixenkind bei Fischersleuten aufgezogen. Eine Wasserfrau war durch die Dämmerung zu ihnen gekommen und hatte sie gebeten, gegen einiges Gold ihr Töchterlein aufzunehmen, weil der Vater zu den Menschen gehört hätte. Und es wurde ein fröhliches Mädchen, ging zur Kirche mit den Pflegeeltern und hatte eine unsterbliche Seele. Einmal aber, als die Hübsche sich auf das Wasser wagte, wirbelten die Wogen auf, sie kam mit Mühe wieder ans Ufer. Da pochte die Nixe in der nächsten Nacht an die Scheiben. „Hütet mein Mädchen, daß es an Land bleibt", bat sie, „und gebt es später eurem Sohn zum Weib!" Und sie reichte dem Fischer eine kleine Truhe mit Goldstücken. „Baut den beiden ein Haus!"

Dann war sie wieder fort; aber niemand hat erfahren, wohin die Frau aus dem Wasser gehörte, sie wollte es wohl so haben.

Sage vom Staufenberger und der Wasserfrau

Von einem Peter von Staufenberg am Rhein wird eine schöne und traurige alte Sage erzählt.

Staufenberg war ein Mann von reinem und edlem Sinn, der, seinem Herrn getreu, ihm immer zur Seite ritt.

Eines Tages, als er wieder aus weiter Ferne zurückkehrte, sah er am Altwasser des Rheins, eine Stunde vor seinem Schloß, eine schöne Jungfrau warten. Sie trug ein schneeweißes Kleid, eine Perlenkette und ein rotes Band im Haar. „Sei willkommen in deiner Heimat", grüßte sie ihn. „Rate, wer ich bin?"

Aber er kannte sie nicht.

„Und doch hab ich dich seit deiner Knabenzeit geschützt in Wasser und Wald. Wisse, ich hab dich gern!"

Der Staufenberger war so befangen von der Schönheit der Fremden, er kniete vor ihr nieder und vermochte lange kein Wort zu

sagen. Dann fragte er, ob sie ihm für immer folgen wolle.

„Das geht nicht", erwiderte sie, „ich bin nicht sterblich, wie ihr Menschen es seid! Aber ich kann dir für eine Zeit, in der wir uns liebhaben, Macht und Reichtum und Inbrunst schenken, soviel du begehrst."

Die Worte beglückten Staufenberg. „Nur eines mußt du mir beschwören", forderte die schöne Wasserfrau, „nämlich, mich nicht zu verlassen, solange du lebst. Ach, tätest du es, wärst du in drei Tagen tot! Schau jetzt zur Seite und frage dein Herz noch einmal!"

Der Ritter gehorchte, aber er schwor der Frau, daß er schon alles beschlossen habe. Da reichte sie ihm einen herrlichen Ring, wie ihn die Meister unter den Zwergen schmieden, und gab ihm ihren Namen preis, Erline. Danach küßte sie ihn und sank in die Wellen ein. Der Staufenberger suchte eine Kapelle im nächsten Dorf auf, um Gott seinen Dank zu sagen.

Dann ritt er zur Burg hinan, und das ganze Schloß und sein Bruder Robert empfingen ihn in Herzlichkeit. Zur Nacht aber kam die Liebste zu ihm, sein Gemach schimmerte in Kerzen, bestickte Vorhänge aus kostbarer Seide umgaben das Hochzeitslager. Erst in der Frühe verließ sie ihn, und alles war wie zuvor. Nur der Ring an Peter Staufenbergs Hand blieb Wirklichkeit.

An einem der nächsten Morgen suchte ihn sein Bruder auf und redete lange mit ihm. „Du weißt, daß mein Weib, das ich so sehr liebe, mir keine

Kinder schenkt. Wird es nicht Zeit, daß du dich umsiehst, damit unser Name nicht untergeht?"

Aber der Heimgekommene wich aus und sprach davon, daß er jetzt vor allem zur Kaiserkrönung reiten müsse. Er sprach auch zu seiner schönen Liebsten darüber; sie schenkte ihm eine Rüstung, herrlicher, als man sie je gesehen hatte. Und sie entließ ihn auf seine Fahrt, aber sie warnte ihn noch einmal unter Tränen, nie zu vergessen, was er geschworen habe. Seinem Bruder erzählte Peter Staufenberg, daß er die Rüstung aus dem Ungarnland mitgebracht habe.

Keiner prangte am Hofe und keiner wußte so gewaltig am Speerstechen teilzunehmen wie der vom Morgenland Heimgekehrte.

Alle Ritter warf er aus dem Sattel und nahm zuletzt von des Kaisers Nichte den ersten Preis entgegen, ein goldenes Schwert an grünem Wehrgehäng.

Dann lud der Kaiser zum Mahl, und der Sieger wurde gerufen, neben Brunhild zu speisen, und eröffnete danach den Tanz mit der Königlichen.

Am anderen Morgen kam ein Bote zum Staufenberger: „Mein Herr, der Kaiser, läßt Euch ausrichten, daß er Euch Brunhild, seine Nichte, zur Gemahlin geben will. Und es ist des Herrschers wahrer Ernst, Ihr dürft es mir glauben, Euch, Staufenberg, zu einem seiner Nächsten zu machen!"

Der Ritter erschrak sehr. „Ich darf den hohen Lohn nicht annehmen", erklärte er. „Ich bin verlobt mit einer Meermaid aus dem Rhein. Wenn ich ihr jemals untreu würde, wäre es mein Tod."

Der Kaiser, der von der Antwort vernahm, wurde traurig; er rief den Bischof und auch den Ritter Staufenberg und ließ sich die Antwort wiederholen. Da schalt der Bischof: „Wehe, Freund, um Eure Seele hier und dort tut es mir leid! Seid Ihr der Nixe Gemahl, werden Euch Eure Kinder Unheil bringen. Ihr selbst aber seid ein Gesell des Verlockers, ein von Gott verlassener Mann!" Er wandte sich zum Herrscher; auch dem war bitter leid um seinen Besten, und er mahnte ihn. Da wachte nach langem Sinnen der Ritter wie aus einem tiefen Traum auf. „Ich beuge mich Eurem Willen, mein Kaiser!" sagte er.

Danach wurde die Verlobung gefeiert; fröhlich war die Braut, schwermütig der Bräutigam. Viele Gäste brachen bald nach dem Fest am Kaiserhof auf, im Saal des Schlosses Staufenberg sollte ja die Hochzeit sein. Flötenklang folgte dem Zug, bunte Bänder wehten über ihm dahin, und die Vögel im Wald priesen die Schönheit der Braut.

Als der Heimgekehrte zur Nacht seine Kammer betrat, war sie nicht geschmückt wie einst. Lange wartete er, dann schlüpfte eine weiße Gestalt im Mondlicht zu ihm; unbekränzt war ihr Haar und ohne Glanz ihr Gewand, Tränen hatte die schöne Erline in den Augen.

„Weh dir, Staufenberg", schluchzte sie, „und wehe mir! Ach,

könnte ich unser Schicksal ändern! Aber nicht Reue noch Trotz, noch Gnade helfen einem von uns. Am dritten Tag wird dir mein Fuß erscheinen, alle Menschen werden ihn sehen. Dann rüste dich auf den Tod — ach, vielleicht ist er dir Gewinn. Denn ich werde dich ohne Ende lieben müssen, ohne daß sich meine Liebe erfüllt!"

Der Ritter mußte weinen über das Leid, das er sich und seiner Liebsten angetan hatte. Aber es war zu spät zur Umkehr, auch wollte er lieber sterben, als des Kaisers Nichte zu kränken und sich der anderen Welt zu geben. Wagen wollte er sich, vielleicht verzieh ihm Gott?

Als nun der dritte Tag der Hochzeit anbrach und alle fröhlich beim Mahle saßen, als schon die Mitternacht nahte, da klaffte auf einmal die Saaldecke über den Gästen. Ein Frauenfuß, schneeweiß wie aus Elfenbein, reckte sich draus hervor. Der Staufenberger verbarg seine Augen im Pokal,

den ihm ein Diener reichte. Da sah er im Spiegelbild eine wunderschöne Frau mitten im goldenen Wein.

Der Unglückliche klagte auf: „Freunde, Unheil bringt mir der Kelch, Unheil die Braut! In drei Tagen bin ich nicht mehr unter euch!"

Die Gäste hörten ihn, sie sahen den Fuß, und der Saal leerte sich.

Nur die tapfere Brunhild blieb dem Gemahl getreu. Sie blieb mit ihm allein bei Tisch und verlangte zu wissen, was geschehen war und wen er verlassen hatte.

Da erzählte der Ritter alles, was sich zugetragen hatte.

„Ach", klagte sie, „um meinetwillen hast du Sünde getan, die keine Sünde war. Da muß auch ich büßen!"

Danach wurde der Staufenberger sehr krank, und des Kaisers Nichte pflegte ihn.

Nach drei Tagen empfing er die heiligen Gebräuche, nahm Abschied von allen, bat Gott um Verzeihung und verschied.

Brunhild begrub ihn am Rhein. Sie baute ein Einsiedlerhaus, lebte als Nonne neben dem toten Liebsten und betete Tag um Tag für ihn. Oft im Morgenschein oder in heller Mondnacht kam eine schöne Wasserfrau vorüber und grüßte die Einsame und mengte weinend ihr Gebet in das der frommen Gefährtin.

Musik vom Schloß des Rheinkönigs

Zwischen Straßburg und Kehl, so sagte ich schon, soll ein schönes Schloß des Rheinkönigs unten im Strom liegen. Die meisten Menschen wandern heute auf beiden Ufern daran vorüber und wissen nichts davon. Andere horchen, denn mitunter fängt das Ohr etwas von der Musik auf, die aus der Tiefe steigt, oder der Blick hascht den weißen Arm einer Wasserfrau, die heraufgrüßt.

Unter den Dichtern und Fahrenden ist manch einer, der heimlich den Weg zum „Vater Rhein" kennt, so nennen ihn Schalk und Schelm. Lieder preisen ihn, und auch Kinder kommen singend und spielend aus den Städten der Menschen. Die erheben sich meist da, wo zur Zeit der Riesen die Wasser des Stroms ihre Ufer hatten: Mülhausen, Straßburg, Freiburg, Breisach und wie sie heißen. Manche Geschichten vom Rhein gehen an ihren freundlichen Gestaden um.

Der See unterm Straßburger Münster

Die Stadt Straßburg lag just so weit vom Rheinufer entfernt, daß Überschwemmungen sie nicht erreichten. Die Menschen, die dort wohnten, hießen früher Tribuchen, weil ein heiliger Wald der Heiden, der ihrem Kriegsgott geweiht war, sich unter drei riesigen Buchen breitete. In seiner Mitte lag ein unergründlicher See, der vom Rheinwasser gespeist wurde.

Der Frankenkönig Chlodwig, der in einer gewaltigen Schlacht über die Alemannen gesiegt und Gott versprochen hatte, den Glauben der Christen anzunehmen, soll hier von dem heiligen Remigius die erste Taufe empfangen und beschlossen haben, an Stelle des heidnischen Heiligtums eine Kirche zu bauen, so groß, daß die Engel sie in Bewunderung besuchten. Obwohl man ihm vorhielt, daß der See gefährlich sei und mit dem Rhein zusammenhinge, meinte er, man solle Gewölbe über dem Wasser errichten und das Münster so weiträumig bauen, daß der See unter den Füßen der Gläubigen erhalten bleibe. So kommt es, daß bis heute tief unter den Grundfesten und inmitten der Mauern des Straßburger Münsters sich noch ein See befindet, in dem auch die aus dem Rhein Andacht üben

können. Zuweilen hört man's um Mitternacht wie das Rauschen unterirdischer Boote. Aber das Volk aus dem Wasser wird bewacht und angehalten durch die Geister der Heiligen, die die Chöre füllen.

Es gibt indes nicht nur der Heiligen viele im Münster. Die weiße Frau Gode wandert oftmals durch seine Kapellen. Sie ist so schön, daß manche Menschen, die ihr nachschauen, in Versuchung geraten. Einem jungen Turmwächter erging es so; er folgte der vor ihm Dahinschwebenden und stieg immer weiter und höher. Schon glaubte er, ihr Gewand zu fassen, da wandte die weiße Frau sich unwillig nach ihm um, erzürnt, daß man sie an solch heiliger Stätte berühren wollte. Und der Wächter erschrak so sehr über seine Vermessenheit, daß er die Besinnung verlor und vom Turm auf den Münsterplatz niederstürzte.

Danach zündete ein Blitzschlag das alte Münster an. An seiner Stelle errichtete ein großer Meister, Erwin von Steinbach, die Kirche zum andernmal. Das Rauschen aber blieb; des Nachts hörte man es wie Wellenschlag in den Gewölben, die unter den Fliesen des Domes hegen. Wer weiß denn auch, wer an Reuigen und Betenden schon durch die tiefen Gassen der Strömung bis unter das Münster schwamm, um demütig der heimlichen Musik der Orgel und der Chöre näher zu sein?

Der Bau des Straßburger Münsters

Vielerlei Fröhliches und Trauriges weiß man sich vom Bau des Münsters zu erzählen.

Einst stellte sich ein ungläubiger Bauer neben Meister Erwin auf und betrachtete die Engelsäule mit seinem spitzfindigen Gesicht von oben bis unten und von unten bis oben.

„Gefällt dir die Säule nicht?" fragte Erwin von Steinbach und klopfte ihm auf die Schulter. „Bekenn´ es nur, es ist kein Unglauben!"

„Schön ist der richtende Heiland, schön sind die Engel", sagte der Betrachter, „aber wird der Stein das mächtige Gewölbe tragen?"

„Wart's ab!"

„Vielleicht daß man sich doch lieber vorher aus dem Staub

macht!" lachte das Bäuerlein.

„Was soll ich tun, um dir die Festigkeit zu beweisen?'" fragte Meister Erwin. „Ich könnte neben dir warten, aber eines Tages hast du es über und läufst mir weg? Nein, ich weiß ein Besseres!" Herr Erwin machte sich ans Werk und meißelte sehr rasch ein steinernes Männlein, wie es heute noch vor dem Geländer der St.-Nicolaus-Kapelle zur Engelsäule hinaufschaut. Und der Meister lächelte bis an den letzten Tag, da er durch das Gemäuer schritt, über den Kauz, den er aus Stein nachgebildet, über das Bäuerlein, das da, mit beiden Händen auf das Geländer gestützt, wartete, daß die erhabene Säule in die unterirdischen Wasser der Tiefe stürzen würde.

Die Wunderuhr im Münster

Als der Dom schon fertig stand bis auf jenen Turm, den die Menschen heute noch nicht gesetzt haben, da hörten die Ratsherren von Straßburg von einem Uhrenbauer, der mehr vermochte, als was ein Mensch bis dahin zustande gebracht hatte. Er wurde schließlich nach Straßburg gerufen, seine Kunst zu erweisen, und der Rat beschloß, ihm den Auftrag zu geben, mit allen Figuren und schlagenden Glocken die köstlichste Uhr der Welt herzustellen.

Viele Jahre arbeitete der Meister an seinem Werk, das schöner und immer herrlicher wurde. Die Uhr zeigte Tage, Monde und sogar eine Erdkugel, auf der man Aufgang und Niedergang der Sonne sah. Jedes Sternbild leuchtete auf, wenn seine Zeit kam; vor jedem vollen Glockenschlag erschien der Tod, während bei den Viertelstunden der Heiland tröstend vor die Uhr trat.

Der Meister hatte aber Neider. Je höher die Kunst der Einsamen steigt, um so bitterer macht sich die Eifersucht in allen Schenken breit. Viele Uhrmacher schlichen durch die Gassen und bezichtigten den Künstler, er habe das Werk nicht aus seinem Geist allein, sondern nur mit Hilfe des Bösen herstellen können. Durch alle Häuser liefen die Schwachköpfe, schrieben auf, was sie zu hören meinten, riefen die Gerichte an und brachten es dazu, daß der Rat den Meister wegen Zauberei einkerkerte. Und man lud so viele Zeugen zusammen, die dies oder jenes gesehen zu haben glaubten,

daß man den Armen wegen seines Wunderwerks zum Tode verurteilte. Die hohen Ratsherren aber milderten den Spruch und erklärten, mit der Blendung seines Augenlichts sei der Sühne genug getan. Einige von ihnen, so erzählt die Sage, dachten vielleicht daran, daß ein blinder Mann kein Uhrwerk mehr zu basteln vermag und daß keine andere Stadt je ein gleiches wie Straßburg besitzen würde.

Als sie ihm nun so das Licht absprachen, bat der Meister, noch einmal einiges an der Uhr stellen zu dürfen, keiner außer ihm würde es fertigbringen. Und er feilte, sägte und richtete dies und jenes. Dann wurde er des Augenlichts beraubt.

Nachdem es geschehen, merkten die Bürger bald, daß die Wunderuhr langsam, immer langsamer schlug; niemand vermochte sie wieder auf die rechte Zeit zu bringen. Der Meister aber tastete sich ohne Augenlicht durch die Gassen und konnte nicht mehr helfen. — Die Untat hat für Straßburg denn auch schlimme Folgen gehabt; die Stadt hat erst Jahrhunderte später einen Künstler gefunden, der ein ähnliches Werk, herrlich wie die einstige Münsteruhr, geschaffen hat. Niemand weiß freilich, ob es wirklich ebenso groß und wohlgefügt ist, weil nur wenige Menschen das erste Wunder in Bewegung gesehen haben.

Der Richter zu Straßburg

Um so mehr werden andere gerechte Richter der Stadt genannt. War da vor langer Zeit in Straßburg ein oberster Richter, der wegen seiner harten, aber unbeugbaren Sprüche hoch gepriesen wurde. Er hatte nur ein Kind, einen Sohn, dessen jugendlicher Übermut dem Vater viel Sorgen machte und der gegen das Verbot des Rates oft auf seinem wilden Hengst durch die Straße jagte, so daß jung und alt auseinanderstoben und nur die Jungfern hinter den Fenstern bewundernd auf den kühnen Reiter schauten.

Eines Tages traf des Hengstes Hufschlag ein Kind, das auf der Straße spielte, und traf es zu Tode; blaß und reuevoll kehrte der Junker in seines Vaters Haus zurück. Es dauerte nicht lange und die Eltern des Kindleins erhoben Klage, die Schergen kamen und führten den Unglücklichen vor das hohe Gericht der Stadt.

Richter aber war der Vater. Er las in den Gesetzen und las, daß er auf den Tod zu erkennen habe.

Als er nun den Spruch verkündete, schrien die Hörer auf und verlangten, daß er dem Sohn Gnade gäbe; auch der Verurteilte warf sich auf die Knie.

Aber der Vater blieb unbeugsam, und es geschah nach seinem Urteil. Viele Straßburger wandten sich von ihm ab, mehr noch lobten ihn. Sie meißelten sein Bild statt des Wappens in eines der Tore zum Rhein und das Haupt eines Kindleins daneben. Stromauf und stromab sollte man wissen, daß in Straßburg nichts das Recht zu erschüttern vermöge.

Geheime Helfer beim Münsterbau

Von Meister Erwin von Steinbach wird erzählt, daß ihn gleich dem Richter in Straßburg nichts zu einem Unrecht verleiten konnte.

Sein innigster Wunsch blieb, das Münster vollendet zu sehen. Aber er wurde älter und älter. Da sperrte eines tiefen Abends der Verlocker seinen Weg und bot ihm an: „Verkauf mir deine Seele, und ich will in wenigen Tagen den Bau nach deinen Plänen zu Ende führen!"

Meister Erwin wandte sich ab, und die heilige Odilia half ihm, die Versuchung zu überwinden. Sie rief einen Engel, der flog mit siebzig himmlischen Helfern herbei und stand den Menschen bei ihrem Werk zur Seite.

Dennoch, der Meister mußte das Leben lassen, bevor der Dom vollendet war. Es heißt, daß sein letzter Blick auf den Rosen des Münsters ruhte und daß seine Augen nicht mit ihm starben, sondern, bis ein Freund sie ihm zudrückte, noch immer das Spiegelbild der Rosen trugen.

Die Raben, die um den Turm flogen, waren in jener Stunde weiße Tauben, und die Münsterglocke läutete von selbst. Aber auch der See unter dem Dom und mit ihm die Wasser des Rheins rauschten voll Trauer; sogar die Wichtelmänner, die zu einer Wallfahrt gekommen waren, klommen, für die Menschen sichtbar, aus allen Fugen, weinten, klagten und gelobten, daß sie für hundert Jahre an Meister

Erwins Gruft Wache halten würden.

Die Gemeinschaft der Feiernden

Es ist auch so, daß sich der Sage nach jedes Jahr am Tag der Sommersonnenwende, an dem der Bau des Straßburger Münsters vollendet wurde, alle Baumeister und Werkleute, alle Zwerge und Wassermänner und Wolkensegler sogar, die einst mitgeholfen haben, zusammenfinden. Nicht gut ist es für die Lebenden, dazwischen zu geraten und just in den Stunden den Turm zu besteigen. Wohl aber ist in der Nacht ein herrlicher Gesang und Orgelklang aus vielen Fernen zu vernehmen, und rund um das Münster liegt ein Nebel.

Zur Frühmesse versinken die Schatten, die Toten kehren in ihre Grüfte heim. Über die Gewässer breitet sich die Stille, und auch die Heiligen, die zur Sommersonnenwende zu Besuch kamen, verlassen die Feierstätte.

Von der heiligen Odilia

Zu den Heiligen Straßburgs gehört Odilia, deren Name von allen Frommen gerühmt wird. Es heißt, daß sie das Kind eines der ersten Herzöge am Rhein war und erst nach langen Bitten der Eltern um einen Sohn geboren wurde. Aber ihre Augen waren blind.

Der Vater war ein rauher Mann. Als er sah, daß seine Hoffnung auf einen Sohn nicht erfüllt worden war, befahl er einem Knecht, das Mädchen mit seiner Amme auszusetzen. Der Knecht aber hatte die Amme lieb und versteckte beide in einem nahen Dorf.

Nun tat das Kind von Jugend auf viel Wunderbares. Als einmal ein Zimmermann einen Balken um ein Fuß zu kurz geschnitten hatte und sich ausschalt, da lachte es ihn an: „Zieh du an einem Ende, ich am anderen!" Und sie zogen den Balken just zur rechten Länge. Ein andermal war ein Schiff am Rheinufer gestrandet. Da rief die Kleine einen Nebel, der über der Flut wie ein zweites Wasser das Tal erfüllte und das Schiff hob. Sie ließ es treiben, wohin es sollte. Alles war wie Spielzeug in ihren Händen und war doch groß und wirklich.

Nach einiger Zeit schickte die Herzogin der Amme Bescheid, daß

der Aufenthalt verraten sei, und befahl ihr, sich mit dem Kind in einem Kloster zu verstecken. Bischof Ehrhard erhielt danach von Gott, der ihm im Traum erschien, den Auftrag, die Kleine zu taufen und ihr den Namen Odilia zu geben.

Mit der Taufe wurde das Mädchen sehend und wuchs zu großer Schönheit, so daß bald viele Freier kamen und ihr jüngerer Bruder, der den Eltern nachträglich geschenkt worden war, die Schwester an des Herzogs Hof zurückholen wollte.

Aber der Vater erschlug den Sohn im Jähzorn, und Odilia mußte wieder fliehen. Als Bettlerin setzte sie eben vor ihren Verfolgern über den Rhein.

Bald schon hörte sie indes die Hufe der Rosse hinter sich, dazu die Rufe der Knechte. Vor einem Berg, auf dem einst die Heiden ihre höchste Göttin verehrt hatten, kniete sie nieder und flehte um Rettung. Da öffnete sich der Felshang, vor dem Odilia betete, eine weite Halle tat sich auf. Sie trat ein, die Tür schloß sich hinter ihr, und sie sah ein Licht, das wohl die Wichtelleute, zu denen das Wunder sie eingelassen hatte, zu löschen vergessen hatten.

Als Odilias Vater von ihrer Rettung erfuhr, ging er in sich und schenkte ihr den Berg, der sich vor der Flüchtenden aufgetan hatte. Die Heilige gründete ein Kloster auf seiner Höhe, viele Wunder geschahen dort.

Der aufrechte Prediger

Einer der frühen Bekehrer, die am oberen Rhein predigten, war der Irländer Sigisbert. Damals herrschte ein fränkischer Graf mit seinem Weib und seiner Kebse im Land, ihm stand der Mönch Placidus zur Seite. Nun war die Frau des Grafen aber traurig über dessen Liebe zu einer anderen, ging zu Placidus und bat ihn, ihren Gemahl zurechtzuweisen. Weil der Mönch dem Grafen aber zu hart vorwarf, daß er mit einer zweiten Frau lebe, brachte der Gescholtene ihn vor ein Gericht. Lange verhandelte man, dann wurde beschlossen, den Aufsässigen hoch überm Rhein zu enthaupten. Es heißt aber, daß Placidus seinen Kopf in die Hände genommen hat und damit zu seinem Freund Sigisbert geschritten ist, um ihm zu

beweisen, daß er die Gesetze aufrecht bis zum Tode verteidigt habe. Die Kirche hat ihn deshalb auch heilig gesprochen und eine Kapelle über seinem Grab errichtet.

Graf Rudolf von Habsburg

Hohe Herren haben den Rheinkönig in seiner Burg unterm Wasser gesehen. Wer geht indes ungerufen zu ihm? Am Strom, dessen Meister er ist, kennt man jedoch viele Sagen, die von seiner guten Ratgebung berichten. Von einer heimlichen Hilfe für Rudolf von Habsburg erzählt man sich mancherlei.

Einst waren der Bischof von Straßburg und die Stadt aneinander geraten; der Bischof war auch Herrn Rudolf, der damals noch nicht Kaiser war, sondern eine Schar tapferer Landsknechte führte, nicht wohlgesonnen und hatte einen Zwist mit ihm.

Es ging dem Habsburger dabei um das Erbe seiner Mutter, das der hohe Geistliche gern für seine Kirche einbehalten hätte. Graf Rudolf, der gemeint hatte, er würde es mit dem Bischof freundschaftlich aushandeln können, merkte, daß es dem anderen nicht auf sein Recht, sondern nur auf den Gewinn ankam. Da ritt er am Abend am Strom entlang und dachte an sein Weib im Thurgau, das sein erstes Kindlein erwartete. Und er fragte den Rheinvater im Scherz, für wie viele Kinder er einst zu sorgen haben würde und was zu tun sei. Das Wasser antwortete ihm nicht; als der Graf indes die Nebel recht anschaute, sah er in ihnen sieben wunderschöne Frauen, die in zarten Gewändern auf den Wellen tanzten.

Aber kein Bursch war dabei.

Da begriff Rudolf von Habsburg, daß ihm sieben Töchter angekündigt wurden, und hielt es für notwendig, auf seinem Erbe zu bestehen und sich nicht vom Bischof abweisen zu lassen.

Die lustigen Frauen von Straßburg und Kaiser Sigismund

Jene Meermaiden oder Nixen, die im Rhein, in der Elbe, in der Donau den Menschen so fröhlich die Zukunft ansagen, sollen zu großen Festen auch in Neugier bis in die Städte geschlichen sein. Als

in einem Winter Kaiser Sigismund die Stadt Straßburg besuchte, wollten sie durchaus den hohen Herrn sehen und mengten sich in den schönsten Gewändern unter die Frauen, die ihn empfingen.

Nun lebten aber in Straßburg zwei große Familien in Streit und Eifersucht aufeinander, die von Mühlheim und die Zörne von Bulach. Und als die ersten den Kaiser mit Wein und Tanz auf ihrer Trinkstube empfangen hatten, waren die anderen mißgünstig und verlangten, daß Sigismund auch in ihr Haus käme.

Gern wolle er kommen, erklärte der Kaiser, aber er wisse den Weg nicht, sie müßten ihn abholen.

Das ließen sich die Edlen von Bulach und was zu ihnen hielt nicht zweimal sagen. Am anderen Tag, weit vor Morgengrauen, weckten an die hundert der schönsten Frauen und Jungfrauen den hohen Herrn — niemand wußte, wie sie alle zusammenkamen —, pochten an seine Schlafkammer und verlangten, er möge sie begleiten, wie er es ihnen versprochen habe.

Der Kaiser empfing sie freundlich und nahm es zuerst nicht für Ernst. Es half indes nichts, er mußte ihnen folgen, kaum daß sie ihm erlaubten, in die Schuhe und in den Pelzmantel zu schlüpfen. Danach zogen die Lustigen im Dunkel, singend und tanzend, mit ihm durch die Straßen, hielten vor einem Gasthaus an, hießen den hohen Entführten die Gewänder, die ihm Diener nachbrachten, eilig anziehen, hörten, wie es sich geziemt, in Ehrfurcht die Frühmesse und tanzten weiter bis zum Haus der Zörne, um dem erlauchten Gast einen Trunk zu bieten.

Danach begleiteten sie ihn, immer noch bevor die Sonne aufging, zu seinem Schiff auf dem Rhein, stiegen an Bord und brachten ihren Herrscher eine Stunde weit stromab. Auf einmal aber, als es im Osten aufglühte, lichtete sich die Schar der Fröhlichen. Vielleicht mußten die Rheintöchter, deren einige unter den Edlen von Bulach weilten, achtgeben, daß sie noch vor dem ersten Frühstrahl bei ihrem Vater waren.

In der Stadt hat man viel über die herzhaften Straßburgerinnen und über den entführten Kaiser gelacht, hat aber dafür auch immer getreu zu ihm gehalten, in allen Fehden.

Adolf von Nassau am Rhein

Von vielen treuen Frauen berichten die Sagen vom Rhein, auch von der schönen Imagina.

Als König Adolf von Nassau gegen den Bischof von Straßburg zu Feld zog, gewann er zwar den Kampf, wurde aber verwundet und mußte in einem Nonnenkloster am Rhein Heilung suchen. Da pflegte ihn eine Novizin, eine Burgundin, in die er sich so sehr versah, daß er eines Tages mit ihr scherzte: „Ach, nun habt Ihr bald alle meine Schwertwunden geheilt und mir dafür eine um so tiefere Herzwunde geschlagen!"

Die schöne Imagina, so hieß die Novize, ließ sich nach jenen Worten einige Tage hindurch nicht bei dem Genesenden sehen; es tat ihm schon leid, daß er sie mit seinem Scherzen erschreckt hatte. Dann kam die Burgundin in der vierten Nacht mit einem Licht zu ihm. „Herr", warnte sie, „der Bischof von Straßburg, Euer Feind, ist auf dem Weg zum Kloster. Flieht, wenn Ihr es vermögt, Eurer Knechte sind nicht viele!" Imagina

selbst erbot sich, ihm eine geheime Pforte zum Rhein zu weisen, den Schlüssel trug sie bei sich. Sogar des Königs getreues Windspiel begleitete sie.

Adolf von Nassau dankte der Warnerin, kleidete sich eilig an und ließ sich zum Rhein führen. Aber als die schöne Novize Abschied nehmen wollte, hielt er sie fest, küßte sie und bat, ihm zu folgen. Und Imagina floh unter seinem Mantel, auch das Windspiel kam mit.

Am Rhein begegneten die beiden einem weißbärtigen Fischer, es war, als habe er schon gewartet. Der Alte setzte sie über, Adolf fand seine Getreuen, und sie erreichten sein Nassauer Land.

Von da an begleitete die schöne Imagina ihren Herrn bei allen Heerzügen, sie begleitete ihn auch zu jenem letzten Streit bei Worms, der ihm den Tod brachte. Als er dem Heer seines von dem Kurfürsten erwählten Nebenbuhlers begegnete, drängte es den Draufgänger sogleich zur Schlacht. Imagina wollte dabei sein, aber Adolf von Nassau verlangte, daß sie auf der Berghöhe des Klosters Rosental bleibe. Und der Kampf zwischen den beiden deutschen Königen begann. Aber keine Nachricht gelangte zum Kloster.

Als es Abend wurde, kam des Liebsten Windspiel und sprang

klagend an der einsam Wartenden empor. Da ahnte sie, daß etwas Furchtbares geschehen sei; die schöne Imagina suchte nach Versprengten und fand ihres Herrn letzten Getreuen an einem Wachtfeuer. Und sie sah Adolf von Nassau ohne Leben, mit gespaltener Stirn.

Im Kloster Rosental wurde der König bestattet. Seine schöne Freundin aber grämte sich so sehr um ihn, daß Gott Erbarmen mit ihr hatte. Eines Morgens fand man sie tot auf dem Grabhügel des Geliebten, nichts anderes hatte ihrem Leid zu helfen vermocht.

Die Frau auf Geroldseck

Von getreuer Frauen Liebe weiß man am Rhein noch viel zu erzählen.

Wohnten da einst nahe am Strom einige Ritter, die alle Schiffer anhielten und nicht einmal die Fischer ungeschoren ließen. Sie schlossen sich in einem Bund zusammen, der den Städten viel Abbruch tat und von dem Herrn auf Geroldseck geführt wurde, einem Mann, der später durch seine Klugheit wie durch sein tapferes Wesen wohlbekannt wurde. Noch höher

lobte man sein Ehgemahl, die ‚Dame von Geroldseck', die dem Bund der Raubritter zwar abhold war, den Freunden ihres Gatten aber immer eine gute Wirtin blieb.

Schließlich hielten die Straßburger es nicht mehr aus, daß sie von allen Waren einen hohen Zoll abgeben mußten. Sie schlossen sich mit den Städten von Zürich, Basel und Bern zusammen; die Fähnlein sammelten sich und belagerten Geroldseck.

Als der Burgherr sah, daß die Feste nicht mehr zu halten war, fragte er die Straßburger nach den Friedensbedingungen. Man antwortete ihm, daß keiner der Seinen die Freiheit behalten werde und daß all ihre Habe, aus Raub ertrotzt, verfallen sei. Aber die Frauen dürften abziehen mit dem Schatz, der ihnen gehöre. Man wußte wohl, daß ihrer auf Geroldseck nur wenige weilten — freilich unter ihnen jene Schöne, die vielen Gefan genen Gutes angetan hatte.

Die Ritter um den Herrn von Geroldseck verschlossen ihre Ohren vor der Antwort und verlangten, daß man sich weiter gegen die

Städte verteidige. Die Stürmenden aber setzten schon bald Leitern an die Mauern und drangen nach langem, blutigem Kampf in die Feste ein. Und sie töteten, wer ihnen vor das Schwert geriet; nur wenigen gelang es, ins Feld zu flüchten. Der Ritter auf Geroldseck selbst wurde von einem Stein getroffen.

Als die Angreifer noch nach ihm suchten, schritt ihnen vom Remter ein Zug der Frauen entgegen und verlangte nach dem Versprechen der Sieger, daß sie die Burg verlassen dürften. Unter ihnen war die Dame von Geroldseck. Aber sie trug weder Schmuck noch Kleider als Habe mit sich, sie schleppte ihren ohnmächtigen Gemahl auf dem Rücken und hielt ein Knäblein auf den Armen.

Und sie trat vor den Feldhauptmann der Straßburger und sagte ihm: „All mein Schmuck in meinen Schränken, er ist Euer. Wohl aber verspracht Ihr, daß ich mit dem Schatz, den ich zu tragen vermöchte, von der Burg abziehen darf. Laßt mich gehen!"

Da nahm der ritterliche Straßburger den Helm vom Haupt. „Zieht mit Gott Eures Weges, edle Herrin; den schönsten Ruhm aller Liebe habt Ihr gewonnen!"

Einige aber wollten nicht, daß der von Geroldseck so leicht davonkomme, und hoben die Waffen gegen die Frau. Da drängte sich der Feldhauptmann der Straßburger dazwischen. Und er befahl, vorm Tor der Burg einen Wagen bereitzustellen, und verlangte von seinen Leuten, daß sie die

hohe Gefangene mit ihrer geliebten Last ehrerbietig grüßten. Nach Musik rief er, Trompeten schmetterten, und Pauken wirbelten. In einem geschmückten Wagen brachte man die Dame von Geroldseck und ihren verwundeten Gemahl nach Straßburg. Dort wurde der Ritter später vom Rat in seinen Dienst genommen und kämpfte fortan mit Weisheit und Schwert für die freien Städte.

Aber nie vergaßen die Straßburger der schönen Frau List und Liebe.

Der Fäßler und sein Kellermeister überm Rhein

Einer der Ritter, die damals auf Geroldseck umkamen, war der Fäßler, der auf Amsberg wohnte. Er trug seinen Namen davon, daß er der beste Weinkenner war und daß es hieß, der halbe Berg unter

seinem Schloß sei zu einem einzigen Faß ausgehöhlt und es sei das größte wohl, das es am Oberrhein gäbe.

Lange nach des Arnsbergers Tod, als sein Schloß schon von den Städtern verbrannt war, hat ein Köhler noch einmal von der Sage erfahren.

Der Mann ging in einem Sommer, der überheiß war und alle Bäche trocknen ließ, um Mitternacht von seinem Meiler heim. Der Durst plagte ihn sehr, vergeblich suchte er nach einem Brunnen, alle Wasser waren versiegt.

Da kam ihm bei der Ruine Arnsberg ein süßer Weinduft entgegen. Der Mond schien um die geborstenen Türme, aber unter dem verfallenen Tor leuchtete eine Höhle in dem Fels.

Auf einmal trat ein Männlein in grauem Gewand mit grüner Mütze, einen weißen Stab in den Händen, auf den Köhler zu. „Du hast Durst, sehe ich", sprach es ihn an.

„Ach, wer hätte ihn nicht in solch glutvollen Tagen? Könnt' ich ein Brünnlein finden!"

„Ein Brünnlein hab ich nicht, aber ich weiß den Weg zu dem Weinfaß unterm Schloß. Folg mir, es ist Mitternacht und eine Stunde, da wir den Menschen helfen und abgeben!"

Und das Männlein führte den Erstaunten durch wildes, duftendes Buschwerk zu einem Hohlweg, der endete vor einer halbverfallenen Treppe. Mühsam folgte der Köhler; da standen sie auf einmal vor einem erleuchteten Keller, in dem lag ein Faß, so groß, wie man es weder in Frankreich

noch in der Pfalz, noch im Elsaß je gesehen hatte. Und alles duftete nach dem würzigsten Wein.

Einen kristallenen Becher hob das Männlein, füllte ihn aus dem großen Faß und reichte ihn dem Köhler. Der trank, und es schien ihm das Schönste, was er je gekostet. „Dank", seufzte er und: „Wer bist du?"

Da erzählte der Kleine, daß er der Kellermeister des Herrn auf Arnsberg gewesen und daß er nach der Zerstörung der Burg an Ort und Stelle geblieben; denn es seien nicht nur Menschen, die auf den herrlichen Wein erpicht wären und danach verlangten. Auch der Rheinkönig komme zuweilen, ob er wisse, wer das sei? Als der

Köhler nickte, bat der im grauen Gewand, das Geheimnis nicht zu verraten, und trieb ihn aus der Tiefe, es ging auf den Morgen.

Aber der Mann hat doch den Mund nicht halten können, die Geschichte vom Kellermeister des Fäßlers ist ruchbar geworden. Noch heute versuchen in jedem Jahr Männer, die auf einen guten Tropfen aus sind, den Eingang zum Burgkeller zu finden. Und wenn sie ihn auch nicht gewahr werden, duften doch alle Schluchten und Täler nach Wein; der Kleine tut vielleicht, öfter als wir denken, das Tor für den Rheinvater auf.

Wir sind schon als Studenten den Strom hinauf und hinüber gewandert und haben nach dem grauen Wirt gerufen. Aber er hat sich uns nicht gezeigt, er hat wohl gefürchtet, daß wir gleich eine Leitung zum Rhein legen würden. Nur daß alles Land nach Wein roch, habe ich behalten.

Ein Breitopf fährt von Zürich bis Straßburg

Das Bündnis zwischen Straßburg und Zürich, das wegen der Räuber auf dem Rhein für beide Städte notwendig geworden war, wurde von einer fröhlichen Botenfahrt eingeleitet.

Die Züricher hatten den Straßburgern einen Brief geschrieben, in dem sie versprachen, im Fall einer Fehde rasch zu helfen, wenn die anderen ihnen ein gleiches zusagten. Die Straßburger aber, die der Feinde mehr als genug hatten, antworteten, es werde zu viel Zeit verstreichen, bis die Schweizer zu ihnen kämen. Bis dahin könnte in ihrer Stadt schon das Ärgste geschehen sein.

Nun, die Züricher Ratsherren wiegten die weisen Häupter, und mancher mußte den Straßburgern recht geben; es ging vielleicht längst um Kopf

und Kragen, bis Freunde helfen kämen. Aber der jüngste Ratsmann erbot sich, die Herren im Elsaß zu bekehren. Mit raschen Beinen verließ er die Frühtagung des Züricher Rats, hob daheim der Frau den Breitopf vom Herd, verpackte ihn an Bord seines schnellsten Schiffes und zog die Wimpel hoch. Gute Freunde und zwanzig Ruderer bot der Eilige auf, mit ihm nach Straßburg zu reisen. Am Abend waren sie schon die Limmat und den Oberrhein

hinabgefahren.

In Straßburg feierte man am Strand just das Schützenfest des Jahres, auch die Stadtväter gaben sich Mühe um den Preis. Da nahte auf dem Rhein ein sonderbares Schiff, das über und über beflaggt war und das Ufer anlief. Neugierig strömten die Bürger zusammen. Ein fremder Ratsmann stieg aus, ein Züricher war es. Er grüßte die hohen Herren der freien Reichsstadt und Heß einen Riesentopf mit Brei von Bord heben, hieß Tische und Teller bestecken und bat zu Gast. Da war der Brei von Zürich warm bis Straßburg gekommen.

Bald gab es ein großes Drängen und auch viel Lob über den Brei wie über die Züricher Hausfrauen. Der junge Ratsherr aber nahm das Wort, er pries, wie rasch man von dem einen Land zum anderen gelangen könne, und vermeinte, der Einwand gegen ein Bündnis zwischen Zürich und Straßburg sei nunmehr behoben.

Das bestätigten ihm auch die Straßburger. Und auf lange Zeit ist kein besseres Bündnis zwischen großen Städten geschlossen und hat sich so gut bewährt wie jenes, für das erst ein Breitopf den Beweis erbringen mußte.

Der Kreuzritter vergaß seine Retterin

Auf den Nebeln, die zwischen Schwarzwald und Vogesen über dem Rhein wogen und in der Frühe leuchten, fahren oftmals kleine schnelle Schiffe dahin; das sind Botenschiffe von Toten, die ihre Gräber nicht wiederfinden, oder die von Verlassenen, die einander suchen. Und viele meinen, es gäbe ein wirkliches Meer, das noch über dem Strom läge, und wir Menschen würden dessen mit unseren Sinnen nicht gewahr. Die Geister aber wüßten darum.

Um die Zeit der Kreuzzüge lebte ein Herr von Rappoltheim auf der Ulrichsburg. Er war im Heiligen Land gewesen, war beim Sultan in Gefangenschaft geraten und von einer schönen Türkin befreit worden. Dafür

hatte er versprochen, sie nachzuholen. Aber als er wieder daheim und bei seinem Weib und seinen Kindern war, vergaß er sein Wort.

Eines Tages sah der Ritter, wie sich aus den Wolken der Ferne ein Schiff niedersenkte und mit vollen Segeln, obschon sich kein

Lüftlein regte, über die Nebel des Tals hinweg auf seine Burg zuhielt. Und er erkannte an der Bauart des Fahrzeugs, daß es aus dem Morgenland stammte, und erblickte am Bug ein Angesicht, das er einst liebgehabt. Es war die Frau, die er verlassen hatte. So schnell segelte das Schiff auf ihn zu, daß er schon den Lärm der Matrosen hörte, die sich darauf rüsteten, an seinen Burgmauern zu landen.

Da packte den Ritter das Gewissen wegen des vergessenen Versprechens. Furcht und Beschämung ergriffen ihn so sehr, daß ihm die Sinne schwanden. Viele Monate lang fieberte er und lag auf den Tod, bis er endlich seine Vernunft wiedergewann. Dennoch, das Sterben kam früh über ihn; es war wohl ein Zeichen Gottes, daß man ein gegebenes Wort nicht leichtfertig brechen darf.

Nebel zwischen Schwarzwald und Vogesen

Auch andere große Rheinschiffe fahren zuweilen über den Nebelsee zwischen Wasgenwald, Kaiserstuhl und Odenwald. In ihnen sind keine Wesen, die uns zugehören; oft ist es der Rheinvater selbst, der, statt durch die Tiefe zu eilen, hoch durch den Morgen reist.

Er darf es wagen, denn er ist gegen das Sonnenlicht gefeit; aber die Seinen läßt er ungern im Frühschein baden und macht, daß sein Schiff beim ersten Strahl versinkt. Am liebsten fährt er mit seiner Frau, der schönen Ley, durch die Frühe. Er wohnt oft mit ihr im gläsernen Schloß bei Kehl, und viele wissen es, und viele haben sogar versucht, einen Blick hineinzuwerfen. Aber wenn man auch in einer glücklichen Stunde des Rheinkönigs gewahr wird oder ihn vom Schwarzwald oder von den Vogesen aus auf seinem Schiff im Morgen über den Nebel ausreisen sieht, selten wird man seiner schönen Rheinminne noch der Mannschaft gewahr, die sein Fahrzeug bedient. Es scheint auch, daß es zuweilen noch andere Schiffe aus Schaum und Morgenfrühe gibt, die er mit einem Zauber weckt — sogar große Kähne, auf denen hundert Gäste tanzen, oder schneeweiße Boote, deren Borde von Gold glänzen.

Ich sagte, die Menschen läßt er nicht gern näher kommen. Noch meinen viele, er habe die schöne Ley entführt, während andere es

umgekehrt so erklären, daß die Meerfei ihn nach sich gezogen habe. Der Rheinvater will jedenfalls keinen Streit mit unsereins, und weil er den Schwätzern ausweicht, meidet er auch uns.

Meist hat er zudem in der Tiefe des Stroms viel zuviel zu herrschen und zu richten, denn die Rheintöchter und die wilden Nöcke sind ein aufrührerisches Volk.

Aber in müßigen Stunden oder nach langen Festen der Nacht fährt er mit seiner Frau Ley über die Nebel. Die aus dem Rhein brauchen nicht zu schlafen, oder sie kommen wenigstens mit weniger Schlummer aus als unsereins.

Die spröden Herzogstöchter

Einmal, so heißt es, hat ein Wirt aus Sankt Tilt, der auf der Ulrichsburg zu Besuch war, erlebt, wie das große Schiff des Rheinkönigs zum Greifen nahe an der Feste vorüberfuhr. Irgendein langer ausgestreckter Arm pochte sogar an das Tor; vielleicht daß jemand nach dem Schloßherrn rief? Deutlich sah der Mann auch eine graue Gestalt, die, über die Nebel schreitend, hastig das Schiff einzuholen versuchte.

Bis zur Hünenburg reicht mitunter der milchige See. Dort taucht dann wohl aus dem Brunnen die weiße Frau auf, die ihresgleichen grüßt. Hinter ihr und etwas höher gelegen sieht man auch jene Höhle, die ihr Geheimnis ist. Eine Schwester der Brunnenfrau, eine feurige Schlange, soll darin wohnen, die ein Schlüsselbund im Maul trägt. Aber noch hat niemand gewagt, es ihr abzunehmen und sie zu erlösen.

Wer die weiße Frau und ihre Schwester sind? Zwei stolze Herzogstöchter, die allzu spröde waren und alle Freier von sich wiesen. Dafür wurden sie nach ihrem Tode für tausend Jahre auf die Burg verbannt. Dreimal im Monat, an einem Freitag, dürfen sie sich zeigen, die Ältere als die Brunnenfrau, die andere als feurige Schlange. Wer sie erlösen will, muß sie drei Freitage hintereinander in ihrer Verzauberung küssen. Ach, obschon tapfere Männer auf der Hünenburg wohnten, die vor nichts Furcht hatten, die beiden Schwestern hat noch keiner erlöst.

Wassermann und Wilddieb

Oftmals steigt der Nebel vom Rhein bis zu den Bergen auf und läßt dieses und jenes zurück.

Im Mummelsee verblieb einmal ein Schiff, in das der Rheinvater einen der Seinen, der aufsässig geworden war, verstoßen hatte. Es war ein gerader Mann, der nur immer viel zu rügen fand, dem es aber nicht widrig schien, daß er nun ein kleines, eigenes Reich zu führen hatte.

Seerosen blühten auf der Fläche; aus ihnen stiegen die sechs Töchter auf, die ihm hatten folgen müssen und die immer noch zur Nacht mit den Nebeln tanzten. Hob sich der Vater zur Frühe, mußten sie sich hurtig verbergen.

Einst hatte ein Wilddieb zu des Wassermanns Zorn einen schönen Hirsch erlegt. Es war jedoch am Ufer gewesen, und der im Mummelsee glaubte, so grimmig er war, einen Menschen auf der festen Erde nicht verfolgen zu dürfen.

Danach aber hat der Wilderer auch den Förster zu Tode getroffen, der ihm nachspürte.

Da wuchs der Zorn des Nöcks, und er war ohne Mitleid.

Als den Dieb die Furcht vor Entdeckung ergriff und er den Erschossenen im See versenken wollte, packte ihn der Wassermann. Hoch auf stiegen die Fluten, die Wasser kochten. Bevor der Mörder sich retten konnte, brachen sieben Wogen über ihm zusammen und rissen ihn in die Tiefe. Nur die Binsen und die Fische wissen noch um ihn.

Der Wilde Jäger sucht seine Hunde

Die im Leben Unrecht begangen haben, finden auch im Tode keine Ruhe, soweit Gott ihnen nicht Gnade gab. Immer noch fährt die Wilde Jagd durch die Uferberge des Rheins. Sie fegt an den Gestaden entlang, um die Welt von kriechenden Wesen zu säubern, oder weckt sie, die einen Eid gebrochen oder im Unrecht gelebt haben. Mit Trommeln und Pfeifen bricht das „Wütende Heer" auf und treibt sie zu ihrer Strafe.

Der Getreue Eckard fährt ihm oftmals voraus und warnt die

Menschen, aus dem Weg zu gehen, dann tue ihnen der wilde Richter nichts. Und es ist auch so, daß der Vorreiter um alle Gutwilligen weiß, die in ihrem Leben recht zu handeln suchten.

Mitunter aber sind die vom Wilden Heer gar nicht zu Roß, sondern schreiten zu Fuß über den Rhein oder ziehen die Uferwege am Strom entlang. Einmal sah eine Frau, daß unter ihnen ein Verwundeter lief; es war ihr eigener Mann, der im Kriege gefallen war, noch klaffte seine Stirn. Rasch rief sie ihn, nahm ihren Schleier ab und wand ihn dem Armen um das Haupt. Einen Goldbecher schenkte ihr der Wilde Jäger zum Dank. Und einmal brachte ein Knecht, als er den Zug kommen hörte, die Scheunentür nicht rechtzeitig auf, der halbe Finger wurde ihm abgeschnitten. Eine Stimme rief ihm zu, er solle einen roten Faden um den Stumpf binden — schon hatte er den Faden in der anderen Hand. Als er dem Ratschlag folgte, war alles geheilt.

Zuweilen verliert der Wilde Jäger auch einen seiner getreuen Hunde. Dann hallt's in die Tore der Höfe — jemand hat es aufgeschrieben: „Hascht mein Hündle niet g'sehe, Hinte und vorn g'schore, Mit lappige Ohre?"

Manche berichten freilich, daß der große Herr auf der Jagd meist gar nicht dabei sei. Sie wollen wissen, daß ein Flötenspieler namens Wiesli mit ihm voranritt und daß eine wunderschöne Musik die beiden begleitet habe. Einmal hätte der mit der Flöte sogar nach einem weißen Hündchen gefragt, das die gütige Frau Gode verloren hätte.

Von Jagd war keine Rede.

Zuweilen auch bringt der Zug Schaden, nicht durch die Herren, sondern durch das Gefolg. Die Wasserleute im Rhein sind ihnen freund; oft schon hat man beobachtet, wie sich die Fluten öffneten und weithin über die Ufer strömten, als möchte das Nixenvolk die aus Wald und Gewölk einladen.

Der Wilde Jäger will nichts davon wissen. Nur jener mit der Flöte, der die Lieder singt, wenn das „Wütende Heer" einmal auf der Waldwiese lagert, liebt es, den Vettern und den Meerminnen etwas Gutes zu tun. Aber meist gibt sein Herr wohl acht, daß er nicht zu den schönen Versucherinnen gerät.

Der Amtmannssohn und die Krötenmäulige

Es ist wunderbar genug, daß nach der Sage manche der Wasserfrauen von Menschen erlöst worden sind. Nicht selten wurden sie vom Wilden Jäger oder vom Rheinvater zu ihrem Geschick verwunschen, wenn sie unrecht Gut erworben oder gegen einen Menschen unbillig gewesen waren. Dann waren sie oft sehr kleinlaut und boten gern ihre Schönheit als Preis.

Einst lebte unfern des Rheinufers ein alter Amtmann. Er hatte einen feinen und frischen Sohn, der sich schon früh gern nach Mädchen umsah. Als der Junge einmal vom Wald zur Breisacher Brücke hinabstieg, begegnete er einer schönen Frau, die ihn anhielt und sagte: „So lange warte ich auf dich, wie ein Kirschbaum wächst, in dessen Holz du gewiegt wurdest."

„Wer bist du?" fragte der Bursch.

„Ich bin eine arme Verwunschene. Erhöre meine Bitte, küsse mich dreimal!"

Als der Junge nun wissen wollte, wie ihr Name sei, antwortete die Fremde, sie heiße Melusine und habe einen großen Brautschatz, der ihm zu eigen sein werde, wenn er sie drei Morgen hintereinander auf beide Wangen und auf den Mund küsse. Er dürfe sich nur vor nichts fürchten, zumal am dritten Tag müsse er sich tapfer zeigen.

Lange bedachte sich der Bursch. Die Schöne hatte ein herrliches Antlitz, aber an den Armen Froschhände und statt der Füße einen Fischschwanz.

Sebald, so war der Name des Amtmannssohns, fand dennoch so viel Gefallen an ihrem Angesicht, er gab ihr die drei Küsse des ersten Tages, und sie bat ihn, doch auch beim zweiten Male nicht vor ihr zu erschrecken.

Am anderen Morgen hörte er die Wasserfrau zart und sanft singen. Aber als er näher trat, hatte die Melusine Flügel und einen Drachenschweif. Tapfer gab er ihr die drei Küsse. Wieder verschwand sie, wie zu Luft oder Wasser aufgelöst.

Am dritten Tag kam Sebald früher, um nichts zu versäumen. Diesmal fand er jedoch nichts als eine riesige Kröte vor, die hinten einen Drachenschwanz trug. Ihn graute so sehr, daß er das Küssen verzögerte und fragte: „Kannst du mir dein wirkliches Antlitz nicht

einmal zeigen?"

Da klagte die Arme laut, weinte, nun sei alles vorbei, und verließ ihn. Mit schlechtem Gewissen kehrte der Bursch heim. Als er bei seinem Vater, dem Amtmann, eintraf und ihm auf seine Frage erzählte, was ihm zugestoßen war, schalt der Alte laut und schickte ihn zurück, der Verwunschenen in Gottes Namen zu helfen. Aber niemand war mehr zu finden. Nur in allen Brunnen am Wege war viel Aufruhr, und aus den Wassern des Rheins kam ein trauriges Murmeln.

Der Vater hat die Geschichte damals aufschreiben lassen. Er hielt es für unrecht, daß man's vergaß, zumal auch die Baseler eine ähnliche Geschichte in ihrer Chronik hatten und er vergleichen wollte, ob die Verwunschene ein und dieselbe war.

Aber es wird nicht an dem gewesen sein. Als der junge Sebald einige Jahre danach eine Nachbarstochter heiratete, tat sich bei der Hochzeit leise die Zimmerdecke auf und schloß sich wieder. Einige wollen gesehen haben, daß eine Hand ein paar zähe Tropfen giftigen Staubs in seinen Wein schüttete. Der Bräutigam starb noch in der gleichen Nacht, die Melusine hatte ihre Rache genommen.

Die Geisterburg

Andere, die alles schön fanden, was nicht mehr zu den Irdischen gehört, sind besser davongekommen.

Da war ein Ritter Kurt von Stein, der den Rhein hinaufritt und bei der Burg Laufen mitten am hellen Tag gerufen und beschworen wurde, doch in dem verlassenen Gemäuer zu Gast zu bleiben. Vor Spuk und Gespenstern, vor denen ihn die Leute am Weg warnten, hatte er keine Scheu, wohl aber war er müde und hungrig.

So ritt der Mutige in den Burghof ein, in dem ihn kein Knecht empfing, und legte sich erst einmal im hohen Gras neben sein Roß zum Schlafen. Als er aufwachte, schien ein Licht dicht über ihm aus einem Fenster; er suchte sich eine Wendeltreppe hinauf, öffnete mehrere Türen und stieß endlich auf ein lesendes Mädchen, das sehr schön war. Es trug ein schlichtes schwarzes Kleid, ein Perlenkranz umwand sein braunes Haar. Aber das Antlitz war blaß wie ein

Gewölk nach Sonnenuntergang und von Leid gezeichnet.

Der Ritter grüßte die Fremde, bat um ein Nachtlager und um ein Mahl. Schweigend erhob sich die Jungfrau, brachte eine Flasche Wein, eine Schüssel mit Wildbret, eine mit Geflügel und winkte ihm, zuzulangen. Aber kein Wort kam über ihre Lippen.

Herr Kurt ließ es sich schmecken, auch wenn er weder Brot noch Salz auf dem Tisch fand. Der Wein wurde sogar immer besser, je tiefer er aus der Flasche trank. Schließlich bat er: „Darf ich fragen, wer Eure Eltern sind, schönes Fräulein? Gewiß seid Ihr die Herrin dieser Burg?"

Die Schweigende führte den Ritter zur Wand, an der viele Bilder hingen, und jetzt vernahm er auch ihre leise Stimme: „Ich bin die Letzte!"

Da fiel es wie ein großes Mitleid über ihn, er fragte das Fräulein näher nach den Seinen aus und fragte sogar scherzend, ob es schon einen Liebsten habe. Ja, schließlich gefiel die Unbekannte ihm so sehr, er bat sie um ihre Hand und versprach, sie gegen alles zu schützen, was auch immer drohe.

Da erheiterte sich das Gesicht der Einsamen, sie stand auf, öffnete einen Wandschrank, hob zwei goldene Ringe heraus und tat den einen sich selbst, den anderen dem Gast an. Aus duftendem Rosmarin wand sie sich einen Kranz um ihren Perlenschmuck. Dann nahm sie den Ritter an die Hand und führte ihn, ohne daß Kammerfrau noch Knappe zu sehen waren, zu einer Tür, in der zwei Greise in weißen Talaren warteten. Sie traten zu

dem Brautpaar und begleiteten es durch das Schloß, mehr schwebend, als daß man ihre Schritte hörte.

Dem Ritter wurde unheimlich zumute, da öffnete sich eine Tür zur Burgkapelle. Auf dem Hochaltar brannten Lichte, Särge aus Marmor mit goldenen Inschriften standen zur Rechten und zur Linken. Das Mädchen berührte eine Bischofsgestalt auf einem der Grabmäler. Sogleich erhob der Schläfer sich und trat vor die beiden Verlobten. Mit lauter Stimme fragte er: „Sagt, Kurt von Stein, wollt Ihr mit der hochedlen und ehrbaren Jungfrau an Eurer Seite den Ehebund schließen?"

Da begriff der Ritter, daß er zu den Abgeschiedenen geraten war

und daß unter ihnen Verwunschene waren, die ihn als Gesell wollten.

„Nein!" schrie er laut.

Im gleichen Augenblick lag er im Gras des Burghofs wie zuvor. Die Jungfrau war verschwunden, niemand wartete auf ihn. Ritter Kurt aber stieg zu Roß, grüßte noch einmal die seltsame Burg, traurig über die schöne blasse Jungfrau, die einsam blieb, und zog seines Weges.

Die Harlunger

Die Stadt Breisach lag einst auf einer großen Rheininsel. Von Westen wie von Osten legte der Strom seine Arme um ihre Mauern. In alter Zeit herrschten drei junge Fürsten von dort aus über das Land. Sie waren die Söhne König Harlungs, der König Ermanrichs Bruder war.

Nun erzählt man, daß jener Ermanrich zu Rom einen Marschall, namens Sibich, hatte. Der war ihm lange treu ergeben. Dann aber verfolgte Ermanrich Sibichs Frau und betörte sie, während ihr Mann mit einem Heer für seinen Herrscher ins Feld gezogen war. Als der Marschall heimkehrte, kam die Reue über die Verführte, sie gestand ihrem Gemahl, was geschehen war, und war betrübt bis an ihr Ende.

Da schwor Sibich, die Tat seines Königs an ihm bis zu seiner letzten Stunde zu rächen, stürbe darüber auch, wer immer ihm in den Weg gerate. Ermanrichs Kinder verfolgte er zuerst mit Meineiden und falschen Worten, bis der eigene Vater sie erschlug. Danach suchte er, wer sonst aus der Sippe als Thronerbe nachfolgen könne. Dabei dachte er an die Söhne von Ermanrichs Bruder, die in Breisach Hof hielten. Um auch sie zu vernichten, tat Sibich vorm König, als wollten jene Neffen, die Harlunger, den Oheim in Rom vom Thron stoßen, und brachte durch falsche Briefe seinen Herrn in blinden Zorn. Ermanrich schwur schließlich, daß er an keinem Ort zum zweiten Male nächtigen würde, bis er die Harlunger Söhne hoch über dem Rhein gehenkt hätte.

Der Getreue Eckard, der ihm damals diente, aber auch für Harlungs Kinder die Vormundschaft führte, hörte das Wort Ermanrichs. Er eilte nach Breisach voran und warnte die

Unschuldigen: „Euer Oheim will euch das Leben nehmen, rettet euch!" Aber die jungen Fürsten hofften, sie könnten sich mit dem König aussprechen und versöhnen; sie wußten ja nicht einmal, was ihnen vorgeworfen wurde.

Als nun Ermanrichs Heer Breisach umzingelte, schickten sie Boten an den Oheim und fragten, wessen er sie bezichtige.

Der schämte sich, Gerüchte über die Seinen öffentlich auszuschreien, und ließ ihnen nur antworten, sie wüßten wohl, warum sie hängen müßten.

„Wir wissen es nicht", erwiderten die jungen Fürsten. „Bedenk auch, daß du uns teuer erkaufen mußt. Viele der Deinen werden umkommen in unserer Schlacht!"

Da begann König Ermanrich schon seine schweren Steinwerfer in Stellung zu bringen, sie brachen bald die Tore und Mauern von Breisach. Eckard selbst mußte seinen Freunden raten, einen letzten Durchbruch zu versuchen. Dabei wurden die drei gefangen und schimpflich gehängt, wie Sibich es wollte.

In der Sage blieb jenes Geschehen lange in schlimmer Erinnerung. Um so heller leuchtet, daß der Getreue Eckard, der den Guten seinen Ratschlag gibt, auch als er dies Leben schon verlassen hatte, noch oft bei Breisach zu treffen war und späteren Geschlechtern am Rhein zur Seite stand. Er hütet auch den verborgenen Schatz, den die jungen Harlunger hinterlassen haben, und warnt jeden, der danach gräbt. Denn das Gold soll an den Herrscher fallen, der einst, größer als andere, gerufen wird, das Reich in Gerechtigkeit zu führen, dem wir zugehören.

Gold im Rhein

Über die Stadt Breisach gehen noch viele Sagen um. Es scheint so zu sein, daß einige Schatzsucher hier und da im Gefels etwas von dem Gold der Harlunger gefunden haben, und gewiß ist, daß manchem der Kinder, die am Rhein spielten, Gold in die Hände geriet, man weiß nicht, wie. Auch die aus der Tiefe des Stromes kommen mitunter und erzählen den Menschen von versunkenen Schätzen, und zuweilen brauchen die Zwerge Gold zum Schmieden

und handeln es den Wasserleuten ab.

Der Rheinvater erhält oft vom Schmuck derer, die ihn für ihre Toten bitten. Er nimmt ihn nicht gern; er möchte lieber wissen, warum Gute und Böse sterben, und gibt sorgsam acht, daß Frieden in seinem Reich herrscht.

Die Menschen sind oft anderen Sinnes und führen Krieg um Krieg wegen des Goldes.

Aber wo gab es bisher Völker auf der Welt, die von der Verehrung des Goldes abließen?

Alle horten es, auch wenn sie uralt sind und wissen müßten, wieviel an Glück wie Unglück es über die Erde brachte.

In den verlassenen Feuern Unbekannter entdeckt man zuweilen Goldkörner. Je näher sie dem Strom liegen, so geht die Sage, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, etwas zu finden. Niemand weiß freilich, wer da rastete und aus wessen Hand sie geglüht sind.

Gern machen die Geister aus dem Rhein den Kindern Freude. Ein Junge wurde einst ausgesandt, er sollte einen Kasten mit Ameisen für ein Krankenbad füllen. Viel Mühe gab er sich, er fand indes keins der kleinen Tiere. Da zeigte ihm eine fremde Frau einen Hügel Ameisen, er konnte seinen Kasten füllen. Als man am anderen Tag den Deckel öffnete, waren lauter Goldnüsse zu Gast gekommen, und das Kind war reich.

Oftmals hört man auch alte Geschichten von Knaben, die von Riesen oder Drullköpfen zum Kegelaufstellen gerufen werden und zum Dank eine der Wurfkugeln mitnehmen dürfen. Kommen sie nach Hause und fragen die Eltern, was sie da bringen, ist die Kugel zu einem Goldklumpen geworden.

Mitleidig sind auch die weißen Frauen, die für arme Verwunschene die Goldschätze verwalten und bewachen. Zuweilen geben sie den Kindern von ihrem Reichtum — aber das darf natürlich niemand erfahren. Wüßten die Leute doch besser zu schweigen! Hat indes jemand solchen Glückszufall, gleich muß er über die Straße laufen und den Nächsten davon erzählen. Da hüten sich die aus dem Wasser und die in den Hügeln und halten den Mund, statt zu helfen.

Die weißen Elfinnen vermeiden es, den schwatzhaften Menschen

allzu häufig zu begegnen. Sie kommen mitunter als Schwäne, um sie zu beobachten. Wenn sie dabei jemanden lieb gewinnen, weiß der bald manches über ihre Heimat in Hügeln und Wäldern. Aber wer klug ist, redet nicht darüber, da schwätzt er auch nichts aus.

Nicht nur das Gold springt aus dem Rhein, sogar heilende Wasser sind uns oft aus seinem oder der Berge Segen geschenkt. Von den Badener Quellen weiß ich, wie sie sich durch die Hilfsbereitschaft eines jungen Hirten den Menschen öffneten. Als der Bursch einmal am Rhein seine Herde hütete, stieg ein schwarzer Stier aus dem Strom auf und wollte sich zu den Kühen gesellen. Ein kleiner grauer Mann lief keuchend hinter ihm her und bat den Hirten, ihm doch zu helfen, das Tier zu den Seinen zurückzutreiben. Der Hirt tat es, der Schwarze mußte bald wieder unter das Wasser. Bevor der Kleine die Wiese verließ, gab er dem Burschen zum Dank ein paar Steine und sagte: „Wo du sie hinwirfst, wird dir zum Segen ein Quell aufsteigen, der Krankheiten austreibt!"

Der Hirt nahm den Fremden nicht ernst. Aber nach einiger Zeit warf er scherzend die Steine einen Berghang hinab. Wo sie aufschlugen, dampften heiße Quellen aus dem Boden; es dauerte nicht lange und es zog die Menschen, in ihnen zu baden.

Es gibt Leute, die meinen, daß die heißen Quellen, die daraus entsprangen, wichtiger seien als alles Gold, das der Rhein führt.

Nicht alle Quellen sind indes zu loben. Einige stammen noch aus der Zeit, als der neue Glaube am Rhein verbreitet wurde. Der Teufel versuchte es zu hindern, predigte, schrie oft dazwischen und weinte schließlich vor Zorn, als die Menschen ihm nicht folgten. Auch aus jenen Tränen sind Quellen gesprossen, die heute noch Gift enthalten und nicht von Gott und von guten Geistern gesegnet wurden.

ZWEITES BUCH

ERSTERTEIL:
ZWISCHEN PFALZ UND ODENWALD

*

ZWEITER TEIL:
VON BINGEN BIS BONN

*

DRITTER TEIL:
DIE BURG DES RHEINVATERS UND DIE HEILIGEN ZU KÖLN

ERSTER TEIL:

ZWISCHEN PFALZ UND ODENWALD

Das untere Meer

Zwischen Schwarzwald und Vogesen lag nach der Sage einst ein oberes, zwischen Odenwald und Pfalz ein unteres Meer des Rheinkönigs. Sie waren beide groß und wasserreich und gehörten zu seiner Herrschaft. Wo ihre Grenzen waren? Sie reichten wohl so weit wie heute die Nebel, wenn sie aus dem Strom aufsteigen und bis zu den Bergen wallen.

Der Rheinvater wohnte damals zwischen Straßburg und Kehl, während die schöne Ley mit ihren Töchtern in einem Schloß vorm Main Wohnung nahm. Viele Wasserherren dienten auch ihr, und rasch war das Königspaar beieinander; von Kehl nach Mainz ist kein weiter Weg.

Es heißt freilich, daß die Frau Ley jenen Weg lieber auf den Wolken fuhr als im Strombett. Denn das herrliche Schloß, das der Rheinvater ihr rheinab erbaute, brachte es dazu, daß viele Spielleute zu ihr und den Töchtern zu Gast kamen — dazu auch manche Abenteurer. Der Mainfluß stößt auf seinem Weg mit Gewalt in den Rhein, und auch der Neckar führt viel grobe Weisheit.

Am liebsten waren der schönen Frau Ley die Zauberer der hohen Kunst der Bilder. Manche blieben bei ihr im Dienst und erzählten von den Menschen, die sie liebhat und denen die Wasserleute aus dem Rhein gerne helfen. Andere sind freilich heimtückisch und hassen die Hoffart der Irdischen. Zuweilen bringen sie ihre Klagen vor den Rheinvater. Aber der hat wenig Zeit dafür. Er besucht lieber die schwesterliche Elbe oder die Donau oder gar einen der Ströme, die nach Süden fließen, die er in seinen Kindertagen sah.

Ab und zu drängten ihn die Himmlischen oder die Menschen auch, ihnen einen Rat zu geben. Zur Zeit des Kaisers Lothar, so sagt man, begannen die Bauern vom Rhein nach Osten aufzubrechen, der fast ohne Menschen dalag, während es an den Strömen des Westens ihrer fast zu viele gab. Mit Elbe und Oder kam der Rheinvater in seinem Haus der Tiefe zusammen, beriet lange mit ihnen darüber und trank mit den Schönen und lachte so fröhlich, daß es wie ein Frühlingsgewitter anzuhören war.

Nahe dem Einfluß des Mains soll es auch geschehen sein, daß

einer der großen Schätze des Rheinkönigs von einem Zwerg entführt wurde. Als die Töchter singend und spielend um die Riffe im Strom kreisten, kam der unterirdische Schmied Alberich und versuchte, eine von ihnen zu greifen. Da ließ das Morgenlicht einen der Felsen, die dem Strom gehören, golden aufleuchten, und seine Gier auf Gold wurde größer. Die Rheintöchter wollten den Zwerg abwehren und logen ihm lachend vor, daß nur, wer der Liebe entsage, aus dem Gold des Rheins zu schmieden vermöge. Was er vorhabe?

Einen Zauberring zu hämmern, der Macht und Herrschaft bringe.

Die Nixen lachten über ihn.

Alberich aber wandte sich von ihnen ab, raubte das Gold und fuhr damit in seine Höhle.

Schon an dem ersten Ring, den er aus dem Gold schmiedete, haftete Unheil ohne Ende.

Die Krone im Rhein

Noch eine andere Sage über die Schätze, die dem Rheinkönig gehören und die er in den Tiefen seines Stromes gesammelt hat, geht uns an. Der herrlichste unter ihnen, so heißt es, sei eine Königskrone aus Gold und Edelsteinen. Wer sie gewinne, dem würden alle Länder des Abendlands zufallen und er würde König der alten Völker um den Rhein. Aber wir wissen nicht, wann jener Schatz vom Stromgrund zum Licht steigen wird, noch, ob es tausend Jahre oder nur die Lieder der Dichter braucht, die Menschen zu jenem Reich des Friedens und der Gerechtigkeit zu bekehren, nach dem alle verlangen.

Kaiser Karl, so heißt es wohl, soll um die Krone gewußt haben. Er befahl seinen Kindern, sie aus der Tiefe zu heben und ihm nach Aachen zu bringen.

Aber die Söhne starben darüber oder verträumten die Stunde.

Fährleute bei Worms und Speyer erzählen

Zuweilen, so heißt es, ist wohl zu spüren, daß sich heimlich unter unseren Füßen Scharen für ein neues Reich der Gerechtigkeit

sammeln. Oftmals ist es den Fährleuten nahe den Königsstädten von Speyer und Worms am Rhein zugestoßen, daß bei ihnen Männer die Glocke läuteten, die Versprengte waren, oder die taten, als wenn sie zu einem Mönchskloster gehörten und aufgebrochen seien, weil die Welt ihnen feind geworden war. Andere sahen dann vielmals die gleichen Männer jenseits des Stromes in einem Wagen weiterfahren, der sich jäh lodernd zum Himmel erhob. Auf Erden aber war ein Lärm zu hören, als rücke ein großes Heer längs der Straßen.

Viele predigen, es sei nötig, daß erst jene Unritterlichen, die ihre Leidenschaft nicht zu überwinden vermöchten, sühnen oder in sich gehen müßten, ehe ein neues Reich beginne. Sie verweisen auf das Unheil, das etwa der Ritter Tannhäuser über die Seinen ausgeschüttet, bevor ihm verziehen wurde, oder das Golo vom Rhein über seines Herzogs und seiner Herzogin Leben gebracht habe, bevor er um Gottes Vergebung flehte.

Ja, vielleicht müssen die Menschen sich noch sehr ändern, bevor ein Großer die Krone aus dem Rhein auf sein Haupt setzen darf. Und das neue Reich auf Erden, um das wir Gott bitten, wird erst anheben, wenn die Irdischen weiser geworden sind, auf die die Himmlischen warten.

Golo und Genoveva

Zu der Zeit, als Kaiser Karl sein Heerbanner aufhob, um gegen die Mauren zu ziehen, diente ihm am Rhein der Pfalzgraf Siegfried. Auch er wurde vom Kaiser in sein Gefolge gerufen. Sein Weib hieß Genoveva.

Nun lebte an Siegfrieds Hof ein Ritter Golo, den eine Gräfin Mathilde erzogen hatte. Golo hatte so sehr das Vertrauen des Pfalzgrafen, daß der ihn zu seinem Statthalter für die Dauer des Feldzuges machte. Auch Mathilde sollte kommen und Graf Siegfrieds junge Frau Genoveva, die am Rhein zurückblieb, zerstreuen und für sie sorgen. Es war aber bekannt, daß Mathilde den Ritter Golo gern hatte, obwohl sie älter als er war. Dabei mußte sie zusehen, wie Golo, der seinem Herrn doch die Treue geschworen

hatte, sein Herz nicht einhalten konnte. Er liebte Genoveva, in der

sein Pfalzgraf eine der schönsten Frauen gewonnen hatte.

Mathilde wußte bald, wie es um Golo stand, und aus jener Liebe, die sie selbst empfand, stellte sie sich vor, sie müsse ihrem Schützling helfen, bevor er an seinem Kummer stürbe.

Nun lobte die Gräfin Genoveva oft den Burgvogt Dragomes, der alle Tiere und Vögel kannte, und scherzte mit ihm und Golo. Mathilde tat, als sei ihr das Lob verdächtig. Und weil Graf Siegfried infolge einer Wunde länger ausblieb, nährte sie die Gerüchte gegen Genoveva und Dragomes.

Schließlich meinte auch der junge Statthalter Golo, seine Herrin sei schuldig. Eines Tages gestand er der Gräfin Genoveva auf einer Anhöhe überm Rhein, zu der er sie hinübergerudert hatte, wie sehr auch er sie hebe.

Dragomes aber war Genoveva nachgeritten und stand ihr gegen den Verfolger bei.

Mathilde erfuhr von dem, was sich begeben hatte und was der Burgvogt wußte. Sie wurde besorgt um Golo, und mit der List schlimmer Frauen bezichtigte sie Dragomes dessen, was der andere hatte erreichen wollen, und ließ ihn in den Kerker werfen und umkommen.

Als Golo sah, wie seine Liebe so schlimm ausging, wurde er von Reue bedrängt. Aber die unstillbare Neigung zu der schönen Genoveva blieb, und Mathilde schürte sie. Als ein fränkischer Ritter als Bote kam, um des Grafen Siegfried baldige Heimkehr anzukünden, erzählte Mathilde ihm von der Beschuldigung gegen Dragomes und Genoveva. Der Ritter wollte es nicht glauben und stellte Golo zur Rede. Als der mit seiner Antwort auswich, forderte er ein Gottesurteil und verlangte, daß der Statthalter sich zum Zweikampf erböte.

Man weiß nicht, wer die Schwerter lenkte, Gott war es nicht. Schon hatte der fremde Ritter Herrn Golo den Schild aus der Hand geschlagen, da lief er im Eifer den Verleumder Genovevas so heftig an, daß der ihn mit dem Schwert treffen konnte und der tapfere Franke sterben mußte. „Dies war ein Sieg der Hölle!" waren seine letzten Worte.

Golo schien nun alles Recht auf seiner Seite zu haben. Weil seine

Liebe und zugleich die Furcht vor der Heimkehr des Grafen Siegfried ihn immer mehr verzehrten und auch die schlimme Mathilde ihm in den Ohren lag und ihm riet, Genoveva rechtzeitig zu Tode zu bringen, wußte er nicht ein noch aus in seiner Not.

Denn die Reue über alles, was er auf den Rat der anderen getan, wurde mit jedem Tag mächtiger.

Mathilde sah, wie Golo immer blasser und kränker wurde. Er war ihr aber näher, als jemand wußte, und sie nahm alles auf sich, Golo zu schützen. Sie sammelte Beweis um Beweis gegen die so fröhliche wie fromme Genoveva und verlangte plötzlich einen Dingtag, den man ihr nicht verweigern durfte. Die Richter verurteilten die Gräfin und befahlen zwei Knechten, sie sollten die Schuldige weit in den Wald führen und töten.

Mathilde kehrte danach zu ihrem Schloß am Rhein zurück und hätte am liebsten auch Golo mitgenommen; sie merkte wohl, daß er immer noch zwischen Liebe und Reue kämpfte.

Als Graf Siegfried heimkam, war er erst außer sich, daß man ohne ihn ein Urteil über sein Weib gesprochen hatte. Golo aber, der an seiner Statt gewaltet hatte, versuchte, seinen Herrn immer wieder zu überzeugen, daß alles nach Recht und Gericht zugegangen war. Und weil sonst in allem nur das Beste über ihn zu sagen war, konnte Siegfried ihm nichts verweisen. Dann kehrte Golo auf seine Burg am Rhein zurück.

So vergingen drei Jahre, aber Schuld ruht nicht. Mathilde wurde krank. Als sie im Sterben lag, ließ sie ihren Schützling rufen, gestand, daß sie ihn heimlich geboren, mahnte den Sohn zur Festigkeit und warnte ihn vor seinem Gewissen.

Den Ritter, der durch Mut und Umsicht weiter aufstieg, trieb es indes immer wieder, sich selbst zu rechtfertigen oder die Stätte seiner Schuld aufzusuchen. Als Graf Siegfried den vermeintlichen Freund zur Pirsch einlud, machte der die weite Reise nur, um an den Wassern und Wegen die Erinnerungsmale an die einst so geliebte Genoveva zu finden.

Von Gram entstellt, meldete sich Golo bei dem Pfalzgrafen zur Jagd. Der schob sein Aussehen auf den Tod Mathildes, deren Geheimnis er kannte. In der Frühe ritten Wirt und Gast unter

Hundegebell und Hörnerschall zu einem Wald überm Rhein, den sie selten betraten. Gleich als erstes geriet dem Grafen Siegfried ein starkes Reh vor den Speer; er fehlte es, rief Golo und folgte dem Wild.

Das Tier floh in eine Felshöhle. Als die beiden ihm nachdrangen, kam ihnen ein Weib entgegen, in Bast gekleidet. Mit ihr sprang ein Knabe auf und flehte, das Reh zu schonen, es sei ihm freund gewesen.

Da sah der Pfalzgraf die Frau an und schrie auf: „Das ist Genoveva!"

„Ja", antwortete sie, „ich bin Genoveva, dein Weib, und wartete auf dich!"

Graf Siegfried schrie noch einmal auf und wandte sich nach Golo um. „Was für ein Rätsel gibst du mir auf?"

Da nahm der Ritter allen Mut zusammen, kniete vor dem Pfalzgrafen nieder und bekannte: „Sie ist unschuldig, gewähre mir eine Stätte zum Sterben!"

Genoveva bat um Golos Leben; sie wußte wohl, warum er sie verfolgt hatte, und fühlte Mitleid mit seiner Liebe. Der Ritter aber zog seine Waffe und ließ niemanden nahe kommen. „Gebt mir ein ritterliches Grab und verzeiht Ihr mir, Genoveva! Seht, hier sangt Ihr unter der Weide, hier trat ich vor Euch und bat um Eure Gunst. Hier riet mir meine schlimme Mutter, Euch vor ein Gericht zu bringen, und hier mahnt Ihr mich zum letzten Male an das, was ich gefrevelt habe!"

Danach trat Golo zurück, rief zwei seiner Freunde, bat sie, ihm ihr Schwert entgegenzuhalten, und stürzte sich hinein.

Überm Rhein, da, wo er gestorben, wurde er bestattet. Und es gingen viele Lieder über Genoveva um, aber auch andere, die sangen, wie schaurig Liebe sein kann, die stärker wird als Herz und Gewissen, und wie groß das Unheil ist, wenn Mütter um ihrer Söhne willen in Schuld fallen.

Kaiser Rudolf und Graf Eberstein

Eine starke und freie Stadt war Speyer am Rhein. Ihre Bürger

ließen keine hohen Herren in ihre Tore. Verlangte der Bischof Einlaß, durfte er sich nur mit kleinem Gefolge sehen lassen, und einmal, als der Adel Speyer überrumpeln wollte und sich mit fünfzehnhundert Pferden nächtlich vorm Tor versammelt hatte, da kam just ein Bote von Straßburg vorüber, sah das heimliche Heer und konnte die Bürgerschaft warnen.

Aber den deutschen Kaisern waren die Speyrer zu allen Zeiten getreu. Mitunter gingen deshalb auch deren Kriegszüge von der ihnen so freundlichen Stadt aus.

Mit List versuchte einmal Rudolf von Habsburg, die Burg des Grafen Eberstein und die anderer Ritter nächtens zu überrumpeln. Ein Fest gab er zu Speyer, lud die Herren dazu, denen er an den Kragen wollte, und befahl zugleich seinem Heer, um Mitternacht die Burgen der Gäste zu besetzen. Als der Aufsässigste galt Eberstein.

Nun hatte der Kaiser sieben Töchter. Eine von ihnen begleitete ihn auf all seinen Ritten und eröffnete auch, wie es ihr zukam, beim Fest zu Speyer den Reigen der Geladenen.

Der Oberste der Gäste war Eberstein, er war zugleich der Schmuckste der Männer. Und er gefiel der Kaisertochter so sehr, heimlich flüsterte sie ihm zu: „Hütet Euch, Graf, heut nacht ist Euer Schloß in Gefahr!"

Fort war der Tänzer, er hatte wohl verstanden. Schon jagte er von Speyer nach seiner Burg, stieß auf die Kaiserlichen, die sich mit Haken und Leitern unter den Mauern von Eberstein sammelten, und kletterte einen geheimen Weg nach oben, seine Knechte zu wecken. Als der Kaiser am Morgen kam und meinte, er könne mit einem Gefangenen verhandeln, waren die Mauern ungebrochen. Und Eberstein lachte; nur dem *Töchterchen* Herrn Rudolfs, so ließ er wissen, stünden die Tore offen.

Es dauerte nicht lange, und der Kaiser schloß Frieden und gab dem Ritter auf seine Werbung um das schöne Mädchen nach. Eine große Hochzeit wurde auf dem Schloß angesetzt, und wieder führten Graf Eberstein und Rudolf von Habsburgs Tochter den Reigen an. So gewann der Kaiser doch die Feste, wenn auch auf andere Weise, als er gedacht hatte.

Das Bild des toten Kaisers

Nach Speyer, das er liebte, hat Rudolf von Habsburg auch seinen letzten Ritt gerichtet. Als er spürte, daß sein Ende nahe kam und ein Engel ihm des Nachts ansagte, daß er nur noch wenige Tage zu leben habe, machte er sich auf. Er bestieg sein Roß und ritt, mit dem Priester auf der einen Seite und seinem Freund, dem Bildhauer, auf der anderen, langsam den Weg zur Stadt. Er wollte in der Gruft der Kaiser schlummern.

Es war aber so, daß sein Bild auf dem Grabgewölbe noch nicht vollendet und daß der Meister es doch für alle Zeiten der Nachwelt erhalten wollte. Daher hatte er gebeten, mit Herrn Rudolf reiten zu dürfen.

Als der Kaiser nun gestorben war und die Menschen sein Antlitz mit dem Bild auf dem blassen Stein, in den es eingemeißelt war, verglichen, da zeigte es sich, daß es in allem dem Toten ähnlich war. Nur die letzten Falten auf der Stirn, die ihm die Schmerzen gegraben hatten, fehlten noch. Der Bildhauer, so erzählt die Sage, machte sich an das Werk. Er berührte mit dem Meißel die Stirn in Marmor und tat nach dem Bild des Toten die letzten zwölf Schläge.

Aber es ist wohl selten gewesen, daß, wie bei Rudolf von Habsburg, ein Grabmal erst nach dem Leben gehauen und dann nach dem Angesicht des Toten vollendet wurde.

Die Glocken in Speyer

In der alten Kaiserstadt Speyer starben Heinrich der Vierte und Heinrich der Fünfte. Sie hatten beide, so erzählt die Sage, ein wildes Leben der Kämpfe hinter sich; viel Trauriges wird von dem Älteren erzählt und viel Trostloses von seinem Sohn, der sich mit abtrünnigen deutschen Fürsten immer wieder gegen den Vater erhob.

Es heißt aber, daß die Glocken zu Speyer über beide noch vor ihrem Ende gerichtet hätten. Als Heinrich der Vierte, verfolgt und einsam, sich am Rheinufer verborgen hielt und auf den Tod wartete, da begann, als seine Stunde kam, die Kaiserglocke im Dom zu läuten, ohne daß jemand im Turm war. Keiner konnte sagen, wie es geschah. Zugleich mit ihr, und wie von ihrem Schall in Bewegung

gebracht, fielen auch die anderen Glocken

in ihr Lied ein und läuteten eine Stunde der Trauer ein. Aber noch wußte damals niemand, wo Heinrich gestorben war.

Eine lange Weile später kam sein Sohn, Heinrich der Fünfte, zum Sterben, es war gleichfalls in den Mauern von Speyer. Auf goldenem Lager wartete er auf den Tod; viele Ärzte und Diener versuchten noch zu helfen, wo schon nicht mehr zu helfen war. Da, als das letzte Stündlein nahte, begann, so will die Sage wissen, auch ihm eine Glocke zu läuten. Aber es war die Armsünderglocke, und keine andere folgte ihr. Und wiederum vermag niemand zu sagen, wer sie zum Schwingen gebracht hat.

Die toten Kaiser setzen über den Rhein

Oftmals haben die Kaiser zu Speyer geweilt, und auch sie, die einander im Leben gegenüberstanden, sind einander im Tode am Rheinstrom begegnet. Der Fährmann, der zur Stadt hinüberruderte, erzählte davon.

Einmal kamen zu gleicher Zeit mehr als je hohe Unbekannte, das war, als Deutschland seine Freiheit verloren hatte. Und es begab sich, daß die Kaiser von tausend Jahren aus ihren Gräbern aufstanden und in Sorgen zusammentrafen. Unter den Mänteln, so erzählte der Ferge, blinkten bei den einen Harnisch und Schwert, bei den anderen Purpur und Samt. Aber alle spendeten ihm doch ein Scherflein, obwohl er sie gern um der Freiheit willen umsonst übergesetzt hätte.

Daß es die Kaiser von tausend Jahren waren, sah der Fährmann daran, daß die Goldstücke, die man ihm gab, alle verschieden waren und daß jedes einen besonderen Kopf trug — just die Köpfe derer, die sich auf seinem Boot eingefunden hatten.

Man sagt, daß die toten Kaiser auch zu anderen Zeiten bei Speyer über den Rhein setzen und sich sammeln — einerlei, wo die Schlachten geschlagen wurden —, wenn es um die Einheit und Freiheit des Landes geht.

Der Marienschuh

Es gibt Geschichten, bei denen die Sage nicht weiß, ob sie hier oder dort geschehen sind, etwa in Speyer oder in Mainz. Zuweilen haben Nixen, die sie ihren Vertrauten mitteilen, die Stätten durcheinandergebracht, weil sie so flink von einer Stadt zur anderen reisen und am liebsten wieder im Schloß der Frau Ley zu Mainz unterschlüpfen, um ihr das Neueste zu berichten.

So erzählt man sich auch die Geschichte vom Marienschuh in mehreren Städten zugleich. Die meisten vermuten aber, daß sie sich in Mainz zugetragen hat.

War da ein alter Spielmann, der hatte sein Leben lang auf seiner Fiedel den Menschen zur Freude gespielt, auf den Märkten oder auch für das singende junge Volk in den Gasthäusern. Als er älter wurde, ging es mit seiner Kunst abwärts, und seine Finger waren gichtig und wollten sich nicht mehr rühren.

Niemand belohnte und niemand tröstete ihn.

Da trat der Greis hungrig und müde in eine Kapelle, um die Jungfrau Maria zu bitten, sein Leben bald zu Ende zu führen. Denn ohne Geigenspiel, so meinte er, habe es keinen Sinn mehr.

Als er nun aber vor der Gottesmutter stand und seine Bitte aussprach und zum letztenmal zu spielen versuchte, weil er schon hoffte, sein Gebet um ein sanftes Sterben werde ihm erfüllt, da geschah etwas Absonderliches. Der Jungfrau Maria Augen begannen Leben zu tragen; sie lächelte dem alten Geiger zu, hob ihren Fuß und ließ den Schuh, der mit Edelsteinen besetzt war, gerade vor ihm niederfallen. Da begriff der Arme, daß sie ihm helfen wollte und daß er von den Edelsteinen einiges abbrechen und für den Erlös seinen Hunger stillen sollte. Dankbar fiel er auf die Knie, drückte den Schuh an die Brust und ging in die Marktgassen hinaus, um sich zu versorgen.

Als der Greis aber beim Goldschmied eintrat, um den Schuh zu verkaufen, rief der nach dem Büttel, bezichtigte den Alten des Raubes am Gut der Heiligen und hieß ihn zum Gericht der Stadt schleppen.

Auch unter den Schöffen war niemand, der an ein Wunder glaubte; sie verurteilten den Spielmann zum Tod am Galgen. Man

meinte ja, daß einer jener Räuber sei, die die Kapellen an den Straßen sündhaft ausgeplündert hatten.

Als der Alte nun drei Tage im Kerker gelegen hatte und die Stunde zum Tod am Galgen nahte, der Richter und die Henkersknechte ihn auch schon abholen wollten, da bat er herzflehend, an jener Kapelle entlanggeführt zu werden, in der die Gottesmutter ihm den Schuh geschenkt hatte. Und der Richter, der die letzten Wünsche der Verurteilten erfüllt, soweit es angeht, war damit einverstanden, daß der Spielmann dort noch einmal bete.

Viele Leute erfuhren von seinem Wunsch und folgten dem Geiger auf seinem letzten Weg.

Als er aber in die Kapelle eintrat, bewegten sich kein Mund und keine Augen der Gottesmutter. Nur der eine Schuh fehlte; es sah fast aus, als ob Unsere Liebe Frau nachdenklich auf den leeren Fuß schaute. Da hob der Spielmann die Geige ans Kinn. Und er betete, bevor er zum letztenmal den Bogen ansetzte, und bat, ihn nicht schimpflich aus diesem Erdenleben scheiden zu lassen. „Hab ich je unrecht Gut in Händen gehalten?" flehte er zur Heiligen Jungfrau. „Warum strafst du mich?"

Danach begann der alte Mann zu spielen, zuerst klagend und beschwörend, dann aber bittend und beinah jauchzend über die Nähe der von ihm bis in des Herzens Grund Geliebten. Und er hieß seine Geige fragen, was er verbrochen habe. Auch wenn es Schicksal sei, das über ihn komme, möge Maria ihn doch rechtfertigen und den Menschen erweisen, daß er kein Unrecht getan habe.

Der Spielmann hielt ein mit seinen Fragen und erhob die Augen wartend zum Bild der Jungfrau. Und auch die Menschen warteten.

Dann aber warfen sich alle auf die Knie, denn Unserer Lieben Frau Bildnis hatte sich bewegt und die Arme ausgestreckt. Und plötzlich streifte der Heiligen Hand den zweiten Schuh ab und reichte ihn lächelnd dem Greis.

Die Stadtrichter hoben ihr Urteil auf, und die Leute wurden glückvoll über das Wunder und führten den Spielmann zu ihrem Bischof, der ihm den Schuh aus den Händen nahm und den Alten bis zu seines Lebens Ende im Kloster zu Gast lud.

Jeden Tag aber, bis zum letzten noch, spielte der Greis seine

Weisen vor dem Bild der Gütigen.

Kampf mit dem Drachen

Im Norden der alten Kaiserstadt Speyer beginnt wieder des Rheinkönigs breiteres Meerland, eben, fruchtbar, voller Städte und Burgen. Sie alle werden von seinen Nebeln berührt; was zu ihm gehört, gibt er nicht auf. Denn soviel er am oberen Strom an guten Sorgen hatte, nicht weniger Unvernunft bringen die Rheintöchter mit ihren losen Gewohnheiten zur Fastenzeit und oftmals auch mitten im Herbst, wenn etwa die Nebel zwischen Hardt und Bergstraße über dem Land liegen und sie sich zu den Menschen halten, um ihnen wilde Umzüge einzugeben oder gar die Herrschaft der Frauen zu verkünden.

Die Wasserjungfern sind es auch, die aus Übermut jene Drachen und Molche sichtbar werden lassen, die von den hohen Bergen der Schweiz bis zur Mündung des Rheins fliegen und oft Unheil bringen.

Viele Sagen gehen darüber um, sie liegen nicht einmal soweit zurück.

Einer der Letzten, der einen Drachen mit dem Schwert annahm, war der Ritter Georg von Frankenstein, der an der Bergstraße wohnte. Als sich ein Unhold, mehr eine ungeheure Schlange als ein Drache, zwischen Rhein und Bergrand eingenistet hatte und den Nixen nachstellte, wurden die

Hirten, und Bauern seiner gewahr. Das Vieh starb, die Jäger flüchteten, und schließlich verbargen sich auch die Wasserfrauen, die sich auf dem zackigen Rücken erst festgehalten hatten, um das Untier zu necken oder sich fangen zu lassen.

Der Ritter von Frankenstein war ein tapferer Mann, der Gefahren suchte, um sie nach Gottes Wirken und den Menschen zum Schutz zu bestehen. Er hörte von dem Unhold, ritt den flüchtenden Hirten entgegen und fragte sie, wo der Drache hause. Da zeigten sie ihm von der Höhe herab, wo der Lindwurm in ungeheuren Krümmungen auf einer Wiese lag und sich in der Morgensonne wärmte.

Frankenstein stieg vom Pferd, er ließ seine Begleiter hinter sich und schlich, nur mit Hammer und Schwert bewaffnet, dem Untier

näher. Aber der Drache wurde seiner jäh gewahr und schoß wie ein Pfeil auf ihn zu. Flink sprang der Ritter zur Seite, und ehe der Windende sich umgewandt hatte, fuhr ihm das Schwert in die Weichen.

Schreiend bäumte sich der Unhold auf und schnappte mit gewaltigen Kinnladen nach dem Angreifer. Da traf Frankenstein dreimal das zischende, geifernde Haupt mit dem Hammer, so daß der Drache sterben mußte.

Knappen und Hirten stürzten herbei und rühmten den Sieger. Der grüßte noch, dann aber taumelte er, und als die Befreiten ihm sein Pferd zubringen und ihn umkränzen wollten, sank der Frankensteiner ins Gras. Eine große Schwäche fiel über ihn, es zeigte sich, daß das Untier Gift ausgespien und daß es den Ritter berührt hatte.

„Tröstet mein Weib", bat er die Seinen, „ich gehe dahin, wo ein größerer Sieger wartet, der einst über den Dunklen gewann!"

Danach verschied der Frankensteiner, und das ganze Land trauerte um ihn — mit den Menschen auch die Nixen aus dem Rhein und die Elfen in den Bäumen und die Vögel in der Luft, die alles mitangesehen hatten.

Auf des Ritters Grab in Beerbach ist sein Kampf mit dem Drachen eingemeißelt. Die Chronik hat seine letzten Worte bewahrt.

Raben als Bundesgenossen

Nicht weit vom Kampfplatz, wo der Frankensteiner und der Drache sich begegneten, liegt ein anderes Feld, auf dem einst eine Schar Raben guten Menschen beigestanden und dem Recht zum Sieg verholfen haben.

Vor langer Zeit wohnte einmal ein junger Ritter Otmar als Lehnsmann des Pfalzgrafen an der Bergstraße; seine Schwester, die ihm den Hof führte, hieß Williswinde.

Als Otmar eines Tages dem Heerzug des Pfalzgrafen folgen mußte, blieb Williswinde unterm Schutz eines Raben, der als zauberkundig galt, und des alten Vogts Eberhard und seiner Knechte auf der Burg Stolzeneck zurück. Es gab damals viel schlechtes Volk auf den Straßen, aber Otmar hoffte ja, bald wieder heimzukommen.

Nach einiger Zeit meldete sich ein Pilger aus dem Heiligen Land auf der Burg, und Williswinde empfing ihn. Er berichtete viel von Jerusalem und wurde reich beschenkt entlassen. Der Vogt Eberhard aber und der Rabe trauten ihm nicht. Nach wenigen Tagen kam der Fremde als Ritter mit einigen Reisigen wieder und bat Williswinde um ihre Hand. Die hatte jedoch einen anderen im Sinn und wies ihn ab. Dabei gab sie vor, sie müsse ihren Bruder um Rat fragen.

Als die Burgfrau nun voller Sorgen zu einem nahen Kloster reiten wollte, um sich dort bis zur Rückkehr Ritter Otmars zu verstecken, wurde sie unterwegs überfallen, gefangengenommen und in einen alten Turm gebracht, der mit vergitterten Fenstern und eiserner Pforte mitten im wilden Wald stand. Und sie wäre sicher verhungert und verdurstet, wenn nicht der Rabe von ihrer Burg herbeigeflogen wäre und ihr Himbeeren, Erdbeeren und auch Brot, das er in Stolzeneck vom Tisch aufnahm, zugesteckt hätte. Immer, wenn der Ritter Rambald, so hieß der Räuber, zum Turm kam und Williswinde fragte, ob sie sich endlich besonnen habe und die Seine werden wolle, antwortete sie, daß sie niemals ihrem Entführer gehorchen könne.

Es verging eine lange Zeit; niemand von den Wächtern wußte, woher die Schwester Ritter Otmars die Kraft nahm, sich am Leben zu erhalten. Nur der Rabe wußte es, er kam heimlich bei Tag und bei Nacht und half seiner Herrin.

Inzwischen war des Pfalzgrafen Feldzug beendet und der Bruder der Gefangenen kehrte heim. Er wollte Williswinde überraschen und versuchte, sich der Burg auf Wildpfaden zu nähern; niemand sollte seine Ankunft melden. Die Fügung wollte indes, daß er mit fröhlichem Lied just beim Turm seiner Schwester vorüberritt; da rief sie ihn an, und die beiden erkannten einander.

Noch ehe sie sich aber gegrüßt hatten, brach der Räuber Rambald mit acht Knechten aus dem Wald. Er hatte sich in den Hinterhalt gelegt, um zu sehen, wer Williswinde Brot und Mut brächte, und fiel über Otmar her. Blitzschnell wehrte sich der Ritter und focht wie ein Rasender, um für seine Schwester zu stehen. Es gelang ihm auch, zwei Knechte Rambalds aus dem Sattel zu werfen, dann wurde es schwer für ihn, sich weiter zu verteidigen.

Gerade da aber geschah das Wunder, daß der Rabe mit zehn der Seinen aus den Waldwipfeln niederstieß. Wütend griffen sie mit Klauen und Schnäbeln die Räuber an, und sie fochten so gut, daß der Ritter Otmar bald Rambald allein vor sich zwingen konnte. Nach hartem Zweikampf sank Rambald zu Tode getroffen aus dem Sattel. Gleich fielen einige Raben über den Toten her und tranken von seinem Blut, während andere den fliehenden Knechten folgten.

So wurde Williswinde befreit. Der Rabe aber blieb hochgeehrt auf der Feste Stolzeneck von Geschlecht zu Geschlecht. Uralt wurde er, noch sieht man sein in Stein gehauenes Bild über den Toren mancher Burgen am Rhein.

Vom Rodensteiner

Noch ein dritter Ritter am Rhein wird viel genannt, auch wenn er zu jenen Toten gehört, die nur warnend wiederkehren, sobald die Zeiten arg werden.

Es ist der Rodensteiner, der von seinem Schloß im Odenwald aufbricht und den Rhein hinauf und hinab durch die Nächte fährt, wenn Krieg oder schlimme Jahre drohen.

In vielen Dörfern wird erzählt, daß er, wenn er die böse Zukunft in seinem Grab kommen spürt, mit Horn und Kriegsgeschrei die Mitternachtsmüden weckt und sie auffordert, sich zu rüsten und ihm zu folgen.

Einst führte Rodenstein mit all den Seinen die Heidelberger Studenten als Obrist gegen den Sultan Suliman den Prächtigen nach Wien, um dem Kaiser beizustehen. Als die große Schlacht geschlagen war und der Herrscher der Christenheit über die Türken gewonnen hatte, ließ er alle Ritter vom Rhein vor sich treten, um den wiederzuerkennen, der am tapfersten gekämpft hatte. Und er fand den Rodensteiner, belehnte ihn mit der verpfändeten Burg seiner Väter und gab ihm auf, die Rechte des Kaisers am Rhein zu wahren.

Die Rodensteiner hatten manche hundert Jahre hindurch das Schwert geschwungen und vermochten sich gut zu rüsten. Aber das Recht zu finden überließen sie den Gelehrten, die nicht fern weilten. Während des Wartens hoben sie dafür unbändig die Becher, jeden

Abend.

Die Sage will wissen, daß der alte Ritter so sehr den nächsten Krieg ersehnt habe, seinem Kaiser zu helfen, daß er seine Dörfer, eines nach dem anderen, zu Heidelberg im „Hirschen" vertrunken habe. Zuerst Gerspenz und Reicheisheim. Dann habe er Pfaffenbeerfurt der Hohen Schule vermacht. Zuletzt aber habe er die Burg selbst seinen Gläubigern lassen müssen.

Es sei indes unwahr, so heißt es in den alten Liedern, daß er danach zur Ruhe gegangen sei. Immer noch ziehe er die Straßen hinab und hinauf, um zu sehen, ob seiner Pfalz am Rhein oder dem Kaiser Feinde erstünden. Um Mitternacht steigt er aus dem Grab, die dunklen Geister zu jagen, und fährt durch die Lüfte.

Der Wolfsbrunnen

Der Rodensteiner wird auch in der Sage vom Wolfsbrunnen genannt, einem Wasser, das oberhalb von Heidelberg liegt. Von ihm erzählt man sich eine alte traurige Geschichte.

Als der Ritter noch jung war, ritt er oftmals, als Jäger verkleidet, zu einer wahrsagenden Frau hinüber, die am Brunnen zu finden war, einer schönen Sibylle, die den Menschen ihr Schicksal zu deuten wußte. Auch sie hatte den Rodensteiner gern, obwohl ihr bekannt war, daß er verlobt war und bereits einer anderen die Ehe versprochen hatte.

Nun ist es an dem, daß es mancher Frau eingegeben ist, in die Zukunft zu schauen, daß aber sie, die davon künden, ohne Liebe leben müssen. So wollten es die alten Gesetze, die schon aus der Heidenzeit stammen, und die Liebenden kannten sie und meinten doch, sie seien für sie nicht mehr gültig.

Es ging auch eine Weile gut. Dann aber ist es geschehen, daß die Frau, als sie nahe dem Brunnen auf den Rodensteiner wartete, von einem Wolf überfallen wurde. Der wußte vielleicht, daß die beiden Liebenden Unrecht begingen und daß ihn niemand für seine Tat strafen würde. Die Frau wehrte sich heftig und rief nach ihrem Vertrauten; aber bis der Jäger kam, war sie dem Raubtier erlegen.

Der Rodensteiner hat danach seine Verlobte verlassen. Er begriff,

daß der Tod der Wahrsagenden eine Strafe bedeuten sollte, hat nur noch der Wildjagd gefrönt und hat Rache genommen und die Wölfe um Rhein und Neckar bis auf den letzten ausgetrieben.

Noch heute aber erscheint zuweilen eine graue Frau am Wolfsbrunnen, die auf Fragen nach der kommenden Zeit Antwort gibt. Wie sie heißt, weiß man nicht, ihre Stätte ist der Wolfsbrunnen geblieben. Mitunter fährt auch der Rodensteiner über die Wolken dahin und erinnert sich beim Wolfsbrunnen dunkel an ein großes Leid, das ihm geschah. Vielleicht aber hat er über allen anderen Abenteuern, die er seitdem bestand, vergessen, wer ihn dort einst gegen die Gesetze liebgehabt hat.

Die Mühle auf dem Rhein

Ich weiß nicht, ob der Rodensteiner bei seinen wilden Fahrten dem Rheinkönig begegnete. Es ist ja so, daß die Nebel flüchten, wenn der Sturm durch das Tal pirscht, und auch, daß die Nöcke und Nixen nicht gern ihren Strom verlassen.

Mitunter kommt der Rheinkönig aber zu den Menschen, um sie in Versuchung zu führen, oder gar, um sie zu strafen. Bei Mannheim war einmal eine schwimmende Mühle ins Wasser des Rheins gebaut, deren Mahlwerk umsonst von der Strömung getrieben wurde, ohne daß jemand etwas dafür verlangt hatte.

Als der Müller, der sie besaß, älter wurde, kam es über ihn, daß er mißtrauisch und mürrisch gegen alle wurde. Er glaubte oftmals, man betrüge ihn, und besuchte sogar in der Nacht die Mühle, um zu sehen, ob ihm vielleicht Diebe Korn stahlen oder der Knecht heimlich das Mahlwerk laufen ließ, um sich einen besonderen Verdienst zu machen.

Als er nun wieder einmal um Mitternacht zu seiner Mühle ruderte und sich zur Kornkammer schlich, fand er dort einen schlafenden Mann, nicht alt, nicht jung. Er hatte aber graue Fäden im Bart, wie es bei Menschen und bei Wassermännern zuweilen früh geschieht. Zornig rief der Müller den Knecht, machte ihm Vorwürfe, daß er einen Dieb eingelassen habe, und drohte, den Gast zu schlagen. Der Müllersknecht bat für den Müden. Sein Herr wollte indes von nichts

wissen, schalt mit bösen Worten, weckte den Schlafenden und verlangte, daß er sich aus der Mühle schere.

Da begann der Fremde zu mahnen: „Jahr um Jahr habe ich dir deine Frucht gemahlen, und nun treibst du mich aus deinem Haus?"

Aber der Müller bestand darauf, daß der Unbekannte die Mühle verließe.

„So will auch ich dir keine Herberge mehr geben!" war die Antwort.

Der Knecht schrie auf und warf sich auf die Knie. „Herr, es ist der Rheinkönig", rief er, „tue ihm Gutes anl"

Bevor der Geizige sich jedoch besann, hatte der Fremde sich erhoben — größer als Menschen schien er —, hatte den Müller und seinen Knecht gepackt und beide an Land geworfen. Dann zerfloß das Bild des Alten wie ein Licht, das langsam zum Schatten wird. Die Mühle aber versank im Rhein.

Der Spuk im Fensterrahmen

In Mannheim war es auch, daß oftmals eine Zauberkarosse durch die Straßen jagte, von vier feurigen Rappen gezogen und von einem Diener auf hohem Bock in brandrotem Rock gelenkt. Immer kam sie aus dem Rhein und versank wieder im Strom; wer ihr nicht nachschaute, dem geschah nichts.

Nun wohnte aber ein Bürger in der Uferstraße, gerade da, wo der Wagen ins Wasser zu fahren pflegte, der hätte gern mit dem Rheinkönig Zwiesprache geführt, um mehr vom Leben zu hören, als er wußte. Der Gierige reckte deshalb den Kopf aus dem Fenster, um den fremden Gast anzurufen, kam indes immer zu spät.

Eines Tages meinte er, den Unbekannten beim Wickel zu haben, warf ein Kreuz in die Straße, auf der die Karosse dahinjagte, und schob den langen Hals zum Fenster hinaus. „Auf ein Wort", schrie er hinterdrein.

Der Rheinkönig ist um das Kreuz herumgefahren, es hat ihn nicht angehalten. Der gierige Bürger aber hat seinen dicken Kopf nicht mehr durch den Fensterrahmen zurückziehen können, er war ihm wohl vor Eifer aufgeschwollen. Viele Stunden hat er warten müssen,

bis mitleidige Handwerker mit Hammer und Beil ans Werk gingen, ihn zu befreien. Wie ein riesiger Kürbis, der von innen leuchtete, ist er allen Nachbarn über Nacht erschienen. Und eine lange Weile hat er den Riesenkopf behalten. Dann zog sich alles wieder zu dem zurecht, wie es vorher gewesen war. Aber der Mann hat nie mehr versucht, „auf ein Wort" den Rheinkönig zu sprechen.

Der Messerschmied rettet die Königin

Noch eine Drachengeschichte hört man von Worms. Sie muß sehr weit zurückliegen, denn später haben viele ritterliche Herren am Rhein gewohnt, die den Ungetieren sicherlich kein langes Leben gelassen hätten.

Einmal, so heißt es, herrschte eine Königin in der Stadt, die sich gut mit den Bürgern verstand und das Recht einhielt. Aber gerade zu ihrer Zeit lag ein großer Drachen vor den Mauern von Worms, der jeden verschlang, der sich auf das Feld wagte, um Korn zu ernten oder Früchte zu brechen.

Schon drohte der Hunger; denn was zu Schiff kam, mußte teuer bezahlt werden.

Nun merkten die Bürger, daß der Drache sich immer, wenn er ein Opfer gefunden hatte, für einige Zeit zum Schlaf in eine Höhle legte. Sie losten also unter den Knechten und Pfahlbürgern aus, wer sich zu opfern habe, und holten dann, bis der Drache wiederkam, so viel Korn und Vieh in die Stadt, wie es nur anging.

Der Königin aber schien die Übung unrecht, sie verlangte, daß alle Wormser an der Wahl des Opfers teilhaben müßten, sogar die Königin.

Als die Menschen nun am nächsten Tag zum Auslosen schritten, fiel es so, daß sie selbst das dunkle Los zog. Und es tat allen sehr leid um die schöne Frau.

Drei riesige Brüder, Messerschmiede, lebten damals in der Stadt Worms. Deren Ältester stieg zur Burg hinan und schlug vor: „Du mußt zum Drachen gehen, um dich zu opfern, Frau Königin, nach deinem eigenen Gesetz. Laß mich dir voranschreiten und mit dem Unhold kämpfen. Nur wisse, daß du meine Braut bist, wenn ich über

ihn gewinne!"

Der Königin tat ihr Leben leid, auch war der Messerschmied ein hübscher Bursch und gefiel ihr. Sie sagte ihm deshalb nach einigem Zögern zu. Und die drei Brüder schmiedeten einen Harnisch, der von oben bis zu den Zehen mit stählernen Dornen besetzt war. So trat der älteste der Brüder an ihrem Tag vor die Königin, hieß sie folgen und schritt mit ihr vor das Tor.

Gleich kam der Drache angefahren, verschlang den Messerschmied in seiner Gier und nahm dabei alles mit, was der in den Händen trug, Schwert, Schild und Speer. Kurz danach aber, als die Bürger auf den Wällen um den Gefährten zu klagen begannen, richtete der Drache sich vor Schmerzen hochauf, brüllte und stöhnte. Nach einer Weile öffnete sich sein Leib. Der Messerschmied wühlte sich mit dem Schwert aus den Gedärmen, sprang auf die Erde und schlug seinem Feind das Haupt ab. Dann kehrte er mit der Königin durch das Tor der Stadt wieder zur Burg zurück. Und die Straßen waren mit Blumen geschmückt.

Bald danach fand auch die Hochzeitsfeier statt, und es nahmen viele aus dem Wasser und aus der Luft am Festmahl teil. — Das Bild vom Drachen am Rhein und von der Königin und ihrem Retter aber wurde überm Rathaustor der Stadt in Stein gehauen.

Hagen versenkt den Schatz der Nibelungen

Noch eine alte Sage geht um über die Stadt Worms am Rhein. Es war zur Zeit, als das Königshaus der Burgunder dort Wohnung genommen hatte.

Damals herrschte die alte Frau Ute mit ihren drei Söhnen am Rhein. Ihr Verwandter war Hagen von Tronje, der sie beriet und die Söhne aufziehen half. Aber mehr als die Königin und die jungen Recken galt ihre Tochter Kriemhild; ihr Lächeln ließ die besten Degen herbeieilen.

Sie wollte sich indes nicht vermählen und wies alle Werber ab.

Eines Tages ritt Siegfried, der Sohn des Königs von Xanten, vor die Tore der Stadt. Man hörte von ihm, daß er seine Niederlande und die See weithin von Unholden befreit habe. Dabei hatte er einem

Zwergkönig einen großen Hort abgenommen und war so angesehen wie die jungen Könige zu Worms.

Freundlich empfingen die Brüder den Fremden, aber als man ihn nach seinem Begehr fragte, hatte er einen sonderbaren Vorschlag. Er schlug König Günther vor, ob sie nicht Wettstreiten wollten, wessen Name und wessen Schwert das Recht auf die höhere Ehrung am Rhein habe.

Die Brüder zu Worms schüttelten die Häupter, sie überredeten Siegfried, statt zu kämpfen, nach gleichem Recht ihr Gast zu sein. Und die vier lebten ein Jahr in Freundschaft beieinander.

Kriemhild hörte während der Zeit viel Rühmens vom adeligen Wesen des Gastes, von seiner Klugheit, von seiner Kraft und Gestalt. Aber sie sah ihn nur von fern.

Im zweiten Jahr drangen die Sachsen und Dänen gen Süden vor, Lüdiger und Lüdegast waren ihre Könige. Auch sie forderten die Burgunder heraus, da war ein alter Streit zwischen den Völkern. Siegfried zog mit den Freunden aus, und wenn Lüdiger und Lüdegast noch so herrlich vor den Ihren kämpften, so gelang dem Helden aus den Niederlanden, beide Könige, einen nach dem anderen, zu überwinden und sie, verwundet und gefangen, den Rhein hinauf zu führen.

Aber noch vor ihm selbst brachte ein Bote die Kunde vom Kampf nach Worms, und Kriemhild bestellte ihn zu sich und wollte vor allem anderen wissen, wie Siegfried gewonnen hatte.

Als die Burgunder nun zwischen Stadt und Strom am Rhein das große Siegesfest feierten, wurde der Gast auch zum ersten Male zur Schwester der Könige geführt. Sie schien ihm in ihrem weißen seidenen Gewand, das bunt bestickt und umbordet war, hell wie der Mond unter den Himmelssternen. Siegfried wurde so befangen von ihrem Liebreiz, er wagte kaum den Dank der Schönen entgegenzunehmen. Es war ihm aber auch so wohl von ihrem Gruß, erzählt die Sage, wie den Vögeln des Waldes, wenn der Frühling erwacht. Zwölf Tage dauerte das Fest des Sieges über Sachsen und Dänen mit Musik und Waffenspielen. Dann beschloß Siegfried, nach den Niederlanden heimzureiten; noch hatte er nicht den Mut, um die schöne Kriemhild zu werben.

Um jene Zeit aber gedachte auch König Gunther, sich ein Weib zu nehmen. Er hatte viel von einer Fürstin auf den Inseln im Norden, von Brunhild gehört. Und er beriet sich mit Hagen, wie er sie gewinnen könne. Jene Brunhild verlangte nämlich, daß, wer um sie würbe, sie vorher im Wettkampf überwinden müsse.

Auf Hagens Rat wandte sich Gunther an Siegfried und bat, ihm heimlich zu helfen. Der Niederländer hatte einst den Zwergen zusammen mit vielen edlen Schätzen eine Tarnkappe abgewonnen, mit der er unsichtbar Waffentaten auch für andere ausführen konnte. „Wenn ich Brunhild gewinne", erklärte Gunther, „und kehre mit ihn nach Worms heim, so werde ich nichts wider dich haben, wenn du um Kriemhild wirbst."

Der junge Siegfried, der noch kein Unrecht getan und dessen Ehre untadelig gewesen, glühte sehr von der Hoffnung auf Kriemhild und war so besessen von seiner Liebe, daß er Gunther zu helfen versprach.

Es sollte sein Tod werden.

Als die Helden mit einem starken Schiff und ohne großes Gefolge den Rhein hinab zum Königreich der Brunhild gefahren waren, sah diese in dem Niederländer wohl den Helden, der ihr am besten gefiel. Aber nicht Siegfried, sondern Gunther warb um sie und forderte die Starke zum Wettkampf heraus.

Den Wettkampf bestand Siegfried unter der Tarnkappe, Gunther machte nur die Bewegungen und das Spiel. Brunhild aber wurde überwunden und mußte nach Worms folgen.

Als das Schiff der Stadt nahte, ritten die alte Königin, Frau Ute, und Kriemhild mit ihren Mägden auf herrlichen Zeltern am Strand auf Siegfried zu. Und sie stiegen ab, ihm zu danken, daß er ihnen die jungen Recken wohlbehütet in die Heimat zurückgeführt hatte.

In Worms, am Ufer des Rheins, wurde auch das Hochzeitsmahl für Gunther und Brunhild gehalten. Dabei führte der junge König seine

Schwester dem Gast aus den Niederlanden zu und gab sie ihm zum Weib. Der Held war der Freude übervoll, die schöne Königstochter aber erblühte in ihrer heimlichen Liebe. Nur Brunhild weinte, denn sie hatte nicht Gunther, sondern Herrn Siegfried in

ihrem Herzen.

Danach reisten die Vermählten den Rhein hinab nach Xanten, und der Niederländer führte das Reich, das ihm von seinem Vater gelassen war.

Nach einer Weile aber verlangte es Brunhild, Siegfried und ihre Schwägerin Kriemhild zu sehen; noch glaubte sie, wie es ihr einst angesagt war, der Recke sei ein Lehnsmann König Gunthers. Die Bitte gefiel den Worm-sern nicht. Der Trug an Brunhild war zwar ein Geheimnis geblieben. Aber Siegfried hatte den reichsten Hort jener Zeit, den Zwergenschatz der Nibelungen, der als unerschöpflich galt, und gab Geschenke, größer als man selbst schenken konnte. Auch Hagen von Tronje warnte, Brunhildens Wunsch zu erfüllen. Am besten wäre, die Verwandten würden nicht kommen. Aber als man die aus den Niederlanden einlud, nahmen sie an, und bald gab es in Worms ein Wiedersehen in Kirche und Burg, wie es herzlicher nicht scheinen konnte.

Viele Tage war man beisammen, da sprachen Brunhild und Kriemhild miteinander auch von ihren Gatten, und eine jede rühmte den ihren. Aber als Brunhild davon redete, daß Siegfried doch als Gunthers Lehnsmann auf ihre Burg gekommen sei, gab Kriemhild geheimnisvoll lachend zurück, daß dann nicht der König, sondern der Lehnsmann sie bei der Hochzeit überwunden habe. Und sie erzählte scherzend, wie Siegfried unter der Tarnkappe der wirkliche Sieger gewesen sei. Weinend wandte Brunhild sich an Gunther und Hagen und klagte, was Siegfried seinem Weib vorgetäuscht habe. Da endete die Freundschaft, und der finstere Tronje ersann, wie er den Niederländer für immer zum Schweigen bringen könne.

Er ließ erst das Gerücht austragen, die Dänen und Sachsen seien wieder auf dem Weg gen Worms und der Krieg gehe zum andernmal an. Da geriet Kriemhild in Furcht um ihren Mann und bat Hagen, ihn zu schützen. Siegfried hatte nämlich einst einen Drachen erschlagen und sich mit seinem Blut bestrichen, da war er unverwundbar geworden bis auf die Stelle zwischen den Schultern, die er unachtsam vergessen hatte. Nachdem sie dem dunklen Oheim ihres Mannes Schwäche verraten hatte, ließ Hagen verkünden, die Feinde hätten um Frieden gebeten, und schlug vor, statt zum Kampf im

Odenwald auf Jagd zu gehen und über den Rhein zu setzen. Und alle freuten sich und wetteten schon, wer wohl das beste Wild heimbringen würde.

Hagen folgte dem Gatten Kriemhilds. Als beim Mahl der Wein fehlte und die Fürsten einen Wettlauf zu einem Quell im Odenwald machten, ließ er den Niederländer gewinnen. Aber als Siegfried sich vorbeugte, um zu trinken, kam der Mordsinn über den Tronjer, er stieß dem jungen Recken den Speer zwischen den Schultern in den Rücken. Zum letzten Male erhob sich der todwunde Held und warf Hagen nieder. Dann sank er ins Gras, das von seinem Blut besprengt war.

Als die drei Könige der Burgunder den Quell erreichten, taten sie und der dunkle Tronjer, als sei Siegfried von Räubern erschlagen. Sie brachten ihn nach Worms und begruben ihn dort im Münster am dritten Tag.

Kriemhild aber bezichtigte ihren Oheim Hagen des Mordes und gab aus ihrem Schatz viel Geld und Gold, um Volk zur Rache zu werben.

Da sahen die Brüder ein, daß ihre Schwester ihnen gefährlich wurde. König Gunther tat sich mit Hagen zusammen, sie fuhren des Nachts aus, viele Male, und versenkten das Gold der Zwerge im Rhein. Sie beschworen einander auch, niemandem zu verraten, wer den Mord ausgeführt noch wo der Hort der Nibelungen läge.

Bis zur ihrem Tode haben sie jenen Eid gehalten.

Walther und Hildegund

Um Worms spielt auch das Lied von Walther von Aquitanien, dem Sohn des Gotenkönigs, der mit Hildegund, der Tochter des Frankenkönigs, aus der Gefangenschaft der Hunnen entfloh. Sie führten dabei ein drittes Packpferd voller Schätze mit.

Unbehelligt waren die zwei durch viele Länder bis zum Rhein gekommen. Da hörte König Gunther durch einen Fischer, der die Flüchtigen übergesetzt hatte, von den beiden. Und es gelüstete ihn nach dem Gut, das Walther bei sich führte, das vielleicht einmal Eigen der Burgunder gewesen war. Der Gote aber meinte, es sei der

Ersatz für das, was seinem Vater einst von den Hunnen geraubt worden war.

Vom Hof in Worms zogen Gunther, Hagen und einige der Ihren den Flüchtlingen nach, stellten sie in einer Schlucht des Wasgenwaldes, drangen auf sie ein und verlangten im Frieden alles Gut, was sie bei sich führten. Aber Herr Walther lehnte es ab, so viele ihm gegenüberstanden. Da drohten die Burgunder mit ihren Waffen.

Der Gote wußte sich indes zu wehren. Gunthers Freunde, die den ersten Kampf versuchten, fielen einer um den anderen, niemand vermochte Herrn Walther zu überwinden. Endlich bat der König von Worms den dunklen Hagen, der doch mit dem Aquitanier zusammen am hunnischen Hof gelebt hatte, um seine Hilfe. Der Oheim wollte das Schwert nicht gegen den Freund heben. Da erinnerte König Gunther den Tronjer an seine Lehnspflicht; erst jetzt stand Hagen auf und rüstete sich. Bald traten Gunther und er gemeinsam gegen Herrn Walther an.

Und die Recken kämpften lange auf Leben und Tod, und die Wunden aller drei waren schwer. Als sie das Schwert nicht mehr zu heben vermochten, brachen sie den Streit ab, überwanden die Feindschaft und suchten die verlorene Verbundenheit wieder.

Und es begann eine gute Zeit zwischen Goten, Franken und Burgundern, die junge Hildegund heilte die Wunden.

Der Kaiser und der Riese

Nicht nur die Könige, auch die Kaiser, die ihnen folgten, liebten es, zu Speyer und zu Worms am Rhein Feste zu feiern und Reichstage zu halten. Viele Abenteuer bestanden die Herren am Strom, und viele Beschlüsse über das Reich sind dort gefallen.

Aber alle kannten auch die Sage um den Brunnen, an dem Siegfried ermordet wurde. Und bis heute geht um, daß der Held vom Niederrhein oftmals an dem Quell bei Worms erscheine und begrüße, wer nach ihm suche. Aber es müßten gute Menschen sein, keiner vom Riesenvolk im Odenwald, noch auch jemand vom Wasservolk aus dem Rhein, dessen Feiern als zu wild und unbändig galten.

Mit dem letzten Riesen hat übrigens Kaiser Max gefochten.

Einst hatte, als Maximilian in den Mauern von Worms weilte, die Stadt zu seinen Ehren ein großes Turnier ausgeschrieben; die besten Speerkämpfer aus dem ganzen Reich traten auf ihren Wiesen zusammen und zeigten ihre Kunst. Aber noch war kaum zu vermuten, wer der Sieger sein würde, allzu viele hofften, daß sie gewinnen würden.

Da ritt in den letzten Tagen ein Riese in ritterlicher Rüstung ein, der kam vom Odenwald her über den Rhein. Und er ließ ausschellen, wer ihn überwinde, dem wolle er dienen; wen er selbst aber vom Roß werfe, der solle für immer sein Gefangener sein. Sein Pferd war sieben Ellen lang und vier Ellen hoch, und er selbst war so groß, daß kein Irdischer hoffen durfte, ihn in den Sand zu setzen.

Sieben Tage schickte der Riese seinen Boten durch Worms und forderte die Ritter, die aus allen Ländern herbeigeeilt waren, zum Zweikampf heraus. Keiner meldete sich.

Endlich, am letzten Tag, als die Herren, die zum Turnier gekommen, schon beschämt heimkehren wollten, ritt am frühen Morgen ein Unbekannter zum Turnierplatz, der, wie es schien, den Kampf gegen den Riesen aufnehmen wollte. Und alles Volk der Stadt lief hinzu und säumte den weiten Plan am Gestade des Rheins.

Auch der Riese vom Odenwald sattelte, und als das Zeichen gegeben wurde, sprengten die zwei Reiter aufeinander los. Und sie nahmen einander so gewaltig an, daß die Lanzen splitterten und die Rosse im Sand auf die Knie sanken. Gleich sprangen die Kämpen aus den Sätteln und zogen die Schwerter; wild hallten die Klingen auf Stahl und Panzer, blitzschnell waren beider Hiebe. Es war der gewaltigste Streit, den Worms erlebt hatte.

Aber keiner gab dem anderen nach.

Endlich verlor der Riese aus dem Odenwald die Geduld. Er versuchte seinen mächtigsten Schlag, der dem Gegner die Rüstung spalten sollte. Der Ritter jedoch sprang geschickt zur Seite, wandte sich und hieb dem Feind die rechte Hand ab, daß er im Schmerz zusammensank und gleich die Flucht ergriff.

Alles Volk jauchzte dem Sieger zu, aber noch wußte niemand seinen Namen. Laut und immer lauter bat man den Unbekannten, den

Helmsturz aufzuheben.

Da war es der Kaiser Max selbst, der den Riesen überwunden hatte. Er hatte sich heimlich über Nacht gerüstet.

Und alles Volk von Worms strömte zu ihm und wollte ihm danken. Maximilian aber verbarg sich in seiner Pfalz. Jeder solle nur wissen, ließ er verkünden, was eines Kaisers Amt sei, wenn die anderen versagten.

Der Blutstein bei Gernsheim

Dicht bei Worms liegt am Rhein das freundliche Gernsheim. In ihm wurde Peter Schöffer geboren, der mit Gutenberg zusammen als erster den Buchdruck übte. Ist aber Schöffer in Gernsheim glücklich geworden und hat er die Menschen beschenkt, so hat ein anderer Bürger der Stadt ein um so traurigeres Ende gefunden. Ein Blutstein bewahrt sein Angedenken noch heute.

Stung von Gernsheim, so hieß er, war ein Ritter, der unter manchem Herrn tapfer gedient und schon in jungen Jahren eine schöne und züchtige Frau gefunden hatte, die von jedermann geehrt wurde. Als sie kaum ein Jahr verheiratet waren, so erzählt die Sage, wurde der Ritter von seinem Pfalzgrafen aufgerufen, nach Palästina auszufahren, damit die Christen im Besitz des Heiligen Grabes blieben.

Zwölf Jahre war Stung von Gernsheim in der Ferne, da rieten die Eltern seinem vereinsamten Weib, einen anderen zum Eheherrn zu wählen. Ein Ritter aus Böhmen, namens Keokredge, bat um ihre Hand.

Mehrere Jahre lebte die Frau glücklich mit ihrem zweiten Gemahl, da kehrte Stung aus langer Gefangenschaft zurück. Die Männer sprachen besonnen miteinander; Keokredge gab zu, daß der andere das ältere Recht habe, und übernahm ein Amt auf dem gegenüberliegenden Ufer des Rheins.

Einige Monate danach aber kam die Frau mit einem Knaben nieder; da bereute Keokredge, daß er sie ihrem ersten Gemahl überlassen hatte, und ging und forderte von Stung das Kind, das doch seines war. Stung hatte es indes selbst liebgewonnen und wollte es

nicht hergeben. Im Hof der Burg stritten sich die beiden, und schließlich nahm jeder eine Notwaffe und bedrohte den anderen damit. Die junge Mutter aber lief, ihr Kind auf dem Arm, zwischen die Zürnenden, um sie zu trennen. Da traf ein Schlag Stungs von Gernsheim den Knaben, er starb in ihren Armen. Als der Ritter das sah, wandte er seine Waffe gegen sich selbst. Keokredge floh weit fort.

Die arme Mutter aber begrub Mann und Kind und ließ auf einem roten Blutstein das Bild ihrer Not einmeißeln.

Die Heilige Jungfrau im Turnier

Von einem Nachbarn des Ritters Stung, von Walther von Birbach, ist auch oft die Rede. Er wohnte auf der anderen Seite des Rheins, war ein frommer Mann und weihte seines Lebens Dienst der Muttergottes. Einst, so erzählt die Sage, als er den Rhein hinab zu einem großen Turnier in Darmstadt ritt, kam er an einem Marienbild vorbei, saß ab und betete um den Sieg im Turnier.

Etwas Absonderliches geschah. Die Heilige Jungfrau stieg von ihrem Altar herab, hob ihm lächelnd den Helm vom Haupt, löste den Harnisch, nahm Schwert und Schild und setzte sich in seiner Rüstung selbst auf sein Roß. Und sie sprengte davon. Herr Walther von Birbach mußte versuchen, ihr zu Fuß zu folgen.

Als er nach Darmstadt kam, hatte das Turnier bereits stattgefunden. Sein Name aber war in aller Leute Mund. Er hätte den höchsten Preis gewonnen, hörte Birbach. Ja, viele Herren boten ihm eine Menge Gold, um sich aus seiner Gefangenschaft zu lösen. Er hatte über sie alle den Sieg davongetragen.

Da begriff der Ritter, schwieg und legte den Herren auf, lebenslang der Heiligen Jungfrau zu dienen. Nicht aus seiner Kraft hatte er gewonnen. Maria war es, die für ihn geritten hatte. Nun mochten sich die Bezwungenen befreien, indem sie ihr dienten.

Wasserfrauen auf Kirchweih und Karneval

Oft folgen junge Liebesdurstige den Wasserfrauen aus dem Rhein,

und die versuchen, den Männern, die sie gern gewonnen, Glück zu bringen.

Sogar zum Tanz kommen die Meermaiden zuweilen, und wer will es ihnen verargen, wenn sie der fröhlichen Musik zur Kirmes oder den raschen Schritten der Burschen nachgehen, die zum Tanz wandern. Aber sie selbst haben manchmal viel Kummer und Leid davon.

War da auf der Kirchweih bei Mainz jedes Jahr eine wunderschöne, reich gekleidete Frau, mit der die jungen Bauern nur gar zu gern tanzten; es war auch wohl zu merken, daß sie selbst Musik und Tanz liebte. Und immer kam sie wieder, aber immer blieb sie nur bis kurz vor Mitternacht, dann stahl sie sich heimlich fort. Schließlich beschlossen die Burschen, sie mit Gewalt festzuhalten. Es gelang nicht, die fremde Frau befreite sich kurz vor Mitternacht und eilte klagend von dannen.

Aber es war wohl trotz ihrer Befreiung zu spät für sie geworden. Die Männer, die ihr folgten, sahen, wie sie in eines der Altwasser des Rheins sprang, und hörten bald danach einen grausigen Schrei aus der Tiefe. Am anderen Morgen war die Flut weithin blutrot. Der eifersüchtige Wassermann hatte sein Weib erstochen; nie mehr kehrte es zurück, auf der Kirchweih zu tanzen. —

Viele ähnliche Sagen erzählt man vom Wasservolk. Es geht meist um die Eifersucht der wilden Nöcke auf die Nixen oder um die unerfüllte Liebe zu Mädchen und Burschen der Irdischen. Manche Lieder wissen auch davon zu singen. Aber es handelt sich doch nicht allein um Liebe. Oftmals weinen die Nöcke und singen zur Harfe von ihrer Trauer darüber, daß Gott ihnen keine Seele mitgab wie den Irdischen. Dafür leben sie länger, so lange — bis zum Ende dieser Erde, wie einige sagen.

In ihren Burgen unten im Rhein zeigen sich zuweilen auch Menschen. Wassermänner haben sie geworben, ihnen zu dienen, oder sie fröhlich eingeladen, mit ihnen zu trinken.

Währenddessen steigen die Nixen singend auf die Klippen und scherzen mit den Schiffern. Besonders eine der Töchter der Frau Ley, die den Beinamen Lureley führt, ist gefährlich. Sie taucht vor den Bugen der Kähne auf und ist so schön, daß die Schiffer ihre

Blicke nicht mehr abzuwenden vermögen. Oder aber sie steht auf dem felsigen Ufer, ruft und betört das Herz der Menschen.

Erführe der Vater davon, ginge es ihr und den Schwestern wohl wie der Wasserfrau von Gernsheim. Die Mutter, die mehr von den Irdischen, von ihrem Gehabe wie auch von ihrer Sehnsucht weiß, ist geduldiger. Sie warnt die Töchter, aber sie gibt auch acht, daß nicht die vielen am Ufer Wandernden die Lieder der Versucherinnen hören, und schlägt sie lieber mit Taubheit.

In der Fastenzeit kommt der Rheinvater nach Mainz und gibt den Seinen frei, mit den Bürgern beim Umzug zu feiern. Aber nicht immer werden die Menschen der Gäste gewahr, oder der König vergißt, daß die Seinen den Irdischen nicht erkennbar sind, sofern nicht er oder einer seiner großen Herren ihnen die Sichtbarkeit mitgibt. Zuweilen stehlen sich die Töchter auch die Sichtbarkeit bei einem Gevatter und scherzen mit uns.

Einmal hatte ein Schelm dem Rheinkönig den Zauber für einen ganzen Umzug gestohlen. Die Nixen wußten es nicht; sie sind zum Staunen der Menschen leibhaft durch die Straßen gezogen, vermeinend, sie seien unerkennbar. Dabei sind einige Wasserjungfern in der Gewalt der Irdischen geblieben und haben fröhliche Hochzeiten zu Mainz gefeiert, von denen man sich noch oft erzählte und zu denen Paracelsus und der Zauberer Truhoved, die in jenen Tagen am Rhein weilten, herübergefahren sind.

Nach jener Begegnung hat der hohe Fürst lange Zeit hindurch — die einen sagen, weil er verdrossen war, die anderen, damit die schöne Ley und ihre Töchter die Zucht wiedergewännen — das ganze Rheintal bis zu den Hüften der Berge in Nebel eingehüllt. Er hat das obere Meer zwischen Schwarzwald und Vogesen wie das untere, das von Speyer bis Frankfurt reicht, damit aufgefüllt. Kein Schiff hat fahren können.

Die Gründung Frankfurts

Die Stadt Frankfurt hat an dem allen teilgenommen. Sie gehört nicht dem Rheinkönig, aber sie liegt, wenn er sein Nebelmeer schwellen läßt, unter seinem Bann und Befehl. Dann flüchten die

Wassermänner im Main flußauf.

Es heißt, einer seiner Freunde, Kaiser Karl, habe die Stadt Frankfurt gegründet. Als der Herrscher einmal von den Sachsen besiegt und mit den Seinen auf der Flucht war, geriet er an den Main. Und niemand konnte ihm sagen, wie er an das rettende jenseitige Ufer gelänge. Da trat vor ihm

eine weiße Hindin aus dem Uferwald. Und während von fern schon die Eisenreiter der Sachsen und ihr Hufgetrab hörbar wurden, schritt das Tier mit seinem Kälbchen quer durch den Strom und wies dem Kaiser eine Furt, ohne die er verloren gewesen wäre. So gelangte er hinüber und schenkte den Seinen, die an der „Franken-Furt" blieben und sie verteidigten, das Land weithin, um eine Stadt und eine Brücke über die Furt zu bauen.

Das Land auf der anderen Seite des Stroms aber ließ Karl den Sachsen, nach denen es auch genannt wurde.

Die Brücke über den Main

Als die Frankfurter ihre große Brücke über den Main bauten, ging es sehr eilig zu. Der Meister, der den Auftrag hatte, merkte aber, daß er trotz allen Drängens das Bauwerk nicht zur rechten Zeit würde vollenden können, und fürchtete, der Kaiser, der ihn erwählt hatte, werde ihn dafür bestrafen. Da suchte er den Teufel auf, der sich ja immer rechtzeitig einstellt, wenn Menschen sich in Not befinden. Und er bat ihn, bis zum nächsten Morgen die letzten Pfeiler zu richten.

„Wenn du mir dafür das gibst", verlangte der Dunkle, „was als erstes Lebewesen über den Main kommt!"

Der Meister dachte, daß die Bauherren von hüben und drüben sich die Brücke wohl ansehen würden, und versprach es dem Teufel. Als nun die ganze Nacht über gehämmert und geklopft wurde und auf beiden Ufern schon die Neugierigen standen, um die Vollendung mitzuerleben, da wurden auch die Stadtväter beim Zuschauen stolz auf das Werk. Und sie beschlossen, den Baumeister zu ehren, und bestimmten, er solle vor all seinen Arbeitsleuten her als erster die Brücke überschreiten.

Der Mann erschrak sehr, ihm fiel das Versprechen ein, das er dem Dunklen gegeben hatte. Bis zur Morgenfrühe schlief er nicht und stellte sich nur mit Entsetzen vor, was ihm geschehen würde.

Dann dachte er daran, daß schon mancher Mensch mit dem Teufel fertig geworden war. Als die ersten Hähne krähten, schlich er durch die Gassen, kaufte und bezahlte einem Bürger, der just seinen Laden öffnete, den doppelten Preis für einen schwarzen Hahn, hielt den armen Flügelschlagenden unterm Arm und wartete auf seine Arbeiter.

Die stellten sich zur rechten Stunde ein und wunderten sich nur, wie es fremden Werkleuten möglich gewesen, über Nacht die Brücke zu vollenden. Sie wunderten sich noch mehr über den Hahn unterm Arm ihres Baumeisters. Dann blieb ihnen keine Zeit zum Nachdenken; der hohe Rat und die Ritterschaft verlangten, daß der Baumeister sich zur Brücke begäbe, sie wollten ja selbst hinüber.

Und der Meister schritt von Pfeiler zu Pfeiler auf seiner neuen Straße über den Strom. Er sah auch den Pfeiler, vor dem der Böse wartete; aber statt ihm in die Arme zu laufen, ließ er den Hahn frei, und der stob eilig vor ihm her. Bald war zu erkennen, daß er als erstes Lebewesen nach drüben gelangen würde.

Da merkte der Teufel die List. Er packte in seiner Wut den Hahn, zerriß ihn und ließ die Federn über den Fluß flattern. Dann verschwand der Arge und hat sich nie wieder bei den Frankfurtern auf der Brücke eingefunden. Sie waren ihm über.

Der Wildschütz und die Wetterfahne

Dem hohen Rat hat bald danach ein Wilderer einen Streich gespielt, der gern erzählt wird. Er hieß Hans Winkelsee und leerte den Wald der Stadt von Reh und Hirsch und hatte überall Unterschlupf, bis ihn eine eifersüchtige Liebste an den Forstmeister verriet. Da wurde er von den Schöffen zum Tode verurteilt.

Die letzten neun Tage aber, die den Verurteilten zustehen, wurde er im Eschenheimer Turm verwahrt.

Hans Winkelsee wollte jedoch das Leben nicht lassen und rechnete und überlegte die neun Tage, wie er den Frankfurtern im

guten beibringen könne, ihm die Freiheit zurückzugeben. Weil ihn aber in den Nächten die Wetterfahne überm Eschenheimer Turm nicht zum Schlaf hatte kommen lassen, fiel ihm ein, mit den Bürgern eine letzte Wette zu versuchen.

Als Winkelsee zum Markt abgeholt wurde, auf dem der Henker schon wartete, fragte der Ratsherr ihn, ob er noch einen Wunsch oder eine Abrechnung mit jemandem habe.

„Mit der Wetterfahne", sagte der Wildschütz. „Neun Nächte hat sie mich gequält. Laßt mich noch einmal schießen, ich werde eine Neun eintragen, an die sie denken soll!"

Den letzten Wunsch erfüllten ihm die Herren vom Rat gern, es schien ihnen unmöglich, die Wetterfahne überhaupt zu erreichen. Hans Winkelsee aber bat um seine Büchse, lud sie und legte an. Da saß der erste Schuß. Und wie sich der rostige Hahn auch drehte, der Wildschütz sandte eine Kugel nach der anderen gegen ihn aus und rächte sich für die neun lärmenden Nächte. Beim letzten Schuß aber drehte sich die Wetterfahne nicht mehr; es war, als ergäbe sie sich und müsse allem Volk weisen, daß wirklich eine runde Neun in ihr Blech geschossen war.

Da freuten sich die Frankfurter an ihrem Wildschützen, versprachen ihm das Leben und wollten ihn als Schützenkönig gleich hinter den Trommeln der Bürgerwehr einherschreiten lassen. Hans Winkelsee aber bat um Freiheit bis an den Rhein, schob sich durch die Menge der Zuschauer und schritt durch das Eschenheimer Tor, dessen Hahn er so kläglich zugesetzt hatte. Danach schlug er sich abseits ins Dickicht des Stadtwaldes und wurde nicht mehr gesehen.

Vom Minnesänger Heinrich Frauenlob

Mit Gewalt schiebt sich der Main unterhalb von Frankfurt in den großen Rheinstrom. Dabei gibt es so viel zu erleben und so viel zu sehen, daß die schöne Frau Ley sich dort ihr Schloß gewünscht hat. Ihr Gemahl hat es ihr auch erbaut. Als die hohen grünen Mauern standen und die Fenster aus der Tiefe zur Oberfläche leuchteten, hat der Main, der ein ritterlicher Herr ist, nicht mehr versucht, dem Rheinkönig Abbruch zu tun, dem er bis dahin viel Verdruß bereitet

hatte. Er mochte nicht, daß die schönen Frauen zusähen, wie er mit seinem wüsten Gefolg sich Kopf und Füße verrenkte, nur um dem stärkeren Strom folgen zu können.

Davon hat nun auch das altehrwürdige Mainz viel gewonnen. Nicht daß die Bürger dort nur wegen des neuen Friedens der Wasserkönige die Buchdruckerkunst erfunden oder von ihrem Kurfürsten die berühmten Akademien der Wissenschaften, die Erfurter und die Mainzer, verlangt hätten. Aber die Stadt hat ihre Freiheit und ihre Ehrfurcht vor Lehre und Dichtung besser bewahrt als manche ihrer Nachbarn.

Dabei hat sie es niemals an Fröhlichkeit missen lassen. Der große Minnesänger Heinrich Frauenlob war ihr Domherr und hat von den Bürgerinnen soviel Ruhm erfahren, wie kaum ein weltlicher Sänger. Er hat auch solch herrliche Lieder zum Preis alles Schönen gedichtet, daß bei seinem Hinscheiden aus jedem Haus der Stadt ein Bächlein Tränen floß. Als er begraben wurde, haben nicht die Männer, sondern die Frauen von Mainz den Sarg auf ihren Schultern von seinem Haus zum Dom getragen und ihn dort im Kreuzgang beigesetzt. Dann aber haben sie, als das Grab verschlossen war, den Stein so reich mit Wein besprengt, daß der ganze Kreuzgang duftete und der Duft sogar den Dom erfüllte. Die Frauen betrauerten den Minnesänger noch ein Jahr lang und duldeten während der Zeit keine Hochzeit und keine fröhliche Musik in der Stadt. Wer sie dennoch suchte, mußte schon drüben nach Wiesbaden gehen, wo die Badegäste den Bürgern zeigten, wie sie wieder tanzen lernten.

Rabbi Amram

Mainz hat es auch gut gehalten mit den Weisen, die in den Hohen Schulen der Juden am Rhein ihre Lehren verbreiteten. Als der Rabbi Amram in Köln starb, war es sein Wunsch gewesen, man möge ihn in Mainz begraben, wo er geboren war. Der Zauberer bat seine Schüler auch, sie möchten seinen Leib zu Köln auf ein Schiff bringen, er werde es schon lenken.

Die Freunde taten nach seinem Willen, und es geschah, daß wie im Wunder das Boot mit dem Toten gegen den Strom den Rhein

hinauffuhr, bis es vor Mainz lag.

Dort versuchten die Bürger, das seltsame Fahrzeug an den Strand zu ziehen, aber es gelang erst, als die Juden das Tauwerk des Bootes mit dem Toten in die Hand bekamen.

Der Bischof, der von dem sonderbaren Schiff erfuhr, befahl, eine Krypta über dem Wunder zu erbauen; aus ihr wuchs später die Pfarrkirche Sankt Emmeran. Aber die Ältesten der Juden, denen der Rabbi in der Nacht erschien und die er bat, ihm doch ein Grab bei seinen Eltern zu geben, faßten einen anderen Plan. Sie legten einen fremden Toten in die Krypta, hoben den Leichnam des Rabbi auf und bestatteten ihn, wie es sich gehörte.

Und sie schwiegen, bis die Zeit um war, daß ein Rechtshandel daraus hätte werden können. Auch die Geister der Toten, die alles gesehen hatten, verrieten nichts.

Gottesdienst der Toten

Nur der Küster von St. Stephan in Mainz hat etwas von der Umbettung des Toten gewußt. Er war ein Mann, der alle Schatten erkannte, auch zu Zeiten, da er nicht willig dazu war. Viele Toten kamen aus den Gräbern, holten ihn und baten, er möge einige Gebete für sie verrichten. Als ein gütiger Mann, der er war, versuchte er, einem jeden von ihnen zu helfen, selbst bei Schnee und Regen.

Er wußte auch, daß an gewissen Tagen um Mitternacht zu Sankt Emmeran die Verstorbenen ihren Gottesdienst hielten wie im Leben. Dabei war der Kirchhof für seine Augen voller Licht, und die Toten trugen sonderbare älterliche Trachten und zogen ihn hierhin und dorthin und wollten wie in Lebzeiten noch immer in vielen Dingen Rat von dem übersichtigen Küster von St. Stephan.

Von allem, was die Toten anging, wußte er schließlich. Aber er hat niemandem verraten, daß er gesehen hatte, wie ein Fremder in die Krypta von Sankt Emmeran gebracht wurde.

Der Teufel möchte den frommen Buchdruckern zu Leibe gehen

Es ist allbekannt, daß am Rheinufer in Mainz die beiden Männer ihr Heim hatten, von denen die Buchdruckerkunst zuerst aufs

frömmste und edelste geübt wurde, Johann Gutenberg und Peter Schöffer. Aber auch der Doktor Johannes Fust hatte in der Schustergasse zu Mainz ein Druckhaus, und es hätte vielleicht manches anders ausgesehen, wenn der Herr Fust, statt sich auf den Teufel zu verlassen, für die Druckerei mehr Zeit gehabt hätte.

Fust war sein Leben lang ein unruhiger Reisender. Aber auch der Teufel hat, wann er ihm helfen wollte, alles verkehrt gemacht. Der Böse hatte nämlich vor, dem Gutenberg und Schöffer einzuheizen, weil sie die Bibel druckten, und nahm deshalb mit viel Gestank und Gerede an dem großen Aufstand gegen den hohen Rat der Stadt Mainz teil. Abtrünnige Bürger führten den Aufruhr.

Er brach indes einige Tage früher los, als man erwartet hatte. Fust selbst war noch nicht wieder in den Mauern, so geriet der Teufel in Verlegenheit, wen er anstichein sollte, die großen Druckereien der frommen Bürger und Buchhändler zu verbrennen.

Als der Arge noch durch die Stadt rannte, in deren Straßen gekämpft wurde, da brachten die Feuer, die ausgebrochen waren, ihn erst recht durcheinander. Er suchte Gutenbergs Werkstatt, aber er zündete statt ihrer die seines Freundes Fust an, mit der nach der Chronik zusammen hundertundfünfzig Häuser verbrannten. Als der Teufel erkannte, daß er die falsche Straße in Flammen gesetzt, hatte er so viel Angst vor Fust, daß er sich aus dem Tor von Mainz schlich und vergaß, warum er den Aufruhr angezettelt hatte.

So sind Schöffer und Gutenberg die Meister geblieben.

Die Bäckerin und die Wasserfrau

Der Teufel hat sich überhaupt viel vergebliche Mühe um Mainz gegeben, und einige sagen, es käme aus Ärger darüber, daß die Frau Ley im Rheinstrom immer gut zu den Bürgern hielt und sie vor allen Gefahren warnte. In der Bäckerzunft hatte sie ihre besonderen Freunde; vielleicht war die Königin Ley naschhafter, als unsereins weiß?

Einst, als eine reiche Bäckerin zur Kirche ging, hatte sie sich so prunkvoll angezogen, daß der Böse und mit ihm eine Menge kleiner Teufel, schon ihres Sieges gewiß, ihr auf der Schleppe hockten und

sich bis vor die Tür des Domes schleifen ließen. Und keiner der Bürger sah sie.

Die Frau Ley aber, die, wie es das Wasservolk oft tut, die Andächtigen bis zum Portal geleitete, merkte, was sich der Teufel herausnahm, und hatte Sorge um ihre prahlerische Freundin. Rasch machte sie einen Priester hellsichtig; da sah der den schlimmen Zauber, rief das Volk zusammen, erklärte ihm, was er gewahr geworden, und bat die aufgeputzte Bäckerin, doch nach Hause zu gehen und sich umzuziehen. Er wolle auch mit dem Gottesdienst warten.

Die Frau ärgerte sich sehr, sie konnte sich wohl denken, wer den Priester übersichtig gemacht hatte. Aber weil ein jeder ihr gut zusprach, folgte sie dem Rat. Sie hütete sich danach auch, sich wieder so prahlend zu kleiden.

Der Kaiser wird aus dem Laden getrieben

Die Bäcker müssen in Mainz immer sehr reich und dadurch sehr hoffärtig gewesen sein. Als Kaiser Rudolf einst in der Stadt weilte, ging er zuweilen in der Kleidung eines seiner Knechte durch die Straßen. Eines Morgens trat er früh, weil es ein kalter Tag war, in eine Bäckerei ein, um sich zu wärmen. Wie fuhr ihn die dicke Meisterin an: Soldaten wolle sie nicht als Kunden haben!

„Ich will ja auch gar kein Brot kaufen, ich will mich nur wärmen. All mein Geld habe ich im Kampf für Kaiser Rudolf vertan!"

„Geschieht dir recht", schrie die reiche Bäckerin, „ach, uns armen Kaufleuten nimmt der Kaiser den letzten Groschen, und du Esel gibst noch freiwillig dein Geld und dich hinzu!" Und dann goß sie so viel Wasser ins Feuer, daß der Gast vor dem Dampf aus dem Laden flüchtete.

Der Kaiser bestrafte die Frau nicht, er schickte ihr als Gruß vom Hof einen Schweinskopf und eine Flasche Wein.

Die Schöffen der Stadt hatten indes alles erfahren; sie wollten der Bäckerzunft die Sache nicht durchgehen lassen und brachten die vorlaute Meisterin zur Bestrafung vor die Mittagstafel des Hofes. Als sie da im Kaiser den vermeintlichen Soldaten wiedererkannte,

erschrak die Frau gewaltig. Aber Herr Rudolf lachte nur und bat sie, zu wiederholen, was sie über die armen Leute ihrer Zunft gesagt hatte, denen vom Kaiser der letzte Groschen genommen wurde.

Danach befahl er, der Meisterin nichts zu vergelten, und vielleicht tat es jene Großmut, daß die Bäcker von Mainz ihm fortan besonders treu gewesen sind.

Die Bäckerin und die Schweden

Listig hat es eine andere Mainzerin angefangen, als die Schweden heranzogen. Wie das Gerücht ging, plünderten die alle Städte aus; ein jeder Bürger versuchte dem zu entgehen, wie er es vermochte.

Da war zumal eine Bäckerin, die war so begütert, daß der Ruf ihres Reichtums weit im Lande verbreitet war. Als sie von den Schweden hörte, nähte sie Gold und Edelsteine in ein Säckchen, tat es um, zog als Bettlerin aus dem Tor und versuchte, in der Richtung auf Weißenau zu entkommen. Gerade von dort aber rückten die Feinde an.

Die Listige, nicht faul, fing an zu betteln. Sie erhielt auch manchen Heller, wurde aber schließlich von den Schweden angehalten. Sie solle ihnen zeigen, verlangten sie, wo die reiche Bäckersfrau in der Stadtmitte wohne — das war ja sie selbst —, bei der gäb's wohl am meisten zu beschlagnahmen, hätten sie gehört.

„Ganz gewiß", schrie die Verkleidete, schalt furchtbar auf sich selbst, marschierte mit den Schweden ins Tor von Mainz und wies ihnen noch von weither ihr Haus. Dann aber bat sie um Freiheit, man könnt's ihr verargen, daß sie die reichen Leute angäbe. Und die Bäckerin machte sich nun wirklich auf den Weg nach Weißenau und rettete sich zu den Kaiserlichen.

Mit. ihnen zog sie einige Zeit danach wieder in Mainz ein, und ihr Lachen über die genasführten Schweden war vom Rathaus bis zum Schloß unten im Rhein zu hören. Und alle Ratsherren grinsten schadenfroh, denn keiner konnte behaupten, daß Brot und Wecken zu Mainz teurer wären als in anderen rheinischen Städten. Mochte die Bäckerin also ihre Brote fröhlich weiterverkaufen!

Erzbischof Willigis von Mainz

Die Mainzer haben eigentlich immer sparsam gelebt und keine Verschwendung getrieben. Solch gute Eigenschaft, so heißt es, kommt vom Erzbischof Willigis, der einer ihrer frühesten und besten Kirchenfürsten gewesen ist. Er war eines armen Bauern Sohn, und es gab manche hohe Geistliche und Ritter, die daran Anstoß nahmen und meinten, nach Mainz gehöre zumindest ein Fürstenkind. Es ging auch um, daß Willigis ein heimlicher Zauberer sei und ein Zimmer besäße, in dem er seine Kunst treibe, in das er aber noch niemanden eingelassen hatte. Sogar der Kaiser, der ihn einmal besuchte, fragte ihn scherzend, ob er dort nicht bald dem Bösen die Schwarze Kunst abgewonnen habe.

Da hob Willigis schweigend den Schlüsselbund, den er am Gürtel trug, winkte und ging vor dem Gast einher. Und er schloß die Tür des geheimnisvollen Gemachs auf. Nichts war darin zu sehen als eine Pflugschar, zwei Pflugräder und an der Wand ein Spruch: „Willigis, Willigis, Gedenke, von wannen du kommen bist!"

Da verneigte sich der hohe Herr vor dem Erzbischof. Aber er hat niemandem verraten, was er gefunden, und ward nur ein immer engerer Freund von Willigis, den er später zu seinem Kanzler machte.

Der Kaiser war Otto der Zweite. Auch wir neigen uns nach tausend Jahren vor ihm, der das Deutsche Reich vom Rhein aus zu hoher Macht führte, bis das Schicksal den Weg des Herrschers in frühem Tode enden ließ.

Das Lumpenglöcklein

Daß die Frauen in Mainz mehr zu sagen haben als die in anderen Städten ist möglich. Sie selbst wollen es nicht wahrhaben, aber das mag aus Klugheit sein.

Freilich wurde aus der allzu strengen Herrschaft auch manch ehelicher Verdruß geboren. Die Herren saßen abends zu lange beim Schoppen, sie überhörten die Nachtwächter und meinten, zur elften Stunde bleibe in Mainz die Zeit stehen, man brauche sich nicht zu sorgen.

Da sammelten die Frauen der Stadt aus ihrem Vorbehaltsgut dies und jenes, und es kam allerhand Geld zusammen; denn heimlich haben sie ja meist etwas mehr, als sie zugeben. Schließlich konnten sie eine Glocke gießen lassen.

Die Bürgerinnen Von Mainz hingen die Glocke zwischen den vielen Gasthöfen am Markt auf, ließen sie genau um elf Uhr zur Heimkehr läuten, deutlicher, als der Nachtwächter sein Horn blies, und warteten daheim auf die Ehemänner. Und es ist gewiß, daß die, zumindest an den ersten Abenden, sehr erschrocken über die neue Warnung waren und sich eilig heimbegeben haben.

Wie es später geworden, berichtet die Chronik nicht. Man hat das Glöcklein indes „Lumpenglöcklein" genannt, ein Zeichen, daß die Mainzerinnen nach wie vor viel zu sagen haben. Wer würde ihm sonst einen solch strengen Namen geben?

Kaiser Karl und Hildegard

Von den Frauen am Hofe Karls zu Ingelheim am Rhein erzählt die Sage:

Hildegard hieß die dritte Gemahlin des Kaisers; sie kam vom Schwarzwald, folgte ihm jung in sein Schloß und verbrachte glückliche Jahre mit ihm. Danach aber hatte der Gebieter des Reichs viele Kriege zu führen, und das Richteramt blieb bei seinem Halbbruder Taland, der in seiner Jugend mit der schönen Alemannin aufgewachsen war und noch vor Herrn Karl um sie geworben hatte. Sooft der Kaiser auszog, führte er sein Amt getreu. Auch die Gattin Karls, die um heilende Kräuter und um die Pflege

der Kranken und Verwundeten wohl Bescheid wußte, blieb, so jung sie war, ihrem Gemahl ergeben.

Einmal aber, als es hieß, der Kaiser sei gefallen oder er werde von einem Zug gegen die Sachsen nicht zurückkommen, überfiel Taland die alte Liebe zu Hildegard wie eine schwere Krankheit. Er folgte ihr heimlich, wenn sie auf dem Boot an dem Ufer des Rheins entlangfuhr, er schlich hinter ihr her, wenn sie die Heilkräuter für die Verwundeten suchte, und trat ihr eines Tages entgegen und bat um Erhörung.

Die schöne Hildegard hatte keinen anderen, der sie schützte. Sie nannte ihm in ihrer Furcht ein Gemach, in das er sich zu später Stunde begeben und warten möge; sie wolle nachdenken, was sie ihm zu antworten habe.

Als Taland jedoch abends schon Hildegards Schritte hörte, kam alles sehr anders, als er es erhofft hatte. Die Nahende schob von außen blitzschnell einen Riegel vor und hielt ihn viele Wochen gefangen. Niemand wußte, wo der Mann geblieben war, und keiner konnte ihm helfen. Eine alte Dienerin Hildegards schob ihm die Speisen zu.

Nach einer Weile erfuhr man, daß Karl viel Land der Sachsen verwüstet hatte und auf der Rückkehr nach Ingelheim sei. Da wurde die Kaiserin besorgt und besprach sich eines Tages mit ihrem Gefangenen. Denn sie hatte auch Mitleid mit seiner Liebe. Und sie beschworen einander, nichts von dem zu verraten, was geschehen war.

Kaum war er frei, fürchtete Taland sich aber so sehr, er ritt seinem Bruder entgegen und bezichtigte Hildegard, sie habe die Ehe mit einem durchfahrenden Ritter aus Britannien gebrochen. Die Kaiserin hörte davon und erfuhr auch, daß Karl in seinem Jähzorn ihr den Tod zugeschworen habe. Da floh sie, als das Heer ihres Herrn den Rheinstrom erreichte, und beschloß, in einem fremden Land ihr großes Wissen vom Heilen und Sterben zu verwenden, um davon zu leben. Sie wanderte also mit ihrer Zofe von der Pfalz Ingelheim nach Rom. Dort war sie bald bekannt und berühmt als Kräuterfrau, aber niemand wußte ihren wirklichen Namen.

Einige Jahre später zogen auch Karl und Taland zum Papst, der Kaiser sollte zu anderen Ehrungen die Krone der Römer tragen. Taland wurde jedoch auf jener Reise fieberkrank und glaubte, es würde mit ihm zu Ende gehen. Kein Arzt konnte helfen. Schließlich hörte er von einer berühmten Kräuterfrau, schickte zu ihr und ließ sie um Rat bitten. Eine Zofe brachte ihm ein Mittel, was vielleicht zu heilen vermöchte; er erkannte sie nicht. Wohl aber gesundete Taland rasch, und auch der Kaiser, den bei dem langen Ritt die Müdigkeit überwältigt hatte, genas gleich ihm.

Herr Karl verlangte danach, die Frau zu sehen, die ihnen beiden

geholfen hatte, und beschloß mit Taland, sie mitten in ihrem milden Werk unter den Armen zu überraschen. Der Papst selbst zeigte ihnen den Weg, so gingen sie zu dritt und taten, als hätten sie Stärkung nötig.

Als sie die Heilende nun am Werk fanden und die sich von einem armen Süchtigen aufrichtete, um die Fremden zu grüßen, die ihr nahten, schrie der Kaiser auf: „Hilf Himmel, Hildegard!" Der schlimme Taland aber fiel auf seine Knie und bekannte, noch bevor die Kaiserin ihn mit einem Wort bezichtigt hatte, was er an Unrecht begangen hatte. Er meinte ja, mit dem Tod bestraft zu werden, und wollte vorm Sterben seiner Sünden quitt sein.

Wirklich wandte sich der Kaiser schon zu dem Schuldigen, da hielt Hildegard sein Wort an. „Wenn ich von dir etwas verlange, so ist es, daß du auch ihm verzeihst und nicht tust, als seien du und ich ohne Schuld!"

Karl verwies Taland auf eine der Inseln im Weltmeer der Friesen und bat Hildegard, ihm von neuem als Heilende und als Kaiserin zur Seite zu stehen. Der Papst staunte über die Großmut der klugen Frau und des Kaisers und sprach seinen Segen über den Bund, der Karl und Hildegard zum anderen Male vereinigte.

Herr Karl geht stehlen

Einmal, so heißt es, ist Kaiser Karl unter Diebe und Räuber gegangen, und das ist so gekommen:

Eines Abends, als er zu Ingelheim weilte und schon fest schlief, trat ein Wassermann namens Growe an sein Lager und weckte ihn: „Auf, großer Kaiser, du mußt zum Dieb werden, es geht um dein Leben!"

Herr Karl traute dem Nöck nicht. Warum sollte er, dem die Schätze so vieler Länder gehörten, zum Dieb werden? Er tat also, als schliefe er schon wieder. Der Wassermann ließ ihm jedoch keine Ruhe. Da gab Karl nach und rief nach Elbegast, das war ein König der Unterirdischen, der ihn früher oft besucht hatte. Der Kaiser hatte ihm vor kurzem wegen seines vielen Stehlens die Freundschaft gekündigt.

Als Elbegast nun vor sein Bett trat und den Wassermann sah, lachte er girrend, denn sein Volk ist eifersüchtig auf die aus dem Rhein. „Was begehrst du noch von mir", fragte der Kleine, „wenn du den Nöck zum Freund hast?"

Da seufzte Karl: „Glaubst du, daß Gott von mir will, was dieser von mir verlangt?"

„Was verlangt er denn?"

„Ich soll in meinen alten Tagen stehlen gehen!"

„Das habe ich dir doch schon lange geraten!" lachte Elbegast.

Der Wassermann Growe hörte das Gespräch. „Tu's um Himmels willen, Karl! Mich hat ein Engel geschickt, weil er dich nicht wachrütteln konnte! Werde zum Dieb, sonst ist es um dein Leben geschehen!"

„Wenn ein Engel es riet, so gehorche und komm mit mir", verlangte Elbegast. „Aber geh nicht mit dem Wassermann, er hat keine Fertigkeit im Stehlen!"

Da ritten die beiden auf einem Pferd aus, der Zwergkönig Elbegast und Kaiser Karl, um stehlen zu gehen.

Vorerst stritten sie sich freilich, bei wem sie beginnen sollten. Herr Karl wollte den Bauern nichts nehmen noch auch den reisenden Kaufleuten.

Eine Weile zankten sie sich; jeder wollte es just so, wie es der andere nicht wollte. Endlich einigten sie sich auf den Grafen Harderich, das war ein Verwandter des Kaisers, von dem beide wußten, daß ihm ein Einbruch kaum einen Verlust bringen werde. Und Karl, der Elbegast vor sich im Sattel hatte, ritt zu des Reichen Hof; das Tor sprang auf des Zwergkönigs Hauch vor ihnen auf, und Elbegast führte als ersten Diebsgewinn den schnellen Hengst Harderichs nach draußen.

Weil das Tier aber wieherte, stand der Graf von seinem Lager auf und sah nach, ob etwa jemand eingedrungen war. Er vergaß dabei, im Stall nachzuschauen, und weil er niemanden fand, begab er sich wieder zur Ruhe.

Elbegast aber hörte deutlich, wie die Balken miteinander redeten: „Kaiser Karl ist im Schloß, und jemand hat ihn geschickt, der ihn warnen will."

„Es ist besser, bald davonzureiten", flüsterte der Zwergkönig, „da sind mehr, die das Gebälk reden hören. Ich will nur noch eben des Pferdes Geschirr holen!" Dann brach er sich ein Loch in die Sattelkammer.

Als er den Sattel abhob, klangen die kleinen Glocken auf, die an ihm hingen, und jetzt erschrak der Graf und sprang noch einmal vom Lager. „Was hast du?" fragte sein Weib.

„Ich sag dir, da sind Diebe im Haus, ich will rasch noch einmal nachsehen!" Aber als Karl und Elbegast schon nach einem Versteck suchten, sprach die Frau ärgerlich: „Du bist ängstlich, Harderich, und hast etwas vor, das dich nicht schlafen läßt! Wenn du es den Menschen nicht erzählen

darfst, öffne die Tür und sag dem Wasser, was dich bedrückt, aber trag's nicht mit dir allein herum!"

Da rief Harderich zum Rhein hinab, und der Wassermann Growe kam wie ein Nebel vor die Tür, und die Frau horchte. „Weißt du, Nöck, daß wir des Kaisers Tod vorhaben?"

„Ich dachte es mir", erwiderte der aus dem Strom.

„Wir sind unserer zwölf", fügte der Verschwörer hinzu, „und werden ihn mit zwölf Schwertern erstechen. Woher weißt du das?"

„Ich weiß es", antwortete der Nöck, „und ich hoffe nur, daß sie dich vorher hängen!"

Harderich und sein Weib lachten, und die Frau wünschte ihrem Mann gut Glück.

Karl hatte alles gehört. Elbegast aber, der Meisterdieb, holte inzwischen, was er noch erreichen konnte, dem Grafen aus der Kammer; Sattelzeug galt ihm mehr als Leben und Tod der Menschen.

Dann ritt der Kaiser mit dem Zwerg, jeder auf einem eigenen Pferd, nach Ingelheim zurück; immer noch folgte ihnen der Wassermann. „Hatte ich nicht recht, dich zu wecken?" fragte er.

„Ja!" antwortete Karl und dankte ihm. In der Pfalz weckte er alle Knechte und ließ sie wissen, wo sie zu stehen hätten, wenn die Mörder kämen. Als die am anderen Tag einritten und wie altgewohnte Gäste taten, wurden sie jäh vom Sattel gezogen.

Und des Kaisers Gericht gab keinen von ihnen heraus, alle zwölf

mußten den Tod erleiden. Elbegast aber erhielt das Roß Harderichs für sein Stehlen. Er bekam freilich solch Schrecken über das, was geschehen war, daß er sich danach eine ganze Weile nicht an den Kaiserhof wagte.

Der Wassermann Growe hat den Herrschern am Rhein noch manches Mal zur Seite gestanden, obschon er immer nur wie ein Nebel an ihr Lager trat. Denn wenn der Rheinvater auch ein guter Freund Kaiser Karls war, so wollte er doch nicht, daß seine Helfer den Menschen allzuoft beistünden. Er meinte, es sei besser, daß der liebe Gott selbst mit Männern und Frauen abrechnete, als daß auch die aus Wasser und Luft sich noch in das Schicksal der Lebenden einmengten und ihre Weisheit gäben.

Kaiser Karl befiehlt den Klöstern, Wein zu bauen

Ein weiser Weintrinker war Kaiser Karl. So kam es, daß er zuweilen darüber nachdachte, wie er auch die Ingelheimer Pfalz reicher mit Reben bestecken könnte. Von seinem Fenster sah er nachsinnend oft nach dem anderen Ufer hinüber und wurde gewahr, daß, wenn alle Rheinhügel verschneit waren, drüben die Gestade frei und im Sonnenschein lagen. In jedem Jahr schmolz bei Rüdesheim der Schnee früher als das Eis auf dem Rhein, als sei ein Feuer unter den Ufern angeheizt. Auch die Hasel und Veilchen blühten schon, wenn anderswo noch der Winter von Burschen und Mädchen aus dem Land geprügelt wurde.

Da gab Karl einigen Winzern, die ihm auf seinen Kriegszügen getreu gefolgt und heimgekehrt waren, von seinem Königswald bei Rüdesheim und ließ Reben aus aller Welt kommen, sie sollten es damit versuchen.

In einem Jahr aber, als Kaiser Karl die Monate auf deutsch zu schreiben befahl, hatte ein Klosterbruder die Namen verwechselt, sei es, um den hohen Herrn zu ärgern, oder aus wirklichem Versehen. Er und die Winzer ernteten um einen ganzen Monat zu früh. Der Erhabene war böse, er forderte, die Weinbauern und Klöster sollten selbst trinken, was sie gekeltert. Aber als einige der Proben an den Kaiserhof geschickt wurden, schmeckte die frühe Ernte kaum

weniger gut als die spätere, und es heißt, daß seitdem die halbe Welt den Rüdesheimer Wein zu kosten gelernt hat.

Nach Ingelheim, so geht die Sage, kommt Herrn Karls Geist noch heut in manchem Jahr zur Probe — dorthin und auch rheinauf nach der Pfalz, deren zwölf Weinstädte er liebt. Aber wer weiß, ob er es selbst oder ob es nicht einer der anderen Herrscher ist, die sich zu Ingelheim ihre Weisheit im Weine holten. Jedenfalls ist es ein Kaiser, der die Stätten besucht.

Warmer Wind für Deidesheim

Die Nachbarn, die den Deidesheimern gern etwas nachreden, erzählen: Drei Jahre lang war in Deidesheim Mißwuchs gewesen, was sollte aus den Weinbergen werden? Schließlich traten die Winzer zusammen und beratschlagten lange, wie sie dem lieben Gott helfen könnten, ihre schönen Hänge am Rhein mit etwas mehr Wärme zu beschenken.

„Ach", sagte ein Spaßvogel, „das ist doch einfach! Schickt jemand zu dem Mannheimer Apotheker und laßt euch für hundert Taler warmen Wind geben!"

Nun, die meisten waren sehr erstaunt, daß es auch das in einer rechten Apotheke gäbe; die Winzer legten indes ihr letztes Geld zusammen und schickten einen der Ihren aus, warmen Wind einzukaufen. Und beeilen sollte er sich; es war schon hoch im Frühling und zog immer noch kalt das Rheintal hinab.

Der Bote ging also zum Apotheker, und auch der war ein lustiger Bursch. Er griff heimlich einen Spatzen, steckte ihn in ein altes Buchsbaumkistchen, schlug ein Band herum und händigte für hundert Taler warmen Wind an den sonderbaren Käufer aus. Man konnte es in dem Kistchen ordentlich schwirren und poltern hören. Aber die hundert Taler gab er dem Winzer zurück; er solle es zum Herbst in Heurigem bezahlen, grinste der Apotheker, es sei ihm lieber.

Der Bote glaubte siebenfach an das, was er erhalten hatte, und machte sich eilig auf den Weg nach Deidesheim. Ab und zu horchte er an dem Kistchen und freute sich über das Geheimnis, das er

heimtrug.

Einmal kamen ihm indes Zweifel auf. Er horchte länger als sonst an dem Kästchen, lockerte das Band ein wenig und wollte sich den warmen Wind ansehen. Hui, flog der Spatz ihm quer ins Gesicht, so daß er nichts hatte erkennen können. Nur ein Schwirren und Huschen hatte er gespürt. „Warte doch", schrie der Mann, „wir sind noch gar nicht da!" Und er winkte und winkte und lief hinter dem fliehenden Wind her. „Nach Deidesheim", verlangte er, „nach Deidesheim solltest du fliegen, du bist ja auf dem verkehrten Weg!"

Ritter Brömses Tochter

Als die Kaiser schon seltener nach Ingelheim kamen, weil die großen Städte im Reich gewachsen waren und die Herrscher zu Gast luden, da wohnte ein Ritter Brömse in der verfallenen alten Pfalz. Er hatte sich aus den Steinen eine Burg gebaut und lebte nach seinem Willen.

Eines Tages wurde er zum Kreuzzug aufgeboten. Seine Tochter Gisela blieb allein zurück, betete für den Vater und grüßte eifrig über den Rhein hinüber, wo ihr Liebster wohnte.

Nun war Ritter Brömse lange einer der Kühnsten im Heiligen Land; aber eines Tages geschah es auch ihm, daß er aus dem Sattel geworfen und gefangengenommen wurde. Viele Jahre verbrachte er in des Sultans Kerker, bis ihm im Traum seine Tochter Gisela erschien, die Hände zu Gott erhoben, und er ihre Worte vernahm, mit denen sie um seine Befreiung betete.

Da wurde sein Heimweh groß. Ritter Brömse versprach, weil er nichts Höheres hatte, sein Kind dem Himmel und schwor, mit allem Gut, das er vorfinden würde, ein Kloster zu stiften, wenn er nur für den Rest des Lebens zurückkehren dürfte.

Um die Zeit gelang es dem Heer der Christen, eine Schlacht zu gewinnen und viele Gefangene zu erlösen. Auch Brömse wurde frei; er zog von Basel den Rhein hinab, er grüßte die Rebberge und sandte seine Wünsche der Tochter entgegen.

Aber als er zum Tor einritt und die schöne Gisela ihn jauchzend begrüßte, erschrak der Ritter zum erstenmal über das, was er, ohne

sein blühendes Kind zu fragen, Gott geschworen hatte. Und der Vater umarmte die Beglückte, er mußte ihr indes auch verraten, daß er sie dem Herrn für seine Heimkehr zu ewigem Magdtum versprochen hätte.

Da wurde sein Kind totenbleich, und der Ritter Brömse begriff, welches Unrecht er begangen hatte. Er hörte wohl auch von Freunden, daß man seine Tochter nicht für sein eigenes Bestes bieten dürfe. Aber er wagte nicht zu ändern, was er der Kirche versprochen hatte, und sagte es Gisela.

Die verließ schweigend die Burg. Sie winkte noch einmal zu ihrem Liebsten hinüber und wartete, bis der wiedergrüßte. Dann ließ sich die Verzweifelte, als es dunkel wurde, in den Strom fallen. Niemand sollte wissen, daß sie ihrem Vater abspenstig war, nur ihr Schatz sollte erfahren, daß sie ihn nicht vergessen wollte.

Viele Leute meinen, sie später als Schatten gesehen zu haben; oft kam sie nach Ingelheim zurück, um die Lebenden über ihren Tod zu trösten.

Aber wer weiß, ob er Gott wohlgefällig war?

ZWEITER TEIL:

VON BINGEN BIS BONN

Bischof Hatto und der Graf von Franken

Bei der Stadt Bingen biegt der Rhein wieder nach Norden und durchströmt zwischen dem einst von Riesen bewohnten Hunsrück und den qualmenden Zwerghöhlen des Taunus ein hochgetürmtes Felsland. Sein Tal aber gehört den Wasserfürsten und ihren Völkern. Auch die Windischen fahren in Wolken und Nebeln in den Lüften und springen von einem der steilen Ufer zum anderen.

Die im Strom haben es enger als sonst und zürnen den Menschen, die auf ihren Fluten reisen oder mit scharfem Kiel die Eisdecke aufbrechen oder die Riffe im Strom zerschlagen. Sie legen sich deshalb auch mitunter auf die Felsen und schauen von dort den Schiffen zu, wie etwa die sieben Töchter der Frau Ley bei Oberwesel auf der Burg Schönberg oder die Lureley oder die aufsässigen Söhne, die sich zu Köln wider ihren Vater zu erheben versuchten.

Denn was unter den Menschen geschah, war oft ein schlimmes Vorbild. Es ist wohl zu verstehen, daß der Rheinkönig über die Unruhigen Herr bleiben will, vom Bodensee bis zu den Niederlanden. Da muß er sich mühen, bei sich und den Seinen Ordnung zu halten. Die Nöcke und Nixen folgen gern dem, was sie bei den Irdischen sehen.

Nahe der Stadt Bingen lebten, so heißt es, einige der heiligsten und einige der unheiligsten Menschen. Vom Bischof Hatto von Mainz erzählt die Sage manches Gute und viel Böses.

Einmal sollte er zwischen Kaiser Ludwig und einem Grafen Albert von Franken vermitteln, der jähzornig und ohne Gericht einem Verwandten seines Herrschers das Leben genommen hatte.

Bischof Hatto ritt also, als das Hoflager nahe war, zur Burg des Grafen, der gern wieder Gnade gefunden hätte, und sagte ihm: „Kommt mit zum Kaiser, zeigt Eure Reue, und er wird Euch verzeihen!"

„Ich traue dem nicht", erwiderte der Franke.

„Empfangt meinen Schwur", antwortete der Bischof, „daß ich Euch frisch und gesund wieder auf Euer Schloß bringe!"

Da willigte der Graf ein, Herrn Hatto zu folgen. Er bat den Gast sogar, vorm Ritt mit ihm zu speisen; aber der schien es eilig zu

haben.

Kaum waren sie aus dem Tor, bekam der Bischof freilich argen Hunger.

„Kehren wir um", schlug der Graf von Franken vor, „wir haben noch einen weiten Ritt vor uns!"

Bischof Hatto war einverstanden, und der Franke ließ auf seiner Burg ein köstliches Mahl für den Gast rüsten und würzte es mit fröhlichen Gesprächen.

Dann ritten sie wieder aus, um das kaiserliche Hoflager zu erreichen.

Kaum aber trat der Graf, der ohne Gericht einen Menschen getötet hatte, vor den Kaiser und wollte seine Bitte um Vergebung vorbringen, da unterbrach ihn der Zornige. „Legt Hand an ihn und schleppt ihn zum Grafengericht!" befahl er seinen Rittern. „Ich hoffe, daß dich eine harte Strafe trifft", fuhr er Herrn Albert an, „und daß du erleidest, was du dem anderen angetan hast!"

Ängstlich wandte der Gefangene sich zum Bischof Hatto. „Wart Ihr es nicht, der mir sicheres Geleit hin und her versprach?"

Hatto lachte, ihm schien ein guter Kniff gelungen. „Ich habe Euch versprochen, Euch frisch und gesund zu Eurem Schloß zurückzubringen. Habe ich das nicht getan, als wir umkehrten, um uns zur Mahlzeit zu setzen? Worüber beklagt Ihr Euch? Soll ich zweimal halten, was ich nur einmal beschworen habe?" Und er hörte sich geruhig an, wie der Graf von Franken vom Gericht des Hoflagers zum Tode verurteilt wurde.

Aber alle Herren um Kaiser Ludwig mieden Hatto von Mainz von da an.

Der Binger Mäuseturm

Ein anderes Mal war eine Fehde zwischen dem Bischof von Mainz und seiner Stadt ausgebrochen, weil er keine Kornspeicher für schlimme Jahre gebaut, sondern alle Steuern für sich verbraucht hatte. Es drohte ein Hungerjahr, und die Menschen erhoben sich gegen Hatto.

Aber der Aufstand gelang nicht, und als der Bischof schon viele

Gefangene gemacht hatte, hieß er sie in einer seiner Scheunen unterbringen. „Sie

wollten, daß ich ihnen Korn austeilte; mögen sie selbst sehen, daß die Mäuse mir alles leergefressen haben!"

Und der Grausame befahl, die Scheune anzustecken, und ließ die Gefangenen verbrennen.

Die Mäuse aber waren gerechter als der Bischof. Sie wollten nicht hören, daß sie den Hunger heraufbeschworen hätten, und suchten den Bischof, um ihn zur Rede zu stellen. Als Hatto abends spät von einem großen Schmaus heimkehrte, erwarteten sie ihn in allen Winkeln.

Wütend verlangte er von seinen Knechten, daß sie die Tiere töteten. Die waren jedoch so zahlreich, nichts half gegen ihre Menge, die Leute des Bischofs mußten weichen. Da warf Hatto sich auf sein Roß und floh. Aber die Mäuse lauerten an allen Wegen auf ihn. Er verbarg sich auf seiner Burg Ehrenfels — viele Tausende erreichten ihn und fielen über ihn her. Da floh er auf einem Kahn zum Mautturm, der ist auf der Insel, die sich bei Bin-gen mitten im Strom befindet. Die grauen Feinde verfolgten ihn indes durch den Rhein und schlüpften durch Löcher und Gitter.

Hatto befahl schreiend, ein Bett in Ketten aufzuhängen; aber die Mäuse zernagten das Holz, das die Ketten trugen, und ließen sich von der Decke fallen, um ihn zu erreichen. Da mußte der Bischof sterben. Im Augenblick, wo er seinen Geist aufgab, waren die Mäuse fort und suchten ihre alten Wohnplätze im Land wieder auf, in Gemäuern und Türmen.

Tassilos Tod

Auf einer Rheininsel liegen die Trümmer der Abtei Lorch. Viele Geschichten gehen über das alte Kloster um.

Kaiser Karl war oftmals bei den Mönchen zu Gast. Als er einmal tief in der Nacht zur Kirche hinabschritt, um Gott seine Sorgen aufzuladen, begegnete er einem Greis, den ein Knabe führte und der gleich ihm zum Gebet ging.

Der Kaiser folgte ihm und möchte wissen, wer der andere war. Da

sah er, daß der Mönch blind war. Als er ihn aber ansprach und nach seinem Namen fragte, erkannte der Kaiser, der auch die Freunde und Feinde seiner Jugend nicht vergaß, den Fremden. Es war der Bayernherzog Tassilo, der sich einst auf dem Reichstag gegen ihn erhoben und den er gestraft und verbannt hatte.

Die beiden sprachen im weißen Haar der Greise lange über die Zeit ihrer frühen Kämpfe und wußten nicht mehr, wer recht gehandelt hatte. Nur daß jeder von ihnen geglaubt hatte, dem Gesetz zu folgen, verstanden sie jetzt und vergaben einander.

Die Sage erzählt weiter, am Tag nach jener Begegnung sei der Tod zu Tassilo gekommen. Kaiser Karl aber dankte dem Schöpfer, daß er dem Herzog begegnet und seine Verzeihung habe erbitten können. Auch Tassilo dankte vorm Ohr der Freunde dem Ewigen Vater, daß er ein letztes Wort zu seinem Feinde hatte sprechen dürfen. Wer vor Gott recht gehandelt, ließ sich indes auf Erden nicht mehr austragen.

Rheinstein und Reichenstein

Gegenüber der Stadt Aßmannshausen liegt die Burg „Rheinstein", ihr nahe und nur durch ein schmales Tal getrennt der „Reichenstein". Sie sind beide sehr alt, aus ihrer Geschichte ist eine Erzählung zu uns gekommen, die beweist, wie seltsam sich mitunter das Schicksal erfüllt, anders als man erwartet hat.

Auf der Burg Rheinstein wohnte in früher Zeit ein bejahrter Ritter aus des Kaisers Gefolg, der nicht viel besaß, aber eine sehr schöne Tochter Gerda hatte. Der Nachbar von der Burg Reichenstein war der letzte von mehreren Brüdern, die im Morgenland umgekommen waren. Die beiden, Gerda und der Ritter, begegneten sich oft, und die im Wasser, die ihnen wohlgesonnen waren, sahen sie am Ufer des Stroms und spiegelten ihr Bild und freuten sich daran.

Als er nun wußte, daß die schöne Gerda auf dem Rheinstein ihm zugetan war, ließ der Reichensteiner, wie es damals Sitte war, einen reichen älteren Verwandten bei ihrem Vater um ihre Hand bitten. Aber so sehr es als Ehre gilt, sich aufs beste für den Freund einzusetzen, so übel verhielt sich jener Oheim, den der

Reichensteiner sich ausgesucht hatte. Er ritt zwar am Rhein entlang und trag auch die kleine fröhliche Fahne des Brautwerbers auf seinem Roß. Nachdem der Arge jedoch die Auserwählte des Neffen gesehen hatte, vergaß er, warum er gekommen war, sprach ungut über den Reichensteiner und bot sich schließlich selbst als Bräutigam an. Und dem alten Ritter Rheinstein, der sich in seinem Leben viel gequält und hatte geizen müssen, schien jener reiche Kuno der bessere Schwiegersohn.

Als der Vater freilich danach seiner Tochter mitteilte, wer um sie geworben hatte, weinte die schöne Gerda sehr und wollte sich nicht in ihr Schicksal ergeben. Am späten Abend noch lief sie an den Strom und erzählte, was geschehen war. Da eilte eine vom Wasservolk im Dunkel zum Reichensteiner und verriet ihm alles.

Der Getäuschte war außer sich vor Zorn über den falschen Brautbitter. Er gab dem Wasser auf, der armen Gerda zu sagen, er werde sie in der nächsten Nacht befreien, sie möge sich mit Mägden und allem, was sie besäße, bereithalten.

Der Betrüger hatte indes vermutet, was geschehen könnte, wenn seine falsche Werbung bekannt würde. Er legte sich mit all seinen Knechten auf den Rheinstein, und als der echte Bräutigam die Burg zur Mittenacht überfallen wollte, fand er alle Tore besetzt. Und als er zur anderen Nacht den Rheinstein im Sturm zu nehmen versuchte, fielen der Oheim und Gerdas Vater über ihn her, daß er mit Mühe entkam.

Der Reichensteiner fand auch keine andere Hilfe. Der Kaiser hatte damals alle Fehden verboten, und wenn die am Rhein nicht genau danach

handelten, so schlug sich keiner zu jemandem, der sich mit Gewalt sein Recht zu holen suchte. So stand alles gut für den Oheim; die Hochzeit wurde gerüstet, es sah aus, als sei nichts daran zu ändern, daß Trug und Unehre gewännen.

Schon ritt der Hochzeitszug, mit Laub und Blumengewinden geschmückt, aus der Burg des Rheinsteiners auf dem Weg zur Kirche unten am Strom, schon läuteten die Glocken und der Priester am Altar wartete. Da war es, als winke oben vom Reichenstein eine Hand oder ein Nebel zur Braut hinunter und tröste sie. Es war

zugleich, als rauschten die Wellen des Stroms zornig gegen den Strand, lauter als sonst.

Plötzlich stieg das Roß des falschen Brautwerbers hoch auf. Ein Schwarm von Bremsen umsurrte es. Auch die anderen Pferde und Reiter erschraken sehr. Alle Musik, Flöten und Trompeten, brach jämmerlich ab, die Menschen drängten auseinander. Als aber eine der Bremsen, vielleicht war es eine Verkleidete, das Pferd der Braut umsummte und nicht von ihm abließ, stob das arme Tier quer durch die Schar der begleitenden Diener und preschte davon. Die Bremse folgte und zwang die Reiterin, den Weg zum Reichenstein hinauf zu nehmen, so viele Knechte sie auch einzuholen und zu schützen suchten. Sogar der neue Bräutigam kam ihr nicht mehr nach, und als er über sein Roß die Gewalt verlor, stolperte es und riß ihn über den Felsen in das tiefe Sturztal, das zwischen den Burgen lag.

Der Reichensteiner sah von seinem Burgfenster, was geschah, und öffnete das Tor für die Braut. Und er hieß die Wälle besetzen, um jeden Angriff abzuwehren. Aber nur der Brautvater gelangte bis vors Tor, bat um Einlaß und ließ sich in den Hof und zum Saal geleiten.

Zum Segnen war es freilich zu spät.

Wer die Bremsen dem Hochzeitszug in den Weg geschickt hat, wußte man nicht und stritt sich lange Zeit. Die meisten meinten schließlich, in Bremsen liebte sich das Wasservolk zu verbergen. Bis man sich darüber einigte, war ein neues Jahrhundert angebrochen und Rheinstein und Reichenstein wurden von den Städtern gewonnen. Die Geschichte von dem falschen Brautwerber und den Helfern, die wieder ordneten, was verfälscht war, blieb indes länger als der Bürgerkrieg bestehen, noch heute erzählt man sie.

Gott Bacchus am Rhein

Drei Stunden nördlich von Bingen liegt die Stadt Bacharach am Rhein. Die alten Chroniken erzählen, daß der Name von dem Rebengott der Römer, Bacchus, komme, und wenn auch niemand es beschwören will, ist es doch drollig, sich vorzustellen, daß er zuweilen beim Rheinvater zu Besuch war und seine Weine probiert hat. Es soll genau im Jahre 2060 seit Entstehung der Welt gewesen

sein.

Der hohe Gast hat aber schon damals am Rhein, so will die Sage wissen, ein Fest mit allerhand Lust und Lustigkeit vorgefunden, das unter dem Namen der Fasnacht seit alter Zeit im Brauch war. Dann hat er, als ihm alles bekannt war, in seiner Heimat Morea davon erzählt und es den Seinen nachzuahmen empfohlen.

Aber schon vorher, so heißt es, wurde der Ort, an dem der Gast den Rhein zum letzten Male aufsuchte und mit den Rheinländerinnen getanzt hatte, nach ihm genannt.

Er hat bei den Festlichkeiten auch den Rheinkönig und einen noch stärkeren Wasserkerl kennengelernt, nämlich den obersten Fürsten der Meere, Herrn Egge, der den Strom hinaufgekommen war, um sich den Tanz des wilden Bacchus bei Bacharach anzusehen.

Die Chronik erzählt aber auch wörtlich, daß Bacchus nicht nur ein Gott des Weines war, sondern daß er, wetteifernd mit dem Rheinvater und seiner Frau, sich viel Mühe gegeben hat, mit Faunen und Mänaden eine Weile eine eigene Herrschaft am Rhein aufzurichten, und daß man ihm zur Entrüstung der Kirche göttliche Ehren erwiesen hat. Weil aber bei den Bacchanalen, so hießen die Feiern unter seinem Namen, ähnlich den wilden Sitten des Karnevals viel Schwelgerei einriß, hat der Rheinkönig den Gast schließlich aus dem Land gewiesen. Bacchus soll mit seinen Halbgöttern bis Arabien und Ägypten, ja selbst bis Indien gewandert sein, sie zu erobern. Ob jene Heerzüge gelungen sind, weiß man nicht. Aber sicher ist, daß der Gott sich vorgenommen hatte, zum Rhein wiederzukehren, und daß man ihm bei Bacharach zum Zeichen dessen einen großen Altar unten im Strom erbaut hat, der bei Niedrigwasser zu sehen ist.

Man hat, so fährt die Chronik fort, eine Weile geglaubt, daß der Vinum muscatum, auch Muscateller genannt, vom Herrn Bacchus den Anwohnern als Zugabe zu seinen Lehren hinterlassen worden sei. Das aber hat sich nicht erweisen lassen. Vielmehr soll der Rheinvater mit einigen Zechfreunden

selbst die erste Probe getan haben. Er scheint nur, damit die Frauen am Rhein ihm keine Vorwürfe machten, aus List einen lateinischen Namen gewählt zu haben.

Es ist auch nicht sicher, daß Virgil am Rhein gedichtet habe, wie einige Äbte meinen, noch, daß Horaz die Dithyramben auf Bacchus zwischen Rüdesheim und Bacharach geschrieben habe, während ihn die Rheintöchter schwebend und trockenen Fußes den Strom hinabtrugen.

Quo me, Bacche, rapis tui Plenum? Quae nemora, quos agor in Specus Velox mento nova? (Wohin, deiner Begeisterung

Voll, raffst du mich, Bacchus? Durch welche Kluft — Seltsam — treibt's mich, durch welchen Hain?)

Aber gewiß ist, daß von den Deutschen manch einer manches aus Begeisterung über den Rhein geschrieben hat, wie die Bücher beweisen, und daß gute Gedichte im Stromtal zwischen Bingen und Bonn von den schriftkundigen Söhnen des Rheinkönigs abgehört und aufgezeichnet worden sind.

Vieles aus jenen Dichtungen ist wieder verworfen oder den Versen der Fasnacht eingereiht worden, die nicht aufgeschrieben werden wegen der Nixen und wegen der Frauen der Städte, deren Herz sich erregen könnte.

Der Abt von Bacharach,

Daß auch bei den Menschen nicht immer alles mit rechten Dingen, meist jedoch lobenswert zugeht, erweist sich in der Sage von Justin und Sabine, die sich gleichfalls bei Bacharach zugetragen hat.

War da eine arme, aber schöne und ehrbare Jungfer Sabine, die mit ihrer Mutter vor den Toren von Bacharach ihren Weinberg pflegte. Ihr Bräutigam war der Burgvogt Justin, der ihr die Hochzeit versprochen hatte, sobald sein Ritter vom Morgenland wiederkehrte.

Nun wohnte auch ein Laienabt in Bacharach, der über alles der Schönheit die Ehre gab. Als die Jungfer Sabine einmal Äpfel pflückte, ritt er zu ihr, um ihr zu helfen und, wie er sagte, Obst zu kaufen.

Aber das wackere Mädchen wollte keinen Beistand. Das versetzte den Prior in tiefe Betrübnis.

Sein in vielem geübter Kämmerling Anseimus machte sich schließlich Sorgen um seinen Herrn, besonders darüber, wie rasch

dessen Wangen von einem geheimen Kummer abmagerten. Er nahm es auf sich, dem Armen nachzugehen, und sah ihn oftmals seufzend den fernen Winzergarten betrachten, in dem die fleißige Sabine ihre Blumen begoß. Da beschloß er zu helfen.

„Hör", redete Anseimus anderntags Sabine an, „du könntest meinem hochwürdigen Herrn Abt eine große Freude machen. Bring doch ein Körbchen mit Veilchen hinüber, er wird dir's lohnen!"

Aber das Mädchen antwortete, daß sie einen Verlobten habe und daß ihre Blumen nur für ihn blühten.

Da ging Anseimus zu Sabines Mutter und wollte sie bereden, ihm allen Wein ihres Gütleins zu überlassen. Und die Frau war erfreut über das Angebot des Kämmerlings und war bereit, ihre Tochter mit Proben ihrer Traubenernte zum Kloster zu schicken. Sie erfuhr auch, wie hoch man dort ihren Wein bezahlen wollte, und ihr schien, daß sie gar keinen Eidam brauche.

Gerade in jenen Tagen kam aber der Ritter heim, und der Burgvogt Justin ging zu ihm und ließ ihn wissen, was sich zugetragen hatte. Der Abt konnte es sich denken, daß auch über ihn berichtet wurde; er wollte sich davonmachen, sprengte aus, daß er krank geworden und in einem Bade Heilung suchen müsse, und begab sich mit kleinem Gefolge auf den Weg. Dabei mußte er unter des Ritters Burg entlangreiten, und der hielt den Erschrockenen an. „Was treibt Euch aus Eurem breiten Sessel, vielleicht kann auch ich Euch helfen?"

„Freundlich ist Euer Angebot", antwortete der Abt und hoffte, den Ritter für sich einnehmen zu können, „ich habe sechshundert Dukaten bei mir, die ich für eine Kur brauche. Besitzt Ihr ein besseres Geheimnis, wie sich Leber und Galle reinigen lassen, so sollt Ihr sie haben!"

„Durch eine zarte Herzliebe zu einer Jungfer", lachte der Ritter, „lassen sich alle Krankheiten beheben!"

„Die Herzliebe verbietet mir mein Amt", klagte der Abt. „Gut, daß ich einen Batzen zurückgelegt habe, ein Bad aufzusuchen!"

„Hört, Hochwürden", sagte der Ritter von Bacharach, „ich habe wirklich ein geheimes Mittel meiner Mutter. Wie wär's, Ihr folgtet mir auf die Burg und gäbt mir, wenn es geholfen hat, die

sechshundert Dukaten?"

„Vortrefflich", antwortete der Abt zitternd und sah, daß die Knechte schon im Unterholz warteten. Und er folgte dem Bacharacher und meinte,

daß der Ritter wegen der schönen Sabine nichts wider ihn haben würde. Aber als er mit den Seinen oben auf der Burg einritt und tat, als müsse er das Mittel erfahren, das ihm Leber und Galle heilen sollte, trat der Hausherr zu ihm und flüsterte ihm zu: „Das beste Mittel ist magere Kost! Damit wollen wir beginnen."

Und er sperrte den Abt in seinen Rittersaal und stellte nicht Wein noch Bier auf den Tisch, sondern nur einen Wasserkrug. Den Begleitern aber ließ der Bacharacher gut einschenken, das grämte den Gefangenen am meisten. Sogar des Burgvogts Stimme und die der kleinen Sabine hatte er deutlich in den Ohren.

Am anderen Morgen, nach einer hungrigen Nacht, stellte sich der Abt ans Fenster und rief ins Tal: „Man bringe mir Speisen!"

Da fragte jemand durch das Türschloß: „Befehlt Ihr mageres Rindfleisch?" Aber der Gefangene antwortete nicht.

Nach einer Stunde schrie er wieder: „Man bringe mir Speisen!"

Noch einmal fragte man durch das Türschloß: „Befehlt Ihr Rotwurst und Dünnbier? Wir haben just nichts anderes mehr!"

Der Entrüstete schwieg darauf. Aber als sein Hunger immer größer wurde, brüllte er zum dritten Male: „Her mit Rindfleisch und Wurst!"

„Ach", kam die Stimme des Burgvogts, „nun haben wir nur noch einen Wasserbrei bis zum Abend. Gefällt er Euch?"

„Her damit!" flehte der Abt. Da öffnete sich die Tür, und der Ritter trat ein und hinter ihm Justin und Sabine, die dem Gefangenen den Teller mit Brei brachten.

„Ich hab Euch gut geraten, Ihr werdet bald gesund sein", tröstete der Schloßherr. „Ist es Euch übrigens recht, wenn wir die sechshundert Dukaten teilen, um gemeinsam meines Vogtes und Sabines Hochzeit zu rüsten? Laßt uns dazu alle an einem Tisch sitzen!"

Da begriff der Abt, daß es am besten war, über eine böse Lehre zu lachen, und umarmte den Ritter. „Wie ich Euch danke", seufzte er,

„daß Ihr mich so klug beraten habt! Ich werde dem Kaiser darüber berichten!"

„Wollt Ihr dem Kaiser berichten, werde ich dem ehrwürdigen Bischof Bescheid geben, ganz wie Ihr wollt!"

„Es kostet einen teuren Boten", zögerte der Abt. „Tun wir vorerst unser Bestes, schweigen wir beide und rüsten des Burgvogts Hochzeit mit der schönen Braut!"

Und man erzählt zu Bacharach, daß der Abt wohl geheilt und auf lange ein guter Nachbar aller weltlichen Mächte geworden sei.

Wie die Burg Gutenfels bei Kaub zu ihrem Namen kam

Vor alter Zeit wohnte auf der Feste Kaub am Rhein ein Graf Falkenstein mit seiner Schwester Guta. Sie schien hochfahrend, denn keiner der vielen Ritter, die um sie warben, gefiel ihr.

Schließlich lernte sie zu Köln bei einem Turnier einen unbekannten Engländer kennen, dessen Name allen verborgen blieb. Er war Gast des Erzbischofs von Köln, der sich mit seinem Wort verbürgt hatte, daß der Fremde aus sehr angesehener Sippe und turnierfähig sei. Der Ritter hatte auch bald viele Gegner aus dem Sattel geworfen. Aber mehr noch wurde er geehrt, weil er die Lieder der Minnesänger gelesen und gehört hatte, was ihm zu Köln wie zu Utrecht am Niederrhein viel Ansehen erbrachte.

Als Guta nun mit ihrem Bruder vom Turnier nach Kaub heimkehrte, sprach sie immer wieder von jenem ritterlichen Fremden, und der Graf spürte wohl, daß die Schwester ihn liebte. Sie stickte auch sein Wappen, einen goldenen Löwen in blauem Schild, und wenn ihr Bruder sie daran erinnerte, wie der Engländer vom Roß gesprungen und ihren Handschuh aufgehoben oder wie er gebeten hatte, ihn beim Kampf auf der Brust tragen zu dürfen, errötete sie, denn der Handschuh war in jener Zeit das erste Bekenntnis freudiger Minne.

Nach einigen Tagen kam der unbekannte Ritter mit großem Gefolge und pochte an das Tor der Burg. Als ihn der Falkensteiner in aller Pracht empfing, trat er am Abend vor ihn: „Ich habe niemanden, der für mich wirbt, aber es wird bald anders sein. Gebt mir das

Versprechen, daß Eure schöne Schwester drei Monate auf mich wartet. Und nehmt für die Zeit bis dahin meinen Schild zum Pfand!"

Noch immer wußte man auf Kaub nicht, wer der Fremde war. Allerdings ging ein Gerücht, daß die Erzbischöfe von Mainz und Köln, müde der inneren Zwiste deutscher Fürsten, den Bruder des Königs von England, Richard Cornwallis, aufgefordert hätten, er möge sich um das Königtum am Rhein bewerben. Für Guta blieb der Gast ein unbekannter Ritter. —

Während der langen Wartezeit geschah freilich vielerlei, was sich die Menschen nicht erklären konnten.

Cornwallis war in jungen Jahren einmal einer Meerminne erlegen, die ihm immer wieder folgte und eifersüchtig alle Frauen von ihm fernhielt.

Jene Nixe der Themse war mißtrauisch, als der Ritter lange am Rhein blieb, von dessen schönen Mädchen sie gehört hatte. Heimlich schwamm sie zur anderen Küste hinüber und den Strom hinauf.

Und sie erkannte Herrn Richard voller Eifersucht, als er unter der Burg Kaub sich mit Guta am Ufer erging.

Die Frau Eye, so hieß die aus der Themse, blieb im Rhein und machte ihren Beutel mit bösen Träumen auf. Und weil die Nixen über Tag auf den Gast achteten, gab sie in den Nächten der Braut Herrn Richards neunzig arge Träume ein — mehr wagte sie nicht, denn nach drei Monaten hatte der König zu kommen versprochen.

Die Zauberin hatte nichts als Leid gesandt. Die arme Guta hat sich in jeder Nacht und jedesmal schlimmer um den Ritter mit dem Löwenschild sorgen müssen, so daß sie immer blasser und müder wurde. Sie glaubte, bald sterben zu sollen, und hatte nur den einen Wunsch, ihrem Liebsten noch einmal zu begegnen.

Als Richard von Cornwallis nun nach Ablauf der drei Monate an das Tor von Kaub klopfte, in den Saal trat und vor dem Burgherrn seine Werbung wiederholte, die er schon einmal vorgebracht hatte, da sah Guta in den Spiegel und ließ den Kopf sinken. Und ihr Bruder, der sie aufgesucht hatte, mußte dem Werber die Antwort geben, daß seine Schwester lieber in den Rhein gehen wolle, als nach neunzig schlaflosen Nächten vor ihn zu treten.

Herr Richard erschrak sehr. Er dachte sich wohl, wer es ihr

angetan hatte, und bat den Grafen Philipp, seiner Braut seinen Handschuh zu überreichen.

Guta mußte weinen, als sie ihn sah, und versteckte ihn unter ihrem Kissen. Aber sie blieb dabei, immer wieder in ihren Spiegel zu schauen.

Dann aber geschah etwas Ungewöhnliches. In der Nacht kam die Nixe aus der Themse, obwohl die neunzig schlimmen Träume vorüber waren, und wollte eifersüchtig der Braut das Zeichen von Richards Liebe stehlen. Sie hatte gespürt, daß der Ritter an der Schönen hing, solange die das Bekenntnis seiner Neigung besaß.

Die Nixe Eye versuchte deshalb, Guta wie in den anderen Nächten als Schatten zu nahen und den Handschuh unter ihrem Kissen fortzuziehen. Aber sie hatte nicht mit der Kraft gerechnet, die das Zeichen des Bündnisses aussandte. Die Macht der neunzig Nächte war verlorengegangen, die Braut fürchtete sich nicht mehr und ließ die Unholdin nicht nahe kommen. Ja, als der Morgen dämmerte, hatten sich ihre Wangen gefüllt, und die Augen leuchteten wieder. Und als Herr Richard noch einmal um Antwort bat, kleidete sie sich an und trat ihm selbst entgegen. Die beiden umarmten einander, und die Vermählung wurde mit königlicher Pracht gefeiert.

Aber das Unheil, das Richard verfolgte, wich nur für eine Weile. Bald danach fiel der König, von einem Pfeil getroffen, als er in London seinem Bruder gegen Aufrührer beistand. Die arme Guta hatte nur kurze Frist für ihr Glück. — Die Burg Kaub wurde nach ihr der „Gutenfels" genannt in Erinnerung an das Schicksal des tapferen Herrn Richard, dessen Herz groß war, und an die edle Guta am Rhein, die neunzig Nächte der Not überwand.

Die sieben Schwestern

Von sieben Fräulein ist oft die Rede, die im Schloß Schönberg am Rhein gelebt haben. Das Schloß ist heute nur noch eine Ruine, weil die betrogenen Liebhaber es im Zorn zerstört haben. Die sieben Gräfinnen, die einst dort wohnten, müssen jedoch so liebreizend gewesen sein, daß immer wieder die Werber am Rhein die Ufer auf und ab ritten und ihre Augen zu den Mauern aufhoben, auf denen

sich die Jungfern sehen ließen. — Es waren aber in Wirklichkeit keine sieben Schwestern vom Menschenvolk, sondern Töchter der Frau Ley, denen die Mutter erlaubt hatte, über dem Wasser zu leben. Dafür hatten sie geschworen, keinem Irdischen zu gehören.

Die Wasserfrauen sahen so edel aus, daß von den Rittern niemand fragte, wer Vater und Mutter gewesen waren. An jedem Tag kamen an die zwanzig Herren von den benachbarten Burgen, ließen sich zu Gast laden, lauschten in Andacht den Liedern der fahrenden Sänger und kosteten von dem, was die sieben Schwestern an Weinen reichten. Aber das beste waren doch die Schönen selbst; alle Gäste waren vor ihnen wie in Träume verloren. Dabei hatten sie wirklich, wie sie ihrer Mutter versprochen hatten, keinen erhört; ein jeder Werber freute sich nur, wie der Nächste geneckt und schon bald aus seiner Hoffnung in das Verzagen geschickt wurde.

Endlich ermannten sich die Ritter. Sie schlossen abends beim Wein den sieben Jungfrauen zum Kummer einen Bund und wollten sie zwingen, sich zu entscheiden. Sie wollten aber auch nicht erlauben, daß noch ein einziger Bewerber hinzustieße, und meinten, ieden weiteren mit dem Schwert abwehren zu dürfen. Aus dem Kreis, wie sie jetzt beisammen säßen, so einigten sie sich, müßten die sieben Bräute wählen, sonst würde man ihre Burg verbrennen.

Und sie sandten einen Boten mit einem Brief an die Schwestern, der sah aus wie ein Fehdebrief und enthielt den Beschluß der Ritter.

Da erschraken die sieben Schönen und schickten Antwort zur Burg des Ritters Walter, der wohl als der Verständigste der zwanzig Werber galt. Eine Zofe überbrachte zierlich das Schreiben. „Ihr Herren", stand darin, „die sieben Gräfinnen von Schönberg sind zur Wahl bereit. Sie werden aber das Los entscheiden lassen, wollet euch alle zwanzig morgen früh auf dem Schloß einfinden." Die Ritter waren einverstanden, ihnen schienen die sieben Schönen gleich, wenn sie nur nicht länger zu warten brauchten.

Wirklich ritten in der nächsten Frühe zwanzig Herren auf das Schloß. — Die Schwestern ließen sich nicht blicken, nur die Zofe kam wieder und trug auf einem silbernen Teller Lose aus feinstem Pergament. Sie waren wohlgefaltet und sieben von ihnen enthielten, wie es hieß, die Namen der Auserkorenen. Erwartungsvoll nahm sich

jeder ein Los, und siehe da, ein Zauber bewirkte, daß die häßlichsten Männer die Schwestern gewannen, Gleich verlangten sie, zu den Bräuten geführt zu werden.

„Bemüht euch in den Gartensaal", knickste die Zofe.

Aber nur sieben borstige Bilder der Schwestern, wie Hexen mit Strupp und Besen umkleidet, warteten auf die Ritter. Als sie sich noch verstört anstarrten, scholl ein Lachen vom Rhein; die Bräute waren geflohen und ließen sich auf einem Schiff stromab treiben. Niemand führte Ruder oder Segel, es war vielmehr deutlich zu erkennen, daß die Schwestern Rheintöchter waren und die Ritter zum Narren gehalten hatten.

Herr Walter ritt von der Burg an den Strand, aber der Nachen mit den sieben Schwestern war rascher als sein Roß.

Da rief er in den Strom: „Mutter des Rheins, die du die rechte Liebe lehrst! Sieh, was deine Töchter uns antaten! Strafe sie und räche die Herzen der Ritter an denen, die sie zu Narren machten!"

Als er so gesprochen hatte, verdunkelte sich der Himmel und die schöne Frau Ley hob sich aus dem Wasser. Sie sah die sieben Töchter in ihrem Boot und hörte mitleidig die Bitte des Ritters Walter. „Seid eurer falschen Herzen wert, bis ich euch zurückrufe", sagte die Rheinkönigin sodann zu den sieben. Und sie verwünschte die Töchter zu grauen Steinen; das Boot sank in die Tiefe des Stroms und ruht als siebenfacher Fels noch heute auf seinem Grund.

Die Lureley

Eine andere Tochter des Rheinkönigs und seiner schönen Frau war die Lureley, so genannt, weil sie, und oft auch manche Schwester mit ihr, auf einem der wilden Felsen am Strom auf die vorüberfahrenden Schiffer lauerte und ihnen wunderschöne Weisen sang. Wieviele Männer haben auf die Lieder gehorcht und der Stromschnellen nicht geachtet, so daß sie in die Riffe trieben und scheitern mußten.

Aber die Lureley war nicht nur eine Nixe, die Kummer brachte. Oft auch half sie den Menschen. Am Fuß ihres Felsens wohnte lange ein Fischer, ein wackerer Mann, der sehr arm war und mit Mühe die

Seinen erhielt. Ihm ist die Rheinjungfrau vielmals erschienen und hat ihm gezeigt: „Fische hier oder fahre dorthin und wirf dein Netz aus!" Und immer hatte er einen reichen Fang. Zuweilen ist jene Lureley auch in die Hütte des Armen gekommen und hat gefragt, ob und wie sie helfen könne. Aber nie

konnte die Fröhliche es unterlassen, Vorüberfahrenden, waren nur gute Sänger unter ihnen, die Antwort auf Lieder und schelmische Fragen über das Wasser zurückzugeben, oder die Entzückten nahe zu locken.

Einmal haben einige Männer sie zu fangen versucht, das ist ihnen nicht wohlbekommen. Ein Pfalzgraf Albrecht hielt mit seinem Sohn zuweilen in der Nachbarschaft ein Lager zum Jagen und Fischen. In allen Nächten erschien dem jungen Burschen, Konrad war sein Name, die schöne Lureley im Traum, mit den Rosen einer Morgenwolke geschmückt oder am Fels wartend und singend.

In einer Frühe gab er vor, zum Fischen zu fahren, und folgte dem Traum, der ihn geweckt hatte. Mit zwei Ruderern warf er Netze aus, da riefen ihm die beiden zu: „Herr, seht die schöne Zauberin! Sie winkt uns!" Zugleich hörte man ihre singende Stimme, die so herrlich klang, wie sie noch an keinem Hof erschollen war; denn die Wasserfrauen vermögen mehr als Sänger, die vor ihren Fürsten stehen.

Die Ruderer aber waren wie von Sinnen. „Edler Herr, nie sah man eine wie diese so schön! Welch langes, goldenes Haar, welch Angesicht, lieblicher als irgendeines der Menschen! Sie soll jedoch gefährlich sein, laßt uns umkehren, fahrt ihr nicht näher!"

Aber wie ein Sturm den Wolken befiehlt, so drängten den jungen Rheingrafen Qual und Liebe. „Lenkt den Kahn zum Fuß des Felsens", verlangte er. „Welch ein Lied, habt ihr keine Ohren? Welch ein Zauber, schlagen eure Herzen nicht mehr? Wie könnte solche Anmut ungut sein?"

Die Ruderer mußten dem Befehl des Grafen folgen. Sie wußten, daß Ritter und Städter hofften, dieser würde einst der Edelste auf dem Thron am Rhein. Aber heftiger als vorher verlangte ihr eigenes Herz — verlangte der junge Fürst nach der Fremden, und als die Jungfrau ihm winkte, vermochte er seine Ungeduld nicht zu zähmen,

sondern versuchte, vom Kahn ans Ufer zu springen.

Er erreichte den Fels nicht, und die Wellen des Rheins waren tief und reißend. In die grüne Flut stürzte er, nie hat man ihn wieder gesehen.

Die Ruderer suchten lange nach dem Ertrunkenen, dann kehrten sie um und meldeten dem Vater, was geschehen war.

Bei dem alten Rheingrafen war der Grimm nicht geringer als der Schmerz. Gleich bot er seine besten Männer auf und befahl: „Faßt die Unholdin und bringt sie vor mich, lebendig oder tot!"

„Herr", verlangte sein Hauptmann, „erlaubt uns, rasch Gericht zu vollziehen und die Lureley in die Fluten zu stürzen!" Dann besetzte er über Nacht alle Zuwege zum Felsen am Rhein und begann ihn beim ersten Morgenstrahl mit den Seinen zu ersteigen. Dicht unter dem Gipfel wurde er der Lureley gewahr. Ihre Locken wehten, sie trug eine Bernsteinkette in den weißen Händen, sang der Frühe leise entgegen und erschrak, als sie die Verfolger sah. „Wen sucht ihr", fragte sie, „hier könnt ihr nicht zum Strom absteigen!"

„Niemand als dich suchen wir!" schrie der Hauptmann. „Jetzt flüchte in den Rhein, Hexe, oder laß dich verbrennen!"

„Flüchten?" Die schöne Lureley wiegte den Kopf. „Wohlan, das Wasser hole mich!" Und sie warf ihre Bernsteinschnur im weiten Bogen in den Strom und sang:

„Die weißen Rosse schicke mir, O Vater, deinem Kind, Auf daß ich reite fort von hier Mit Wogen und mit Wind!"

Da brauste ein gewaltiger Sturmwind näher; die Brandung unter dem Felsen schäumte empor, und zwei Wogen, wie zwei gesattelte weiße Rosse gestaltet, stiegen auf, höher und höher. Die Nixe sprang einem auf den Rücken und wurde vom nächsten Windstoß schon in die Rheintiefe getragen. Dann legte sich der Sturm, der Himmel glänzte wieder blau, und der Sonnenschein leuchtete über die Fluren.

Die Reisigen gaben die Verfolgung auf. Sie wußten nunmehr, daß die Jungfrau zu den Wasserfrauen gehört hatte, die den Guten oft hilfreich, den Tückischen oft feindlich sind und in der Tiefe oder auch in Grotten der Rheinberge wohnen. Zuweilen nahen die Menschen sich ihnen, weil ihre Stimme schöner als alles Irdische ist. Aber selten gewinnen die Herzen, allzuoft kommen Schiffer vom

Rhein an ihrer Liebe um.

Der Fels hieß nach dem Tod des jungen Grafen Konrad der „Lureleyfels"; eine lange Weile ließ sich die Jungfrau nicht mehr sehen. Nach hundert Jahren hatte sie vergessen, daß die Menschen ihr feindlich waren. Mitunter erblicken Sonntagskinder sie heute wieder auf einer der Klippen des Stroms, oder ein Schiffer hört die Lieder oder den Widerhall, der vom Gipfel des Felsens kommt.

Kaiser Karls Freiwein bei Sankt Goar

Es heißt, daß die Schönheit der Jungfrauen am Lureleyfelsen und auf anderen Bergen vom Teufel genutzt wurde, um heilige Männer, die den Rhein hinaufzogen, in Verwirrung zu bringen. Aber außer vielen mündlichen Erzählungen ist kein schriftlicher Bericht vorhanden, daß ihm der Streich gelungen wäre. Man weiß nur, daß der heilige Goar lange am Rhein in der Nähe des Lureleyfelsens gewohnt und daß die Schöne den Ehrwürdigen in keine Anfechtung hat fallen lassen. Dagegen soll er mit Hilfe des Wasservolks vielmals die Nachen, die im Binger Loch scheiterten und die tief im Rhein weitertrieben, aufgehoben und ihre Schiffer dem Leben wiedergegeben haben.

Es wäre anders auch nicht erklärlich, wie zu den Zeiten des Heiligen und seines Schutzherrn, des fränkischen Königs Sigbert, die Rheinschiffahrt so eifrig betrieben wurde.

Von Kaiser Karl wird dagegen erzählt, daß er von den Erinnerungen an den heiligen Goar wenig hielt. Weil er ihn nicht beachtete, wurde er eines Tages auf der Straße von einem schwarzen Nebel überfallen, so daß er rasten mußte, bis ein Sturm, der durch das Rheintal pfiff, ihm aus seiner Not half.

Sicher ist auch, daß der große Kaiser sich später durch Stiftungen von einer Schuld hat befreien müssen. Er hat dem Kloster, das um des Heiligen Grab errichtet war, mehrere Weinberge geschenkt und ihm nur auferlegt, für jährlich zwanzig Mark fränkischer Währung allen Durstigen, die zum ersten Male nach Sankt Goar kamen, einen Becher zu reichen. — Das ging so zu: Der Wanderer mußte einen Paten wählen, der ihm bezeugte, daß es sein erster Weg am Rhein

sei.

Dann mußte er sich ein buntes Band um den Hals knüpfen lassen, wobei er befragt wurde: „Wollt Ihr mit Wasser oder wollt Ihr mit Wein aus Kaisers Faß getaufet sein?"

Entschied er sich für den Wein, durfte er auf Kaiser Karls Wohl einen Humpen trinken, mußte aber einen Beitrag für die Armen der Kirche zahlen und anhören, wie man ihm dafür das Fischereirecht auf dem Lureleyfelsen und die Jagd auf den Klippen im Rhein verlieh.

Andere aber meinen, daß der Brauch nur beim Karneval gegolten habe und daß Kaiser Karl sehr sparsam gewesen und Wein nur für sich selbst bezahlt habe.

Die Brüder

Überm Rhein, oberhalb von Boppard, liegen zwei Schlösser, Sternberg und Liebenstein, die Brüder genannt.

Auf Liebenstein wohnte vor langer Zeit ein Getreuer des Staufenkaisers mit seinen beiden Söhnen, Heinrich und Konrad, und einer angenommenen Waise, der Tochter eines Freundes. Der ältere der Brüder war still und in sich zufrieden, der jüngere rastlos und ungezähmt. Angela, so hieß die Waise auf Liebenstein, wählte, als sie sich entscheiden sollte, den Wildfang als Bräutigam.

Nach einer Weile zog ein eifernder Mönch, der die Welt zum Kreuzzug aufrief, der Priester Bernhard von Clairvaux, am Rhein entlang und predigte den Deutschen, sie sollten das Kreuz nehmen, um das Heilige Grab zurückzugewinnen. Der Jüngere, Konrad, hörte ihn an, er verließ Braut und Burg und folgte dem Ruf in die Feme der Abenteuer.

Der ältere Bruder blieb zurück, und in ihm und in der Einsamen begann eine heimliche Liebe zu keimen. Der Vater sah es wohl. Da baute er eine zweite Burg, den Sternberg. Kurze Zeit danach wurde er sehr krank und konnte sein Lager nicht mehr verlassen.

Es dauerte lange, bis der Jüngere, Konrad, zurückkehrte. Sein Knecht ritt ihm viele Tage voran und kündigte überall an, daß sein Herr nicht allein komme, sondern mit ihm sein Weib, das er in

Griechenland geheiratet habe. Angela und Heinrich erfuhren davon, aber keiner von ihnen beiden sprach zum anderen von dem, was ihnen auf dem Herzen lag. Es geschah nichts weiter, als daß der Heimgekehrte eines Tages mit Pfeifen und Trompeten und seinem jungen Weib den neuerbauten Sternberg bezog.

Am Abend danach, als er den Vater und die alte Burg besuchen wollte, trat ihm sein Bruder entgegen, verwehrte ihm den Zugang und zog für die schmählich Verlassene das Schwert. Und die beiden kämpften miteinander, bis die Dämmerung anbrach.

Um die Morgenstunde drang mit dem Wind vom Rhein der Waffenlärm bis zur Kammer Angelas. Sie sprang auf, kleidete sich an, lief zu den Kämpfenden und versuchte sie anzuhalten. Aber die Brüder hörten nicht auf sie. Da eilte sie zum Rhein, um Freunde zu holen, fand niemanden und betete und betrat die Wogen, um am anderen Ufer Hilfe zu erbitten. Und es geschah das Wunder, daß ihr Schritt nicht versank und daß es ihr glückte, trockenen Fußes den halben Strom zu überqueren.

In der Mitte des Wassers aber fiel das Verzagen über Angela, langsam begann sie zu sinken.

Der Rheinkönig hatte gesehen, daß ein Mensch über die Flut lief. Und er hob sie, die in Furcht geraten war, auf und fragte, wie sie dazu komme, über seine Wogen zu schreiten. Da erzählte sie dem Unbekannten von ihrer Not und flehte ihn an, ihr beizustehen..

So geschah es: Während die Brüder noch die Schwerter schwangen, erhob sich vom Rhein ein Fremder, kam näher und trennte die Zornigen mit einer gewaltigeren Kraft, als sie besaßen, und zerdrückte ihrer beider rechte Hand zum Zeichen, daß ein Bruderkampf nicht ohne Strafe bleiben dürfe.

Aber den Haß aus jener langen Nacht hat auch der Tod nicht verjagt. Im Tal zwischen den Burgen ist noch heute oftmals Schwertklang zu hören. Und immer wartet man auch auf den schweren Schritt eines Unbekannten vom Rhein her, der die Streiter trennt; es heißt, in vielen Nächten müsse der Rheinkönig helfen oder einen der Seinen aus der Tiefe schicken, nur um den Haß zu vertreiben.

Der letzte Tempelritter auf Lahneck

Der König von Frankreich, Philipp der Schöne, hatte sich einst gegen den mächtigen Templerorden gewandt. Er hatte die Meister des Ordens gefangengesetzt und alles Gut in Frankreich einziehen lassen. Ein Teil der Templer war nach Deutschland geflohen, sie hatten bei ihren deutschen Brüdern Aufnahme gefunden und mit ihnen zusammen die Burg Lahneck befestigt.

Der Erzbischof von Mainz war nicht zufrieden, daß sie, die als Ketzer galten, sich am Rhein einnisteten, und griff sie mit all seinen Knechten an. Den ganzen Herbst über lag er vor der Burg. Sie wurde jedoch von den zwölf letzten Rittern mit den Ihrigen tapfer verteidigt, und es gelang ihm nicht, sie zu überwinden.

„Ich weiß, ihr seid Zauberer", ließ der Erzbischof sie wissen, „aber Gott wird Seine Wasser senden, die Burg zu überströmen!"

„Solange nicht der Rhein vom Himmel her über uns strömt, werdet Ihr die Burg nicht gewinnen", war die Antwort.

Es gelang dem Erzbischof bei aller Tapferkeit der Seinen nicht, die Lahneck zu nehmen. Auch als die Mainzer schließlich durch das Tor in den Burghof eindrangen, blieb ein Ritter übrig, der stärker als alle schien, und hieb so grimmig um sich, daß niemand ihm näher kam. Sie fielen ihn von allen Seiten an, aber er verteidigte allein die ganze Burg.

„Wo ist nun euer Rhein?" schrie der Ritter. „Laßt ihn vom Himmel strömen, oder Gott ist für mich!"

„Hütet Eure Worte", mahnte der Hauptmann des Erzbischofs. „Ihr seid sehr allein!"

Aber es schien, als sollte der Maßlose mit seinem Trotz recht behalten. Gerade als die Mainzer Knechte sich zum neuen Angriff sammelten, kam ein Bote und schwang ein Pergament. „Der Kaiser, der mehr ist als der Erzbischof, bietet den Templern Gnade und befiehlt, das Blutvergießen zu enden. Ergebt Euch, Namenloser!"

Der Unbekannte blickte um sich, und er sah, daß er von den zwölf ritterlichen Brüdern der Letzte war. „Ich brauche nicht Kaiser, nicht Bischof, um zu sterben!" Und er trat vor und hob sein Schwert.

Da kam der Domkapitular des Erzbischofs. „Mein Herr spricht Euch frei von allem, dessen Ihr verwiesen wurdet. Legt das Schwert

nieder und nehmt Gnade an!"

Der. Einsame ließ den Blick kreisen. Seine Ordensbrüder lagen alle in ihrem Blut, das Leben konnte ihm keine Lust mehr bringen. „So nicht Gott von mir Frieden will, Euch wird's nicht gelingen!"

„Nimm Gnade an!" drohte man noch einmal.

„Gnade gibt es nur bei Gott, nicht bei Menschen", antwortete der Ritter.

Kaum hatte er das gesagt, da begann ein dichter Nebel vom Himmel niederzusinken, der die Kämpfenden blind machte; er war stärker als der Menschen Arme und Augen. Als die Mainzer zum letzten Male den Unbeugsamen angriffen, sah er den Feind nicht mehr und fiel.

Es heißt, daß neben dem Boten des Kaisers und dem Boten der Kirche sich noch ein Himmlischer über ihn gebeugt habe, dem habe es auf der Stirn gestanden, wie leid es ihm um den Ritter gewesen. Aber er nannte seinen Namen nicht, wie man auch niemals den des letzten Templers, der in seinem Trotz nichts als Gottes Gnade wollte, erfahren hat.

Königsstuhl von Rhense

Auf dem Königsstuhl von Rhense wurde einst die Wahl der deutschen Kaiser vorgenommen. Es gab unter den Gewählten aber auch solche, die der hohen Ehre unwürdig waren; zu ihnen gehörte Wenzel der Faule.

Man erzählt, an einem Tag habe er soviel vom roten Aßmannshäuser getrunken, daß ihm alle Beratungen mit den Fürsten des Reiches verdrießlich wurden. Er habe lieber eine Rede auf die Weine am Rhein gehalten, als auf die Grenzen des Reiches achtzugeben. Da habe ihm Ruprecht von der Pfalz vier Fuder Wein für all seine Würden geboten, und Wenzel der Faule habe eingeschlagen.

Niemand weiß jedoch, ob der Wein ihm aus dem Elend geholfen hat, und sein Nachruhm ist gering außer bei den Zechern am Rhein.

Vom Königshof in Koblenz

Voll alter Geschichten ist die Stadt Koblenz, und wer lange von ihrem Ufer in den strömenden Rhein schaut, hört noch immer mehr, er muß nur die Ohren und Augen vor allem Gegenwärtigen schließen. Denn wenn auch die Wichtelleute in den alten Häusern und die Wasserfrauen im Rhein sich nur noch selten jemandem kundgeben, sie sind doch nahe und hecken lachend miteinander aus, wie sie uns Menschen zum Narren halten, und spielen um uns, ohne daß wir es wissen, und sind Gottes Geschöpfe, obwohl ärmer als wir und ohne Seele.

Sie leben ja dafür nach anderen Zeiten und Gesetzen als unsereins.

In Koblenz ist es geschehen, daß vor Jahrhunderten einmal eine Hochzeit im alten Königshof stattfand, bei der die Braut ein sonderbares Erlebnis hatte.

Ihr Bräutigam hatte auf das Zutrinken schlimmer Freunde an seinem Hochzeitstag des Guten zuviel getan und war abseits vom Fest eingeschlafen. Die Braut aber mußte mitten im alten Königssaal von Koblenz allein in das hohe Himmelbett gehen, in dem sie zu zweit hatten unterkommen sollen.

Als sie nun bitterlich weinte und doch unter der Bettdecke, unter der sie sich verkrochen hatte, einmal Ausschau hielt, merkte sie, daß alle Lichter im Saal angegangen waren und daß eine zarte und süße Musik näher kam. Da zog sie den Vorhang weiter zurück, blickte hinaus und sah, daß aus der Tiefe des Flurs über eine silberne Treppe kleine Wesen, den Menschen ähnlich, immer zu zweit aufstiegen und in den Saal traten. Und sie sah, daß ein König der Wichtelleute eine schöne Frau an der Hand führte, groß wie ein halberwachsenes Mädchen, und mit ihr einem Reigen voranschritt, der erst an der Stuhlreihe die Wände entlang und dann immer näher und näher zum Brautbett strebte.

Auf einmal wurde die Neugierige erkannt und von zehn kleinen Wichten gepackt. „Wie kommst du in des Königs Hochzeitsbett, wie wagtest du dich in den Saal?" wurde sie gefragt.

„Ich sollte doch selbst Hochzeit feiern!" weinte die arme Braut und erzählte, was ihr zugestoßen war.

„Sie wird von uns nichts gewußt haben", sagte der König

mitleidig und winkte den zehn Dienern zu, die Gefangene freizugeben. „Aber laß dich nicht wieder sehen", drohte er. „Wer noch einmal in meinem Saal

feiert, wird sein Leben verlieren!" Dann erloschen die Kerzen, und die Wichte zogen singend weiter. Die arme Braut hat bis zum Morgen nicht eine Stunde geschlafen und gleich allen erzählt, was sie erlebt hatte.

Man hat von da an den alten Königssaal nur noch am hellen Mittag für Gäste geöffnet.

Nach hundert Jahren aber, so will man in Koblenz wissen, als die Drohung der Unterirdischen schon fast vergessen war, ist noch einmal etwas Ähnliches vorgefallen. Wieder sollte eine Hochzeit in dem alten Schloß gefeiert werden. Diesmal wurde, weil alle Zimmer voller Gäste waren, am Polterabend der *Bräutigam* im Königssaal untergebracht.

Er erzählt, es sei, ähnlich wie es der Braut vor hundert Jahren zustieß, um sein Leben gegangen. Um Mitternacht sei der Zug der Wichtelmänner aus der Tiefe gestiegen, man habe ihn entdeckt, und die hohen Herren der Zwerge hätten seinen Tod gefordert. Aber weil's gerade vor seinem Hochzeitstag war, hat ihm der Wichtelkönig noch einmal verziehen, und er hat den Morgen erlebt.

Der Bräutigam soll jedoch eine lange Weile krank gewesen sein und hat, als er wieder laufen konnte, den hohen Rat der Stadt vorm Königsschloß gewarnt. Beim dritten Male, so hätte der Herr der Unterirdischen geschworen, würde ein Mensch, der eine Nacht in seinem Königssaal verbrächte, nicht mehr den Morgen erleben.

Das hat sich freilich als unrichtig erwiesen. Man sagt, die Unterirdischen seien in der Zwischenzeit gleich den Kölnischen aufgebrochen und hätten neue Wohnungen rheinab genommen.

Breithuts Knecht

Die Zwerge halten es im allgemeinen gut mit den Menschen, aber untereinander helfen sie sich besser und treten ohne Besinnen füreinander ein. Die Nöcke und Nixen aus dem Wasser sind gerechter, und jener Breithut, der mit seinem Knecht oft an den

Rheinufern wandert, hält es sogar meistens mit uns.

Vom Knecht des Breithut erzählt man sich allerhand lustige Geschichten. So konnte er zum Beispiel nie rechtzeitig aufstehen, und sein Herr hätte es ihm gern beigebracht, ohne ihm mit eigener Hand etwas anzutun. „Wir wollen jemandem beim Dreschen helfen", sagte er schließlich, und die beiden verdangen sich. Aber der Knecht war sehr müde und verschlief die Zeit. Da kam der Bauer mit einem Prügel und drosch auf den los, der im ersten Wandbett lag. „Wollt ihr wohl aufstehen", brüllte er, „soll ich alles allein machen?" Ulrich, so hieß der Knecht, wurde wütend, aber weil Breithut sagte, ihm sei recht geschehen, mußte er die Strafe hinnehmen.

In der zweiten Nacht legte sich Ulrich in das hintere Wandbett. Er hoffte, wenn sein Herr und er wieder zu spät aufwachten, würde der andere, der vorn schlief, die Prügel beziehen.

Aber diesmal hielt es der Bauer gerade umgekehrt und ließ den im zweiten Bett seine Fäuste fühlen. „Hab ich gestern dem einen, werd ich heute dem anderen das rechtzeitige Aufstehen beibringen!" schrie er dazu.

„Man muß aus allem lernen", tröstete sich der Mißhandelte, und sein Herr lachte und vergalt es dem Bauern nicht. —

Auch seinen Hunger konnte Ulrich nicht immer bezähmen. Einmal hatte Breithut, als sie den Rhein hinabwanderten, den Knecht ausgeschickt, ein Paar Würste zum Braten zu kaufen. Gern tat der, was ihm aufgegeben war. Aber er erstand drei Würste für das Geld, wo sie doch nur zwei nötig hatten. Die dritte versteckte er unter seiner Mütze, um sie bei guter Gelegenheit heimlich selbst zu verzehren.

Als Breithut nun die beiden Würste entgegengenommen hatte, legte er sie auf einen Stein, sprach ein Zauberwort darüber, und gleich fingen die Würste zu brutzeln an. Aber auch die dritte, die der Knecht unter der Mütze trug, begann zu braten, als läge sie mitten in einem Feuerrost. Da jammerte der Arme auf, riß sich die Mütze vom Kopf und schleuderte wütend die verkohlte Wurst auf den Boden.

Sein Herr sagte kein Wort und tat, als habe er nichts gesehen.

Die Gelehrten erfahren ein Geheimnis des Wassermanns

Bei Andernach liegt ein großer See. Früher hat er zum Rhein gehört, und auch heute sind die, die in ihm hausen, wohl zu seinen Freunden zu zählen.

Einmal, so heißt es, kam ein unbekannter Wanderer aus weiter Fremde. Er begegnete bei Andernach dem Rheinkönig und seiner Frau Ley; die luden ihn ein, und es gefiel ihm, in ihrer Nähe zu bleiben. Vielleicht war er ein alter Freund des Wasserfürsten oder sie hatten im gleichen Feld-

zug unter himmlischen Heerscharen gedient. Der Fremde schuf sich eine Insel mitten im See und baute eine glitzernde Burg darauf. Da saß er oft und sang zum Strom hinüber, und viele Rheintöchter kamen unter diesem oder jenem Vorwand über Land und hörten ihm zu.

Eines Tages schien der Schloßherr mit allem und jedem unzufrieden zu sein, er rief laut nach dem Rheinkönig und verlangte mit uralten Worten nach einem Ring. Als eine Botin ihn brachte, steckte er ihn an seinen Finger und drehte ihn, als spräche er einen Wunsch aus. Nach einiger Zeit zog dunkles Gewölk herauf, ein Regen, wie der der Sintflut, setzte ein, und die Burg sank langsam in den See hinein, tiefer, immer tiefer. Nicht Ratten noch Mäuse, kein Tier vermochte sich zu retten, nur Knechte und Mägde erreichten gerade noch über die berstende Brücke das Ufer.

Der Burgherr wurde nicht mehr gesehen; niemand konnte sagen, ob er umgekommen war oder sich in der Tiefe verborgen hielt. Zuweilen, das wurde erzählt, sei nächtlings eine schöne Frau Uteley vom Rhein herübergewandert, den See zu besuchen. Einige meinten deshalb, der Fremde habe wohl zu den Menschen gehört, habe sich aber freiwillig um einer Schönen willen den Wasserleuten unterstellt. Lange blieben die Gründe für sein Verschwinden und für den Untergang der Burg unbekannt.

Dann ist in unserer Zeit einiges von dem Geheimnis durch den Fleiß zweier Gelehrter bekannt geworden. Sie sind dem Schloßherrn begegnet, und der eine hat aufgezeichnet, was sie erfuhren.

Eines Tages, so hat er geschrieben, als die beiden an jenem See entlangwanderten, der bei den Anwohnern der „Laach" heißt, riefen

sie ausgelassen nach dem Verschollenen. Aber niemand antwortete. Da lagerten sie am Ufer und freuten sich über den Abendsonnenschein und über die ersten Nachtrufe der Vögel. Plötzlich trat aus dem Wald ein Fremder von hoher, stattlicher Gestalt, älterlich gekleidet. Er hätte ein Weidmann sein können; aber das ging nicht an, weil er statt der Büchse eine Laute auf dem Rücken trug — eine Laute mit goldenen Saiten war es, wie die Gelehrten heimlich feststellten.

Der Unbekannte tat, als habe er den Ruf nicht gehört, sondern käme mehr durch Zufall vorbei, und begann ein Gespräch. Nach einer Weile fragte er auch, was an Gerüchten über das versunkene Schloß umgehe, und wollte hören, was die Menschen sich untereinander erzählten. Als die beiden Männer, die wohl Vater und Sohn und Gelehrte von Bonn waren, ihm lachend berichteten, was man über das versunkene Schloß munkelte, da wiegte der Fremde den Kopf und trat näher zu denen am Ufer, so daß

sie aufsprangen und taten, als wollten sie ihn begleiten. Sie sahen dabei, daß er ein Mensch und dennoch in manchem von anderen verschieden war.

„Habt ihr mehr von dem Verschollenen erfahren, vielleicht gar, warum er die Irdischen verließ?" fragte der Fremde plötzlich.

Der Jüngere der beiden, ein Eiferer, erklärte: „Wir haben Euch erzählt, was wir wissen. Es bleibt wohl immer ein Rätsel, ob der Burgherr wegen eigner Schuld oder wegen der seiner Väter von dem See verschlungen wurde!"

Der Ältere aber zog die Brauen hoch. „Man soll nicht so schnell richten", sagte er. „Vielleicht war er ein rechtlicher Mann und hat nur seinem Herzen nachgegeben oder seiner Liebe zu alten Liedern, die die Menschen vergessen haben?" Sein Blick blieb auf der sonderbaren Laute, die der Unbekannte auf dem Rücken trug.

„Vielleicht auch", antwortete der Fremde, „hat ihn zu allem anderen noch die Neugier getrieben und er hat erfahren wollen, wie die Meister des Gesangs unter dem Wasser leben. Denn wißt, ihr beiden: Wundervoll leben die Geister in der Tiefe von Strom und See! Sie hausen in ihren grünen Burgen und Grotten und kommen am goldenen Mittag oder an weißen Mondnächten einmal zu den

Ufern oder auch, wenn in den Wäldern der Menschen der Sturm braust.

Prächtig wohnt das Wasservolk in Meer und Strom. Mitunter wählen sie einen unter den Irdischen aus, zu ihnen zu kommen, und schenken ihm einen Ring, der ihm die Kraft verleiht, sie zu besuchen. Schön ist das Leben derer, die sie zu sich riefen, und voll von Zauberbildern der Vergangenheit. Gleichgültig ist die Gegenwart, hell aber scheint die Zukunft.

So haben einst die Geister einen, der ihnen durch seine Lieder vertraut war, in ihr Reich geführt. Noch heute strudelt die Flut, wo damals sein Schloß lag."

Über die Gespräche waren die drei an eine Bucht gelangt, von dunklen Eichen umgeben. Der Fremde blieb stehen, der Weg teilte sich, ein Pfad lief zu einem Wurzelgeflecht im Wasser, der andere zur Höhe. „Ich habe euch genug gesagt, ihr sollt nicht sehnsüchtig werden; denn wehe dem, der ungerufen kommt! Sie, die sich selbst anbieten, bleiben blind und tot. Ihr mögt aber wissen, daß die in der Flut gern alte Lieder und Sagen hören. Laßt Mädchen und Burschen öfter am Ufer singen!"

Der ältere Gelehrte bat, ob der Herr nicht selbst eine Probe geben wolle. Da nahm der Fremde die Laute in die Hand; aber während er sang, wurde er den Augen der Horchenden weiter und weiter entrückt. Eine Riesengestalt einer Abendwolke gleich, wanderte über den See und suchte den Wasserstrudel des versunkenen Schlosses, der sich noch immer dort bewegte, wo einst Insel und Burg gelegen hatten.

Die beiden Gelehrten blieben allein; der Jüngere rieb sich die Augen, er verstand nicht, was geschehen war. Dann suchte er nach Stift und Papier, um rasch aufzuzeichnen, was er gehört hatte. Aber er hatte kaum ein paar Zettel zum Schreiben bei sich, nur weniges konnte er festhalten. Es war im Jahr 1836, daß er es drucken ließ.

Der ältere der beiden riet ihm vergeblich davon ab; er meinte, es gäbe Geheimnisse, die durch Wissenschaft nicht gewännen.

Die Andernacher Bäckerjungen

Von Andernach fällt mir noch eine fröhliche Geschichte ein, die freilich weiter zurückliegt.

Die Bürger von Linz mochten die von Andernach nicht und beschlossen, die Nachbarn zu Schiff in aller Morgenfrühe zu überfallen. Sie hatten sogar einen der Wächter bestochen, der zeigte ihnen, wo sie anlanden und die Mauern ersteigen könnten.

Nun waren aber zwei Andernacher Bäckerjungen zu früh aufgestanden und wetteten, weil ihnen nichts Besseres einfiel, wer von den Stadtzinnen am weitesten in den Rhein spucken könnte. Da sahen sie die Schiffe der Linzer nahen und bald auch, wie die Feinde Leitern und Sturmzeug schon unter die Mauern Andernachs schleppten.

Laut schrien die Jungen und wollten zur Wache. Auf dem Weg dorthin aber hatte der ungetreue Wächter einige Bienenkörbe aufgestellt, über die stolperten die Bäcker, so daß einer der Immenstöcke an den Mauern herabpolterte, gerade auf die Linzer, die schon zu klettern begannen. Flink stießen die Jungen auch die anderen Körbe nach unten, hörten die Überraschten fluchen und brüllen und rannten mit lautem Geschrei durch die Straßen von Andernach, um die Bürger zu wecken.

Aber die brauchten sich gar nicht erst groß zu rüsten. Die Bienen hatten den Feind in die Flucht geschlagen. Bis zu den Schiffen der Linzer brummten und summten die Schwärme der Entrüsteten. Der kindliche Übermut der Bäckerjungen hatte sich hier einmal bewährt.

„Zu Koblenz auf der Brück', da blüht dein Glück!"

Von Koblenz und der alten Brücke wird die fröhliche Geschichte erzählt, wie ein Bauer sein Glück gemacht und einen großen Fund getan hat — ja, das kann einem sogar auf einer Brücke zufallen!

Der Mann war aus Rinzenberg; das Dorf liegt weitab vom Rhein, und wir brauchen es nicht mehr aufzusuchen, denn der Schatz ist inzwischen gehoben. Aber wie es geschah, bleibt eine wunderliche Sache.

Dreimal, in drei Nächten hintereinander, träumte dem Bauern das

gleiche. Jemand trat aus dem Dunkel auf ihn zu und flüsterte: „Zu Koblenz auf der Brück', da blüht dein Glück!" Der Aufgestörte verriet nichts, er wollte nicht abergläubisch sein, und wenn er es doch war. so sollten keine anderen Leute dadurch in Aufregung geraten. Immerhin ließ er der Bäuerin gegenüber ein paar Worte fallen, und sogleich verlangte die schreiend, er solle sich aufmachen und nach dem Glück Ausschau halten.

Der Bauer wanderte also wirklich eines Tages zum Rhein, bis er die Brücke von Koblenz vor sich sah. Was sollte ihm da wohl an Glück blühen? Ein Soldat ging hin und her; es regnete, und niemand kam zu dem Ratlosen, um ihm zu verraten, wo er sein Glück haschen könnte. Im Gegenteil, er geriet in Verdacht. Der Soldat redete ihn an und fragte, warum er auf und ab liefe und wen er suche.

Da mußte ihm der Bauer erklären, er habe dreimal geträumt: „Zu Koblenz auf der Brück', da blüht dein Glück!" Aber bisher sei ihm nichts aufgefallen, und zwei Tage und viel Zehrgeld werde er darüber verlieren.

Der Soldat hatte Mitleid mit ihm. „Was für ein dummer, ungebildeter Kerl bist du, auf Träume zu hören! Ich träume immer: In Rinzenberg steht in einer alten Zisterne ein Kessel voll Goldmünzen. Aber soviel ich mich umgehört habe, niemand kann mir sagen, wo Rinzenberg liegt!"

Der Bauer ließ sich nichts anmerken, er tat gleicherweise, als sei Träumen eine verdrießliche Sache, und ging weiter.

In Wirklichkeit aber liefen seine Beine schon vor ihm her; sehr eilig kehrte er nach seinem Dorf zurück, entdeckte die alte vollgelaufene Zisterne und auf ihrem Grund den Kessel, der auf ihn gewartet hatte. Und man will noch heute genau wissen, wo der Bauer sein Glück gefunden hat. Er war nämlich ein besonnener Mann, der sein Bestes für die Seinen tat und nichts in Schächten noch Höhlen vergrub, sondern einen Eisenhammer in sein Dorf baute und ein Sägewerk dazu.

Der unfreundliche Klopfgeist

Am „Plan" in der Altstadt von Koblenz geht zuweilen ein

geheimnisvoller Geist um, der Glück oder Unheil verspricht. Natürlich wollen die vernünftigen Leute der Stadt es besser wissen; aber der Nächtige fuhr bald in diesen, bald in jenen ein, plagte die Leute an Bauch und Schopf und nahm schließlich ein Haus in Besitz, von dem aus er durch Poltern und Seufzen die Nachbarn störte. Und soviele Geisterbeschwörer vom Bürgermeister und von der Kirche ausgesandt wurden, er hielt sich wohl eine Weile ruhig, dann fing er wieder an, seinen Spuk zu treiben.

Er muß aber ein schlechter Kerl im Leben gewesen sein, das merkte man daran, wie er einen armen Bauern betrog.

Einmal, als ihm ein Geisterbanner hart zugesetzt und ihn von Koblenz ins Siebengebirge hatte ausfahren lassen — ohne Hut und Stock, so eilig hatte er von dannen müssen —, da begegnete der Unheilige einem jätenden Bauern. Der hatte Mitleid mit ihm, weil er wie ein verwirrter Gelehrter ohne Hut und Schirm durchs Siebengebirge lief, bot ihm eine Prise an und fragte, ob ihn jemand verfolge.

„Das nicht", sagte der Fremde und suchte in seiner Rocktasche. „Aber was mir ärgerlich ist, ich habe meine Tabaksdose daheim liegen lassen. Willst du, lieber Freund, sie mir gegen guten Lohn holen?" Er wagte sich ja nicht selbst in sein Haus zurück, aber auch ein Geist will seinen Tabak haben. „Ich wohne in Koblenz am Plan!" Und er bezeichnete das Gebäude näher. „Du kannst die Tür nicht verfehlen, meine Tabaksdose muß auf dem Tisch stehen!"

Nun, der Bauer ließ Hacke und Harke liegen und machte sich auf den Weg. Er kam auch nach zwei Tagen zurück und wunderte sich, daß der Fremde noch immer an dem gleichen Fleck wartete.

Freundlich brachte er ihm, was der andere so sehr vermißt hatte, und gleich nahm der Vertriebene eine große Prise und bot auch dem Bauer eine. Danach aber steckte er die Dose in seinen Rock, hatte frischen Mut gewonnen und war auf einmal verschwunden. Nicht einen Pfennig hat der Hilfsbereite für sein Mühen bekommen.

Der Geist hatte es zu eilig, nach Koblenz zurückzukehren. Am nächsten Tag hat das Klopfen und Gelächter denn auch wieder angefangen und wird wohl bleiben.

Die Hausnummer am „Plan" habe ich vergessen. Wo das Gebäude

steht, will ich lieber niemandem verraten. Es gibt immer ein paar Dummköpfe, die mit Klopf geistern nicht fertig werden.

Wie das Siebengebirge entstand

Als der Böse sah, daß Gottes Werk gelang, daß die Menschen besser wurden und die Hügel im Rheinland schon voller Reben standen, ärgerte er sich bis unter die Knie. Und als nun auch keine der anderen Geschöpfe des Herrn, weder die Wichtelleute in den Bergen noch die Elfen in den Bäu-

men, und was es sonst an guten Geistern gibt, einen Bund mit ihm schlossen, da wollte er zeigen, was er aus Trotz vermochte.

Der große Widersacher tat sich also mit einigen Abtrünnigen zusammen, beriet mit ihnen und machte, daß sich ein Gebirge quer durch das Rheintal aufhob. Die Wasser traten über die Ufer des Stroms, viele Menschen mußten die Berge hinanflüchten, gerieten in arge Not und verlangten, der Herr müsse ihnen beistehen. Warum hätte Er sie sonst geschaffen?

Der liebe Gott meinte indes, die Menschen wären alt genug, sich selbst zu helfen, und wartete ab.

Nach einiger Zeit wuchs in ihnen wirklich ein Entschluß, wie es kommt, wenn Leute sich in Not befinden. Einige rieten, man müsse einfach versuchen, das Gebirge wieder fortzuschaufeln, und machten sich ans Werk. Aber sie sahen bald ein, daß es viele hundert Jahre dauern würde, bis sie ein Loch in das neue Gebirge gebohrt hätten.

Den Frauen wurde langweilig bei dem, was die Männer vorhatten, sie suchten nach einem besseren Weg.

Sie wußten aber, daß weit im Norden noch Riesen lebten, gutmütige Kerle, mit denen sich verhandeln ließ, und schickten einige ihrer Eheherren auf einem großen Schiff aus, sie zu dingen.

Man redete viel hin und her, es kam aber kein Vertrag zustande. Da nahmen sich die Frauen der Sache an. Sie machten ein Schiff segelfertig und fuhren noch einmal aus — just so viele Weibsleute wie Männer. Diesmal waren die Riesen schon gefälliger, sie fragten, wer denn für sie sorgen und Essen bereiten würde. Das sagten die klugen Rheinländerinnen zu. Aber auch die Hüninnen hatten alles

gehört; sie spotteten über ihre Eheherren und fragten, warum sie arbeiten wollten, wo sie es nicht brauchten.

Wieder kamen die im Schiff unverrichteter Dinge zurück. Diesmal waren die Wasser schon so hoch gestiegen, daß der Teufel vor Freude einen Tanz aufführte und die Kinder der Menschen oben auf den Bergen saßen und weinten.

Nach einiger Zeit fuhren die Frauen vom Rhein zum dritten Male aus und beredeten den Vertrag ohne ihre Männer. Und sie wandten sich an die Riesinnen und luden sie ein, zum Ende der Arbeit doch ihre Gäste zu sein. Da dauerte das Verhandeln nicht lange; bald fuhren sieben der Gedungenen zum Rhein und machten sich an das Werk, das quere Gebirge wieder abzuräumen. Und es heißt, daß sie nicht mehr als einige Wochen dazu gebraucht haben, denn die Rheinländerinnen schleppten ihnen nicht nur ganze Hügel von Wurstbroten, sondern auch andere freundliche Gaben herbei. Sie haben ihnen sogar eine fröhliche Rüstfeier versprochen, bei der sie selbst den Wein auftragen wollten und einen Kranz vom Mond hängen lassen würden.

Aber zum großen Fest waren ja auch die Frauen der Riesen gebeten, das hatten die fleißigen Arbeitsleute beinahe nicht mehr in Erinnerung und empfanden nur die halbe Freude. Sie durften indes auch nichts dagegen einwenden, und ihre Eheliebsten sagten, sie kämen eigentlich nur, um den Lohn nachzuzählen.

Als aber das Schiff schon mit ihnen abfahren sollte, hat es den Riesen noch einmal sehr leid getan, daß sie die Rheinländerinnen verlassen mußten. Sie wollten sich in guter Erinnerung halten, haben ihre Schaufeln genommen und höflich zusammengekehrt, was sie im Rheintal ausgehoben hatten; jeder hat einen Hügel aufgeschüttet, damit die Frauen sähen, wie fleißig er gewesen war.

So ist das Siebengebirge entstanden.

Einige erzählen, sie hätten nur die Spaten abgeklopft und davon wären die Berge gewachsen. Das ist aber eine dumme Übertreibung, so groß sind die Riesen und ihre Schaufeln nämlich gar nicht gewesen.

Eine Jungfrau blendet den Drachen mit dem Kreuz

Es heißt, daß einer der Riesen, die das Siebengebirge geschaufelt haben, mit seinem Lohn nicht zufrieden gewesen ist. Er habe deshalb, um den Menschen einen Streich zu spielen, in einem der sieben Berge eine weite Höhle gelassen. In ihrem letzten Winkel habe er einen Basilisken versteckt, der langsam zum Drachen wuchs und den Leuten am Rhein viel Schaden tat.

Als die Bauern und Bürger so heimgesucht wurden, schien es ihnen fast, als müßten sie nun doch das Land verlassen. Niemand konnte ihnen einen Rat geben, was sie unternehmen sollten. Endlich hat ein alter Klausner verkündet, daß eine reine Jungfrau sich dem Unhold darbieten müsse, da würde das Land frei.

Aber wer sollte sich wohl freiwillig bieten?

Nach einiger Zeit, als das Wüten und Rauben des Drachen nicht einhalten wollte, meldete sich ein Mädchen, an dem kein Fehl noch Tadel war. Und die Ältesten des Rheintals brachten sie unter viel Klagen zur Nacht in die Nähe der Drachenhöhle, nahmen Abschied und weinten um sie. Aber die Jungfrau war tapfer, schmückte sich mit Blumen und wartete auf den Tod im Frührot.

Als sie nun allein blieb, kam nach einer Weile auch über sie einige Furcht, und es war ihr, als mahnte jemand zur Flucht. Da sah sie schon den Drachen, wie er sich mit dem Schweif und den bekrallten Fängen aus seiner Höhle schob und schnaubend näher kroch. In ihrer Not ergriff sie das Kreuz, das sie an einer Kette um den Hals trug, hob es auf und hielt es dem Unhold entgegen.

Da war es, als habe den das goldene Licht geblendet, ohne daß er davon wußte. Er kroch suchend an der Jungfrau vorüber, wandte sich hierhin und dorthin und fand das Opfer nicht, das er doch witterte und spürte. Wohl aber sah der Drache jenseits des Rheins Menschen, die sich zusammendrängten und riefen und klagten. Da glaubte er, was er suchte, sei unter ihnen; er spreizte die Schwingen und wollte hinüberfliegen. Mitten über dem Rhein aber nahm Gott ihm die Kraft, er stürzte in den aufbrausenden Strom und ertrank.

Siegfrieds erste Begegnung mit einem Lindwurm im Siebengebirge

Einmal, so geht die Sage, wurde im Siebengebirge ein Drache erschlagen, das hat ein junger Königssohn vom Niederrhein getan.

Viel Abenteuer hatte jener Held — Siegfried war sein Name — gesucht und hatte die Welt von manchen Schelmen erlöst. Aber das Böse wächst immer wieder.

Um jene Zeit wurde ein edles Fräulein von einem Riesen geraubt und in das Siebengebirge entführt; niemand wußte, wo sie dort weilte, und keiner vermochte den Hünen zu zwingen, den Aufenthalt der Geraubten zu verraten. Er war ja stärker als alle und lachte, wenn Vater oder Mutter der Entführten ihn anflehten.

Nun hörte auch Siegfried von jenem Riesen Humbert, der bald an der Scheide, bald am Rhein hauste, machte sich auf und folgte ihm.

Er hatte sich bei Zwergen ein herrliches Schwert geschmiedet, auf das er sich verließ.

Als Siegfried sich nun auf dem Rhein mit seinem Schiff der Stadt Duisburg näherte, wurde der Riese seiner gewahr, begleitete das Fahrzeug und versuchte, es mit mächtigen Felsblöcken vom Ufer aus zu treffen. Der junge Bursch führte das Steuer aber so geschickt, er wußte allen Würfen auszuweichen und sprang, als er oberhalb von Köln die Riffe im Rhein sah, mit drei gewaltigen Sätzen an den Strand. Da mußte der Riese seine Eisenkeule aufheben und sich verteidigen.

Aber noch lachte er über den Knaben, der ihm zu Leibe gehen wollte. „Ich werde dich auf den Arm nehmen, damit du meinen Hals erreichst", spottete er, hieb immer wieder nach dem Jungen und wurde zornig, als er ihn nicht traf. Siegfried war nämlich so nahe, daß die schwere Eisenkeule des Unholds stets viel zu weit schlug und im Boden steckenblieb. Auf einmal aber, als er sie wieder zu heben suchte, hatte Siegfried ihm die linke Hand abgehauen.

Da begann jener Humbert zu jammern, und weil der junge Recke mit seinen Schwertstreichen weiter auf ihn eindrang und auch nach seinen Knien zielte, schrie er: „Was willst du von mir?"

„Wo ist die Jungfrau, die du versteckt hast?"

„Ich will es dir verraten, laß mich nur eben meine Hand verbinden", bat der Riese. Und er rief seine Mutter, die ihm half.

Dann gestand Humbert, er hätte das Mädchen dem Drachen verkauft, der im obersten Berg des Siebengebirges hauste. „Ich weiß nicht, was daraus geworden ist. Warum hast du mir nicht gleich gesagt, daß du deshalb kamst? — Aber ich will dir raten, den Lindwurm lieber nicht zu wecken", fuhr der Riese fort. „Du überwindest ihn nicht, und die Jungfrau wird er nicht hergeben, wartet er doch darauf, daß sie alt genug wird, sein Weib zu sein. Er glaubt, da würde sie ihn entzaubern."

Siegfried hörte nicht weiter auf den Riesen, sondern machte sich auf, sein abtreibendes Schiff einzufangen und den Strom hinaufzufahren, um den Drachen zum Kampf zu stellen. Bald sah er die sieben Berge, auch den höchsten von ihnen, in dem eine Höhle glühte. Der junge Recke hatte aber zwei gewaltige Findlinge in seinem Boot. Als er dem Gebirge nahe kam, ergriff er den ersten. Und der Starke warf ihn über die Vorhügel hinweg und traf den schlafenden Lindwurm gegen die Schläfe. Da wachte das Ungeheuer auf und sah das Schiff. Aber es war klüger als der Riese und stieß nur Feuer aus und wartete unter der sternhellen Nacht auf den Feind, wie auch der Bursch in seinem Boot den Drachenfelsen — so hieß die Behausung des geflügelten Untiers — immer im Auge behielt, ohne sich in der Nacht hinaufzuwagen.

Im Morgengrau warf Siegfried zum zweiten Male vom Schiff aus und traf den Unhold gerade, als er die Höhle verließ. Mit Donner und Grimm wälzte sich der Grausige näher; das erste Frührot widerglänzte in seinem grünen Schuppenpanzer, Flammen stachen ihm aus dem Rachen, als er den Abhang hinabschoß. Und die beiden fuhren wild gegeneinander, und der Kampf zwischen Siegfried und seinem Feind dauerte fast den ganzen Tag; aber das Schwert vermochte den Panzer nicht zu durchschlagen. Als die Dämmerung sank, zogen sich beide zurück, der Drache in seine sichere Höhle, der Bursch auf sein Schiff. Der Lindwurm schnarchte bald so sehr, alle sieben Berge rüttelten und bebten.

Siegfried aber erhob sich um Mitternacht, ihm war im Traum eine List eingefallen. Dann kehrte er wieder auf sein Schiff zurück und schlief bis kurz vorm Morgenrot.

Der Held hatte heimlich eine eiserne Kette gespannt, in die geriet

der Lindwurm, als er in der Frühe über den Rand des Berges zum Strand niederglitt. Er schob sich mit Kopf und Hals darunter und hob sich erschrocken auf, sie zu sprengen. In dem Augenblick brauchte Siegfried sein Schwert. Und das Eisen, das den Schuppenpanzer nicht durchschlug, traf den aufbäumenden Unhold in die Flanke, so daß er sterbend niederstürzte und den Berg mit Rauch und Gestank überdeckte.

Nach seinem Sieg bestieg der Bursch den Felsen und drang in den Gang ein, aus dem der Drache hervorgestoßen war. Die Feuer waren erloschen, er mußte Fackeln entzünden, die an den Wänden staken, und sah sie in Gold und Silber bis in die Tiefe widerleuchten. Dabei erkannte Siegfried auch das Mädchen, das der Riese geraubt und an den Unhold verkauft hatte. Hilfreich reichte er ihr die Hand und trug sie bis vor den Höhlenmund.

Aber er vermochte nicht, ihre Lippen zu berühren, sie schien ihm zu anmutsvoll, und was er getan, dünkte ihn nicht wichtig genug, um Dank zu erwerben.

Den Drachen stieß der Recke in den Rhein, und viele Menschen, die hinzugeeilt waren, halfen ihm dabei. Die Jungfrau trug er auf das Schiff und brachte sie zu den Ihren zurück.

Noch einmal Drachen unterm Siebengebirge

Beim Siebengebirge haben sich später neue Drachen angesiedelt, es ist den Rheinländern zuweilen schwer geworden, ihnen überzukommen.

Einmal hat einer der Unholde, der sich wieder auf dem Berg „Drachenfels" niedergelassen hatte, so viele Fahrzeuge umgeworfen und Menschen erschlagen, daß die Schiffahrt auf dem Strom beinah zum Erliegen kam.

Da verfiel ein einfacher Mann auf einen Ausweg. Er band eine Strohpuppe an den Mast, hing ihr ein altes schmutziges Wams um, kroch selbst mit Steuermann und Matrosen unter Deck und ließ sich am Siebengebirge vorübertreiben.

Der Drache war hungrig, er flog gleich auf das Schiff los und wollte die allzu kühne Mannschaft fressen. Ihm blieb indes nur eine

alte Strohpuppe im Fang, sonst fand er nichts. Wohl aber hörten die unter Deck, wie es oben zuging, und fühlten das Fahrzeug schwanken.

Nach einiger Zeit, als an Bord nichts mehr zu vernehmen war, hoben die Leute die Luke und stiegen an Deck. Einige Planken waren vom Feueratem des Unholds versengt und angekohlt, mehr war nicht geschehen, und die Rheinländer lobten den Schiffer.

Noch einen anderen Lindwurm haben sie später mit List erlegt. Sie haben eines Tages ein Schiff mit Pulver gefüllt, diesmal ohne Bemannung. Der Drache ist beutegierig vom Gebirge heruntergefahren, aber sein heißer Atem hat das Pulver entzündet. Das Schiff ist in die Luft gegangen und das Untier mit ihm. Bis Bonn war der Rhein von Dampf und Schwefelgeruch bedeckt.

Der Klausner am Petersberg

Die Ritter von Schwarzeneck hatten seit Kaiser Karls Zeit das Amt, die Berge abzustreifen, um allen Unholden zu wehren. Sie waren seit des jungen Siegfrieds frühem Tod immer wieder unter den Bergen am Rhein nachgewachsen, und wenn es auch meist gelang, sie zur rechten Zeit zu vertreiben, bedurfte es doch guter Aufsicht und wohlerfahrener Recken. Vom Vater auf den Sohn hatte sich der Auftrag vererbt.

Nun hatte der jüngste Ritter von Schwarzeneck, noch bevor er zu seinem Amt kam, eines Tages sein Herz gespürt und seine Nachbarin Bertha als Braut gewonnen. Aber die Liebenden mußten lange aufeinander warten, auf keiner der beiden väterlichen Burgen stand eine Tür für sie offen. Endlich ließ der junge Schwarzeneck das Kreuz auf seinen Mantel nähen, er hoffte, nach einiger Zeit vom Morgenland heimzukehren und dann genug Heiratsgut zu haben.

Bald nachdem er ausgezogen war, wurde der harte Vater der Jungfrau Bertha auf dem Argenfels von seinen Nachbarn überfallen, erschlagen und die Burg verwüstet. Aber auch der von Schwarzeneck blieb länger im Heiligen Land, als er gewollt hatte. Er war mit vielen der Seinen in unbekannte Gegenden geraten, aus denen er den Rückweg nicht fand. Schließlich gelobte der Ungeduldige dem

Herrn, auf einem der Sieben Berge am Rhein mit eigenen Händen eine Kapelle zu mauern, wenn er den Rückweg fände. Und Gott war gnädig und erhörte sein Gebet.

Als er indes heimkehrte, war die Burg zerstört, auf der Berthas Vater gehaust hatte, und niemand wußte, wo seine Braut geblieben war. Einige wollten gesehen haben, daß sie beim Brand auf Argenfels umgekommen war. Der Ritter trug aber ihr Bild so sehr im Herzen, er konnte die Heimat nicht mehr verlassen und suchte die Verschollene. Zugleich gedachte er seines Versprechens, oben auf einem der sieben Hügel eine Kapelle zu errichten, und begann mit dem Werk. Er selbst, so hatte er beschlossen, wollte sich dann nahe der Kapelle eine einsame Klause bauen und seine Tage zu Ende leben. Und er gab dem Strömberg, zu dem die Kärrner die Steine heraufschleppten, den Namen des heiligen Petrus. Am Abend aber streifte er wie früher selbst durch die Täler, damit kein Unhold sich zwischen den sieben Hügeln einniste.

Als der von Schwarzeneck nun so umherritt und schon ungeduldig an die Richtfeier der Kapelle dachte, kam er öfter an einer in einer Felsschlucht verborgenen Klause vorüber. Dicht unter der Höhe lag sie, er sah von ferne vor dem Kreuz am Eingang zuweilen auch eine Betende. Er blickte indes nicht nach ihr aus, es schien ihm unritterlich. Aber eines Tages, als der Einsame zu einer anderen Stunde als sonst ausritt, trat die Fremde gerade aus ihrer Tür und wollte zu ihrem Kreuz. Da erkannte der Mann die Braut von einst, die er verloren hatte, schrie auf, rief sie an und sprang vom Pferd, sie zu umarmen.

Bertha war auf der Burg die Letzte der Ihren gewesen. Als ihr Vater erschlagen war, hatte sie sich gerettet und meinte nun, ihr Leben still zu Ende führen zu sollen, just auf dem Petersberg.

Aus der Richtfeier wurde eine Hochzeit zwischen Klausner und Klausnerin. Danach hat der von Schwarzeneck getreulich den Befehl des Kaisers befolgt und weiterhin Berge und Täler abgesucht, damit keine neue Drachenbrut am Rhein rege würde.

Der Mönch von Heisterbach

In einem Tal des Siebengebirges lag das alte Kloster Heisterbach. Seine Zeit ist längst vorbei, und wenn die Mönche noch zuweilen zwischen seinen Trümmern als Schatten wandern oder Träumende zwischen den verfallenen Mauern ein Wort wie aus weiter Unwirklichkeit hören, so weht es an uns vorüber und wir bleiben wach für den kommenden Tag.

Das war nicht allzeit so. Von einem Mönch wird viel erzählt, der vor langen Jahrhunderten in Heisterbach lebte und gleich dem Kölner Albertus Magnus immer mehr Wissen in sich aufzunehmen und zu ordnen und für die Seinen fruchtbar zu machen suchte. Seinen Namen kennen wir nicht, nur von seinem Erlebnis und seinem Tod geht die Sage um.

Der Abt, der damals das Kloster führte, war ein frommer Mann. Er hatte erkannt, daß alles Wissen wieder zum Anfang zurückführt und uns Menschen wohl glücklich zu beladen und zu treiben, niemals indes Glauben und Gottes Wesen zu überholen vermag. „Bruder", riet er dem gelehrten Mönch, „Wissen beglückt, aber es macht nicht weiser!"

Der Mönch hörte die Worte, er schwieg und suchte weiter. Zuweilen sehnte er sich wohl nach der heiligen Einfalt, die er als Jüngling besessen hatte, danach las er um so gieriger jede Schrift, die man ihn zu prüfen bat, und veränderte vieles nach seinem Sinn.

Noch schrieb er zaudernd: „Ich glaube, Herr, hilf mir von meinem Unglauben!" Aber als er die Worte fand: ‚Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag!', quälte ihn die Lehre des Apostels so sehr, er vermochte die Feder nicht zu heben. Immer wieder setzte er an, und immer versagte die Hand. „Wie sollen tausend, wie sollen hundert Jahre vor Gott wie ein Tag sein?" klagte der Sinnende. „Ist Er so anders als wir?"

Schließlich wanderte er eines Abends durch den Klosterfriedhof; er hörte die Vögel, die ihn mit ihren Liedern grüßten, er sah das Licht, das im Wasser und in den Tautropfen spielte. Und alles, was Gott erschaffen, schien ihm herrlich. Aber wie sollte dieser Abend gleich hundert oder tausend Jahren sein?

Der Mönch setzte sich auf einen breiten Stein, er dachte nach, er

schloß die Augen. Er schlief nicht, er grübelte und sprang erschrocken auf, weil die Vesperglocke ihn rief.

Während des Weges schalt er seine Augen. Der Garten schien ihm verändert, der Friedhof war größer als vor einer Stunde. ‚Was ist geschehen?' dachte der Mönch erstaunt und schritt schneller voran, schon wie in tiefer Furcht.

Als er die Kirche betrat, standen die Brüder an ihren Stühlen. An dem seinen aber gewahrte er einen Fremden, es wunderte ihn. Und an Stelle seines gütigen Abtes wandte sich ein strenges Greisengesicht zu ihm. „Was ist dein Begehr, Bruder, wie ist dein "Name?" fragte man ihn.

Da entschuldigte sich der Mönch, er sei eben im Garten gewesen, habe eine Weile auf einem Stein gesessen, vielleicht auch geschlummert, und habe sich verspätet. Dazu nannte er seinen Namen. Aber der Prior schien ihn nicht zu kennen.

Es waren alles fremde Gesichter, die ihn anstarrten. Jemand brachte die alte Schrift des Klosters. „Es hat uns einer, der wie du hieß, vor hundert Jahren verlassen", murmelte der Abt. Und er verlas den Namen. „Warst du es?"

Der Mönch von Heisterbach antwortete nicht. Er sah jetzt, daß die Kirche verändert war, daß ein neuer Altar aufragte; er begriff auf einmal, daß Gott mehr war als all sein Wissen und daß Er ihn bestraft, belehrt und vielleicht auch begnadigt hatte.

Und daß Er ihn jetzt rufen würde.

Stammelnd nannte der Mönch noch einmal seinen Namen und den des Abtes, der damals das Kloster führte. Und er bekannte, was er bezweifelt und was ihn als Wunder belehrt hatte. Während der Prior niederkniete und Gott um Gnade für den fremden Bruder bat, schloß der Bekehrte die Augen und lächelte zu den Mönchen hinüber, die er beten hörte.

„Tausend Jahre sind für Ihn wie ein Tag", flüsterte er. Sein Antlitz wurde fahl. „Nicht Raum, nicht Zeit ist Gott, sondern Ewigkeit! Mög Er mir und meinen Zweifeln vergeben!"

Der Heimgekehrte sank vornüber, der Abt bettete ihn, und die Brüder sangen.

Die Nachtigallen von Honnef

Am Fuß des alten Drachenfelsen liegt das sanfte Honnef. Es ist berühmt durch viele schöne Frauen, die von dort nach Bonn und Köln heirateten, wie auch durch die Nachtigallen, die zum Juni an allen Wegen ihre Lieder singen und die Menschen entzücken.

Einst lebten die kleinen Vögel auf der anderen Seite des Rheins, mehr der Eifel zu, in den Wäldern der Abtei von Himmerode. Sie sangen schon dort so lieblich, daß die schöne Sommerkönigin, Frau Holle, die alle Vogellieder hütet, sie in jedem Frühling aufsuchte und sich wünschte, daß bei jedem ihrer Besuche eine neue Weise hinzukomme.

Aber die Lieder störten viele der Mönche, die doch der Weltlichkeit entsagt hatten; sie ließen in den Ohren der Frommen Erinnerungen aufwachen, die längst vergangen sein sollten, so meinten sie.

Eines Tages besuchte Sankt Bernhard die Abtei Himmerode und wurde traurig, denn die Zucht der Brüder gefiel ihm nicht. Er wußte aber, warum die Mönche den Frieden verloren hatten. So trat er in den Klostergarten und drohte den kleinen Sängern. „Fort von hier", rief er und hob beide Arme auf. „Ihr seid uns ein Ärgernis!"

Als sie nun furchtvoll die Stimme des Heiligen hörten, da flogen wirklich aus allem Untergebüsch des Waldes und aus Hecken und Zäunen des Klostergartens die Nachtigallen auf. Und sie sangen noch einmal ihren Frauen zu Ehren und verkündeten von ihrer Liebe und von ihrer Lust an den Liedern. Dann ließen sie nur einige Wächter zurück und zogen ins Rheintal, gerade auf Honnef zu. Es wird Frau Holle gewesen sein, die ihnen den Weg gewiesen hat.

Dort singen die Nachtigallen noch heute, und es werden ihrer immer mehr. Sie suchen die Burgen am Strom und die alten Stadtmauern auf und alle Gärten, die ihnen die Holle heimlich zeigt. Ja, die von Honnef sind's, die wir am ganzen Rhein hören, und weniges bringt uns mehr Lust — uns und ihnen, die ihre spitzen Ohren aus den Wassern erheben und auf alle Lieder horchen, wenn am Strom die Dämmerung fällt.

Die Schlangenkönigin

Am Strundenbach stand lange ein kleiner Hain, von dem man sich vielerlei erzählte. Eine Schlange wohnte in der Nähe, die trug eine goldene Krone und hatte die Kinder der Menschen lieb. Sie spielte mit ihnen und konnte sogar mit ihnen reden. Von alten Tagen des Rheins und der Berge wußte sie vieles und nahm als Geschenk gern von den Leuten, was die ihr an Brot und Milch abgaben.

Ein kleines Mädchen, das im Haus am Strundenbach mit seiner Mutter wohnte, hat mit der Schlange lange Zeit seinen Brei geteilt. Dafür hat die es gehütet und bewacht und alle Gefahren ferngehalten, wenn die Frau auf Arbeit ging.

Nun breitete sich aber bald das Gerücht, daß die kleine mit einer Schlange den Tag verbringe, die eine goldene Krone trüge, und die Menschen wurden eifersüchtig. Ein junger Bursch ließ es sich erzählen und meinte, er brauche nur nach der Krone zu greifen und habe Macht über alle Zauberwelt. Am Mittag des Johannistages, als er sah, daß das Kindlein mit seiner Freundin spielte, schlich er sich heran. Und er wartete, bis das schöne Tier die Krone ablegte, wie es öfter geschah, wenn es am Spielen war. Dann sprang er, hui, hinzu und griff nach dem kleinen goldenen Schmuck.

Im nächsten Augenblick aber schoß die Schlange herbei, wand sich mit gewaltiger Kraft um ihn und zog ihn mit sich, als habe sie gejagt und brächte eine Beute in ihr Versteck.

Von da an hat das Kind die Schlange nicht wiedergesehen, und niemand hat von dem Entführten gehört. Es war ihm ja auch nicht auf Freundschaft und Liebe, sondern auf die Krone und auf die Macht angekommen, die nach der Sage im Wald am Strundenbach die Schlangenkönigin zu schenken vermag.

Begegnung der Geister

Als der Erzbischof von Köln auf dem Godesberg eine Burg errichten wollte, da hat der Heidengott, der bis dahin auf dem Berg wohnte und dem die Seinen dort lange Zeit ihre Opfer gebracht hatten, sich dagegen gesträubt und ist oftmals und in verschiedenen Gestalten in einer Wolke nach

Köln gefahren, um sich wider den Bau zu verwahren. Er hat den Menschen nichts angetan, er hätte wohl gern Frieden mit ihnen gehalten, die er einst mit guten Sorgen umgeben hatte. Er ist aber häufig ins Siebengebirge geflogen und hat mit den guten Geistern auf dem Strömberg, den sie später den Petersberg nannten, beraten, was man zu tun habe.

Hierbei haben ihn viele geistliche Herren gesehen und erkannt. Andere haben vermutet und die Erscheinung dahin erklärt, der Erzengel Michael sei mit ausgebreiteten Schwingen mehrmals vom Godesberg zum Petersberg hinübergeflogen. Bei einem jener Flüge, so erzählt der berühmte Chronikschreiber Caesarius von Heisterbach, hätten ihn viele weltliche Zeugen beobachtet, und er nennt die Namen. Es scheint ihm selbst jedoch nicht gewiß, daß es der Erzengel gewesen ist.

Auch der Rheinvater ist mit dem vom Godesberg gut freund. Aber die beiden kamen sicherlich nicht wegen des Burgbaus zusammen, sie trafen sich des öfteren wegen des Zauberers Albertus Magnus, der um jene Zeit in Köln lehrte und Herr über die Geister am Unterrhein wurde. Vielleicht auch war es wegen der fremden Wasserleute, die vom Meer her zuweilen den Strom heraufschwammen. Der Rheinkönig hatte es nicht gern; sie tragen den Speer mit drei Spitzen, der ihm in seinem Reich widrig ist.

Der Rheinvater begegnet öfter einmal den Nachbarn. Er spricht dabei nicht viel, heißt es, und läßt lieber Elbe und Maas und Mosel oder die Gäste von den Bergen reden. Er selbst hört zu, was die anderen sich zu erzählen haben, oder er hält schweigend die Wacht, daß nicht der Teufel horcht und weitergibt, was Ströme und Gipfel besprechen.

Er liebt besonders die Feste der Menschen. Beim Fasching in Mainz und Köln ist er zuweilen sehr aufgeräumt gewesen, so berichteten einige junge Studentinnen, vergaß seine Sorgen und lachte dröhnend, wenn am Aschermittwoch der Teufel zu spät kam und von den klugen Menschen betrogen wurde, die noch gerade zur rechten Zeit in sich gingen.

Was sich bei jenem Burgbau auf dem Godesberg endgültig zugetragen hat, weiß man nicht mehr. Vielleicht haben sich noch

mehr Geister vom Rhein im Siebengebirge getroffen und dem Heidengott geraten, den Burgbau zu dulden.

Der Wucherer in Bonn

Im alten Bonn lebte einmal ein reicher Händler namens Feuermann, der hatte an Gold mehr, als er tragen konnte, und war doch nie zufrieden. Schließlich schlief er kaum noch und verbrachte die Nächte nur damit, sein Geld nachzuzählen. Oft gingen die Bürger spät an seinem Haus vorüber, sahen das Licht und lachten über den Einsamen oder fürchteten sich. Denn man weiß, daß die Drachen sich gern Gold zum Fraß suchen und heimlich die Berge danach aushöhlen und den Städten nachspüren, in denen reiche Bürger wohnen. Vielleicht hatte der Händler auch etwas Schlimmes vor und im Siebengebirge wuchs wieder ein junger Lindwurm, den er speisen wollte? Immer noch kamen Unholde aus den Bergen den Rhein hinab oder aus dem Sand am Strom und verbargen sich an den Ufern und warteten auf ihre Zeit.

Endlich starb jener Händler Feuermann, aber niemand wagte, das Haus zu kaufen, in dem er gewohnt hatte. Er selbst ließ keinen seiner ehrbaren Nachbarn zur Ruhe kommen, immer wieder trieb er sich nachts durch ihre Träume und versuchte, weiter mit ihnen zu handeln. Sie widerstanden tapfer, das sei zu ihrem Lob gesagt, aber zuweilen wurde ihnen doch unheimlich zumute. Denn der Umgänger prahlte von Unholden im Siebengebirge, die hungrig und immer hungriger auf Gold seien, und versprach einem jeden, der mit ihm einen Vertrag abschlösse, für ihn bei den Lindwürmern, wenn sie die Stadt überfielen, ein gutes Wort einzulegen.

Nach einiger Zeit hielten die Leute in Bonn die Störungen durch den Geist nicht mehr aus, und es machten sich zwei beherzte Kapuziner auf, ihn zu bannen. Dem einen scheint es nicht gelungen zu sein; man weiß nicht, was aus ihm geworden ist, niemand hat ihn wiedergesehen. Der andere kam eines Abends spät an die Fähre nach Beuel. Er seufzte schwer unter einer Last auf den Schultern und winkte und stöhnte. Das Boot des Fährmanns lag tief, wie von mehreren Gästen beladen. Der tapfere Mönch hatte den Händler

wohl zum Weichen gebracht, aber nur unter der Bedingung, daß Feuermann einen Sack Gold mitschleppen dürfte.

Der Fährmann hat die beiden glücklich nach drüben bekommen. Man hat den Händler auch später noch oft als Gespenst im Siebengebirge gesehen. Der Unselige ist von Berg zu Berg geirrt und hat lange keine Ruhe gefunden. Er tut den Wanderern kein Leid mehr an; den Bauern sagt er sogar das Wetter voraus, und weil er von dem vielen Gold, das er mitbrachte,

nichts mit sich führt, sondern nur ein Licht in den Händen trägt, lassen die Leute sich von ihm sogar Feuer für die Pfeife geben. Wenn sie ihn indes fragen, wo er seinen Sack mit Dukaten gelassen habe, macht er ein geheimnisvolles Gesicht. Wer weiß, was er damit großzieht?

Der Wind und der Teufel

Man weiß nicht, wie weit die vielen alten Geschichten von Bonn auf Lüge oder auf Wahrheit beruhen. Wer immer aber durch die Stadt läuft, der weiß, daß er in der Nähe des alten Jesuitenklosters den Hut fest auf dem Kopf halten muß, sonst muß er hinter ihm herrennen. Das hat folgenden Grund:

Als der Teufel und der Wind einmal durch Bonn spazierengingen — das ist natürlich schon lange her —, da staunte der Böse über die Klosterschule, die um jene Zeit gerade fertig geworden war. Er wurde mißtrauisch und bat den Wind, eben eine Weile zu warten, er wolle sehen, was die Menschen hier wieder ohne ihn an Neuem erfunden hätten. Immer sei es ein Mißverständnis, fügte er hinzu, wenn etwas Gutes ohne ihn entstünde. „Darum", sagte er seinem Begleiter, „will ich wissen, was hier für Leute wohnen, und ihnen, wenn sie etwas gegen mich haben, Aufklärung bringen! Gleich komme ich zurück!"

Der gutmütige Wind blieb stehen, und der Teufel verkleidete sich, um sich im Kloster umzusehen. Da gab es nun viel Neues für ihn. Er hatte ja auch bald viele gelehrte Dispute, denn er war den rechten Rednern begegnet. Es dauerte schließlich so lange mit dem Zurückkommen, der Wind schlich sich davon.

Aber er hat deswegen immer ein schlechtes Gewissen und stellt sich mitunter wieder ein; vielleicht, daß sein Kumpan gerade das Kloster verläßt? Er ist dann sehr mißmutig, daß er dem anderen versprochen hat, zu warten, bis er wiederkommt, und heult auf, wenn er glaubt zu hören, wie der Freund noch immer disputiert. Aber was soll man machen, wenn die Allzuklugen kein Ende finden?

Erst einmal den Hut festhalten!

Alte Sagen um Bonn

Von Bonn erzählt man sich unter denen, die alte Geschichten weitertragen, daß sich in der Stadt einst Ereignisse abgespielt hätten, die in der Sage fälschlicherweise nach anderen Gegenden verpflanzt wurden.

So heißt es, daß ein Elfenkönig, mit Namen Goldemar, lange den Menschen gut freund war und, wenn auch unsichtbar, auf einer Burg Hardenberg als Gast wohnte. Er war sehr vorsichtig und nahm nie seine Tarnkappe ab, aber er spielte Schach mit dem Schloßherrn und seiner Schwester und wußte zur Harfe zu singen, schöner als die Fahrenden, die sich zuweilen einstellten und sich bewirten ließen. Man konnte Goldemar auch fühlen, wenn er einem Menschen die Hand gab.

Eines Tages kamen neue Gäste. Sie wollten durchaus wissen, wer der Unbekannte sei, mit dem sie ihr Quartier teilen mußten. Heimlich streuten sie also Asche aus und brachten den Elfenkönig zu Fall, um den Abdruck zu sehen. Außer den Füßen schien jedoch alles Wohlgestalt. Da schlug ihnen das Gewissen, und sie versuchten sich wieder mit ihm auszusöhnen.

Aber die Halbschichtigen sind nachtragend; nichts konnte Goldemar dazu bringen, den plumpen und dummen Gästen zu verzeihen. Er verließ das Schloß, wanderte zum Rhein hinüber und gewann bei Bonn eine Königstochter Hetlin, die ihm gehorsam war.

Die Mutter der fröhlichen Hetlin vermochte nicht zu glauben, daß ihr Kind einem von jenseits der Menschen anhing. Sie rief den Held Dietrich von Bern, der in der Nähe war, zu Hilfe. Noch bevor er kam, starb sie. Herr Dietrich aber sah die schöne Hetlin und liebte sie vom

ersten Tag an. Bald schon begann er den Kampf mit dem starken Goldemar und mit den ihm verbündeten Riesen. Der Krieg hat lange gedauert, dann hat Dietrich Hetlin befreit, hat sie selbst zum Weib genommen und ist mit ihr zu seinem Vater geritten, der in Italien hofhielt.

Der schlafende König

Auf dem Wege, der einst aus dem Nordtor von Bonn am Rhein entlang zur Siegburg führte, kommt man am Grab des schlafenden Königs vorüber. Viele Sagen erzählen von ihm, der eines Tages, so heißt es, nach wilder

Zeit sich erheben und ein neues Reich verkünden wird. Manche Sagen wollen sogar wissen, wo er wohnt. Die einen meinen, er ruhe in Westfalen, die anderen in Österreich, wieder andere im Kyffhäusergebirge oder im Norden an der Schlei. Das Grab, von dem ich spreche, liegt zwischen Rhein und Sieg im Wolfsberg und gilt als eine große unterirdische Halle, in der tausend Krieger schlummernd auf ihre Zeit warten.

Einmal hat sich ein junger Schmied dahin verirrt, der sich in den Nebeln, die vom Rhein aufstiegen, verlaufen hatte. Er begegnete plötzlich einem alten Mann, der ihn durchdringend ansah und fragte, ob er vielleicht etwas vom Hufschmieden verstehe.

„Das ist mein Beruf", antwortete der Wanderer.

„Dann hab ich Arbeit für dich!"

Der Greis hat ihn einige Stunden durch den Nebel hin und her geführt; der Junge hat schließlich das Rauschen des Stromes nicht mehr vernommen, nur die Unsichtbarkeit hat nicht aufgehört. Auf einmal hat sich vor den beiden ein Bergtor erhoben, der Alte hat drei eiserne Tore nacheinander aufgeschlossen und den Schmied durch Gänge geführt, die von edlem Gestein leuchteten. Eine Torwache hat sie aufgenommen, und eine Halle voller Krieger öffnete sich. Aber alle Männer schliefen, das Kinn auf der Brust. Mitten in der Halle saß zwischen schlummernden Hauptleuten ein Feldherr oder ein König mit eisgrauem Bart und rührte sich nicht.

Niemand weiß, wann und wodurch der Uralte eines Tages

erwachen wird, und auch dem Schmied ließ man zum Fragen keine Zeit. Nach allen Seiten führten Wege zu Ställen und neuen Schlafsälen, und vor den Türen warteten Pferdeknechte und winkten ihm ungeduldig. Der Graubart begleitete ihn und befahl den Leuten, dem Schmied aufs beste zu helfen. Neben allen Pferden lagen nämlich vier neue Eisen und die Nägel, die dazu gehörten. Das war Werk genug! Es gab aber auch Speisen und einen besonderen Trank, der die Müdigkeit scheuchte.

Dennoch hat der Gesell zuletzt nicht mehr arbeiten können, so erschöpft war er. Dabei gab es noch viele Ställe, die er gar nicht betreten hatte. Sogar der Alte sah ein, daß er genug getan hatte, und riet ihm nur, einige der alten Eisen einzustecken. Dann hat er ihn wieder durch ein Tor nach draußen geführt.

Erst unterm Sonnenlicht ist dem Gesellen eingefallen, daß man ihm keinen Pfennig für all sein Werk gegeben hatte; er wollte noch einmal umkehren und darauf bestehen. Aber das Tor war nicht mehr zu finden. Nur der Alte sah ihm nach. Er hatte ein Gesicht, groß wie der Berg, lachte den

Schmied an und wartete, daß er weiterginge. Dann wurde er langsam zu einem Nebel. Und der Rhein rauschte von fern.

Aber als der Bursche mißmutig eines der schweren Hufeisen aus der Tasche zog, um es wieder fortzuwerfen, glänzte es im Taglicht von Gold. Der Verdrossene merkte, daß er einen reichen Lohn mitbekommen hatte.

Eine Menge von Schmiedegesellen wandern am Rhein entlang; nur alle hundert Jahre, so scheint es, wird einer gerufen. Aber er, den es trifft, wird dann reich belohnt. — Von dem schlafenden König wissen noch viele mancherorts, das sagte ich schon. Es ist jedoch so, daß auch die am Rhein wohl lange werden warten müssen und daß es ein anderes Reich ist, das kommen wird, anders als die Alten und die Gegenwärtigen sich's vorstellen.

Die Hunde des Cassius

Wo sich heute das Bonner Münster erhebt, stand in alter Zeit der Götterstein eines Volks der Ubier, die über den Rhein gekommen

und sich mit den Römern verbündet hatten. Als dann das Christentum beide Völker ergriff, wurde an Stelle der alten Weihestätte eine Kirche errichtet.

Ein hoher Offizier der Römer war bei der Einführung des Christentums von seinen eigenen Leuten wegen seines Glaubens erschlagen worden. Er hieß Cassius und zählte später zu den Heiligen. Sein Andenken wurde im Münster bewahrt.

Es gab gewiß noch lange der Zweifler genug. Viele meinten, der Donnergott der Ubier oder aber der Jupiter der Römer werde eines Tages wiederkehren. Deshalb haben die Christen in der ersten Zeit immer die Glocken läuten lassen, wenn ein Gewitter aufzog. Das ist lange Brauch geblieben.

Später hat man dann nur noch zur Mitternachtsstunde den Heiden Trotz geboten. Es hieß nämlich, daß die Geister der Unbekehrten sich in Bonn um Mitternacht versammelten und, wenn die einen oder die anderen der alten Götter vorüberzogen, sie angerufen und bedrängt haben, doch mit ihren Blitzen auf das Münster zu zielen.

Aber auch die Heiligen, so heißt es weiter, wachten über das Münster und weckten die „Hunde des Cassius", wie man die Glocken einst nannte.

Die alten Götter, die noch so lange in Bonn ihr Wesen trieben, schlafen heute, oder sie haben mit den Christen abgesprochen, dem Münsterturm nichts zu tun. Man läutet nicht mehr, wenn Gewitter aufziehen.

Der Römerturm

Daß auch die Toten der Römer noch oft in Bonn zusammenkamen, hat uns eine Geschichte bezeugt, die ein Bauer aus Dransdorf am Rhein erlebt hat.

Der arme Mann war durch einige schlechte Ernten sehr in Not geraten und machte sich eines Tages auf, um in Bonn den heiligen Cassius um Rat zu fragen, wie er sich weiter durchhelfen sollte.

Als er nun bei den Franziskanern auf dem Kreuzberg gewesen und allerhand Lichtlein hier und da angesteckt hatte, wußte der Bauer nicht recht, wo er die Nacht über bleiben sollte, denn er hatte keinen

Pfennig mehr in der Tasche. Gerade da sah er, als er, schon im Dunkel, das Münster verließ, den alten Römerturm vor sich, und ihm schien, daß auch weltliche Leute Mitleid mit ihm haben und ihn unterbringen müßten.

Sie haben ihn wirklich zu Gast geladen. Als der Dransdorfer vorm Turm stand, sah er plötzlich einige römische Soldaten in Helm und Brustpanzer, die ihm einzutreten winkten. Der Mann ist mit ihnen zusammen quer durch die Mauern geschritten, und es hat ihm nichts weh getan.

Als sie sich aber drinnen in einem großen Gemach fanden, haben die Söldner dem Gast einen Pokal hingeschoben, mit ihnen anzustoßen, und ihn mit vielen Worten begrüßt, die er alle nicht verstand; sie werden wohl in ihrer alten Sprache mit ihm geredet haben. Nur Vivat hat er herausgehört und es eifrig wiederholt. Dann haben andere Römer die Halle betreten, und die Männer, die ihn eingeladen, haben keine Zeit mehr gehabt und nicht viel nach seiner Not gefragt, sondern ihm einfach die Taschen mit Geschenken gefüllt.

Der Bauer wollte sich bedanken, dabei ist er ausgeglitten und fand sich auf einmal draußen vorm Turm. Der Wind wehte hart vom Rhein.

Seine Taschen aber waren noch voll von Geldstücken, er hat gleich nachgefühlt. Darum schien es ihm am besten, zum Wirt im Stern zu gehen und ihm alles zu erzählen und zu feiern, was ihm geschehen war, bevor er zu Hause mit seiner Frau das Glück teilen mußte.

Durch den Wirt ist die Geschichte auch bekannt geworden, so daß sich manche zur Dämmerstunde am Römerturm aufgestellt und den heiligen Cassius oder seine Kameraden erwartet haben. Aber keiner hat eine gleiche Gunst erfahren.

Der schwarze Bock und der Bonner Handschuhmacher

Es ist ja bekannt, daß manche auf einem schwarzen Bock besser reiten als auf einem schwarzen Hengst. So heißt es wenigstens am Rhein. Es gilt nur achtzugeben, daß man nicht einen Bock erwischt,

in dem sich der Böse versteckt hat oder in dem er über Nacht schlafen wollte. Einem Bürger von Bonn, einem wackeren Handschuhmacher, ist es einmal zugestoßen, daß er, als er abends von einem langen Weingespräch heimkehrte, am Niedergang zum Rhein einen Bock stehen sah, den er schon öfter bemerkt hatte. Mit dem Mut, den die Männer zuweilen im Rausch haben, näherte er sich ihm, um ihn zu besteigen.

Nun war es ja so, daß just in jenem Reittier der Teufel Bellhorn es sich hatte bequem machen wollen und daß er nur vorm Schlafengehen noch einmal Ausschau hielt, wie er eine Seele finge und fassen könne.

Da geschah es, daß ein Berauschter geradenwegs auf ihn, den Teufel in der Bocksgestalt, zuging und ihn ohne Furcht am Bart zog. Es verblüffte Bellhorn, und er bekam einen großen Schrecken; wie sollte er wissen, ob nicht ein feindlicher Engel in dem Handschuhmacher verborgen war?

Schlimmer noch, der Trunkene hielt den vermeintlichen Bock nicht nur am Bart fest, er versuchte, so unsicher er sich fühlte, ihm ein Bein über den Rücken zu schwingen, um ihm klar zu machen, daß er reiten möchte. Der Teufel ließ ein Licht aus dem Maul rauchen und noch eins aus dem Schwanz, fuhr jäh wie ein Besessener hoch und wollte auf und davon. Aber der Handschuhmacher hatte Mut für dreie, er ließ sich nicht abwerfen. Er stieg mit Bellhorn bis in die Baumwipfel auf und preschte die Koblenzer Straße entlang, so daß viele edle Herren, die noch in ihren Ämtern saßen, mit Schrecken über das Licht vor ihren Fenstern hochfuhren.

Der Böse merkte dabei auch, daß seine Last schwerer und schwerer wurde. Der Handschuhmacher hatte nämlich sieben Töchter, die zwar ohne Angst vor dem Teufel waren, sich aber viel Sorgen um den Vater machten. Und weil sie wußten, daß er zu reiten vermochte — hui, saßen schon zwei hinter ihm auf — hui, pfiff der Beritt durch die Luft, und auch die dritte wollte dabei sein. Es blieb Bellhorn schließlich nichts anderes übrig, als kopfüber zum Friedhof abzufahren und so lange auf und nieder zu bocken, bis dem tapferen Handschuhmacher das Reiten zu anstrengend wurde.

Als er es merkte, bat der Teufel kläglich, man möge ihn doch freilassen, und versprach, er werde sich weder um den Vater noch um eine der sieben Töchter kümmern.

Wie er das unterscheiden wolle, er kenne doch nur dreie im Dunkel?

Er werde schon achtgeben, zitterte der Böse.

Da stieß die älteste der Töchter den Bock gewaltig in die Rippen, verlangte, daß er sie alle bis vor die Haustür brächte, und stieg dort mit Vater und Schwestern ab und zu den acht Schlafkammern hinauf, dicht unterm Dachboden. Da konnte Bellhorn sich alle Gesichter merken und hat es auch getan. Er hat sich wenigstens von da ab immer gut gehalten, wenn eine schöne Frau aus Bonn in seine Nähe kam, und sich immer erst überzeugt, daß es keine der Töchter des Handschuhmachers war. Er fürchtete sich wohl, sie noch einmal ausreiten zu müssen.

Der Soldat und der Teufel

Unter den Soldaten vom Rhein war manch einer, der vorm dunklen Widersacher keine Furcht hatte.

Einmal war jemand den Werbern in die Hände geraten und nach Spandau gebracht worden, um den Preußen zu helfen. Aber er hatte nach einiger Zeit Heimweh und vertraute sich einem alten Korporal an, einem sogenannten Bockreiter — so hießen die Leute, die junge Soldaten von Spandau nach Bonn und wieder zurückzubringen vermochten. Es heißt, daß sie blitzschnell über alles Land hinwegfliegen und vom Abenddämmern bis zum Wecken jemand in der Heimat zu verbergen wissen.

Aber der Soldat, von dem ich spreche, wollte nur zu den Seinen zurück und bei ihnen bleiben.

Eines Nachts lieh ihm der Korporal, der sein Landsmann war, trotzdem seinen schwarzen Bock und sagte zu ihm, wie er solch einem Tier befehlen und es lenken müsse. Alle bösen Flüche dürfe er nennen, nur den einen heiligen Namen nicht. Der Soldat versprach es, er war ja selbst ein mutiger Mann und hatte die Hälfte seiner Dienstzeit hinter sich. Gleich faßte er den Bock bei den Hörnern,

verwünschte sich „in Teufels Namen" und sauste durch die Luft. Wie einem Drachen fuhr dem Schwarzen das Feuer aus dem Maul.

Als der Soldat schon eine lange Weile geritten hatte und der Rhein von fern zu sehen war, ging der Weg auf einmal steil in die Tiefe. Da bekam der Mutige es doch mit der Angst. „Jesus!" schrie er auf.

Im gleichen Augenblick war der Bock unter ihm verschwunden. Es war ein Glück, daß sich sein Mantel aufblähte, als hülfe ihm eine andere Macht, und daß er auf ihm sanft in einen blühenden Holunderbusch fiel. Da brach er sich weder Genick noch Arm noch Bein.

Aber der Soldat sagte, es sei doch besser, die Zeit abzudienen. Man solle sich als guter Christ nicht auf den Teufel verlassen, es sei eine gefährliche Sache.

DRITTER TEIL:

DIE BURG DES RHEINVATERS UND DIE HEILIGEN ZU KÖLN

Die Burg unten im Rhein

Die Burg des Rheinkönigs liegt dicht oberhalb von Köln. Wie groß sie ist, vermag keiner mit Gewißheit zu sagen. Die aus dem Wasser haben andere Maßstäbe als wir auf Erden. Auch weiß man nicht, ob man die Burg unterhalb von Düsseldorf hinzurechnen muß oder ob, wie die schöne Frau Ley mit ihren Töchtern es verlangt, dort eine eigene Hofhaltung geführt wird.

Man soll nicht zuviel darüber reden, und wenn König und Königin einmal zwisten und eifersüchtig sind, tun wir einfachen Irdischen am besten, als wüßten wir nichts davon, und behalten es für uns. Auch denen bei Hofe ist es verdrießlich, daß die zwei, die so lange Zeit gut miteinander ausgekommen sind, sich zuweilen wegen der Burgen bei Köln und Düsseldorf böse Worte sagen.

Jüngst noch sind sie Hand in Hand bis Utrecht gefahren, um sich anzusehen, ob sie da ein neues Haus für beide bauen sollten, haben es aber wieder aufgegeben, weil ihr Sohn, der „Krumme Rhein", keine rechten Baumeister hat und die Töchter Frau Leys in Düsseldorf, in Amsterdam und Rotterdam ihre heimlichen Vertrauten haben. Auch trägt der Rheinkönig immer sein Ruder bei sich, wie einst die Ritter das Schwert, und meint, er habe Köln oder wenigstens die Schiffergilde dort gegründet und dürfe sie nicht verlassen. Es können sogar andere Gründe vorliegen, so etwa der, daß alle Jungfern, die auf Schiffen geboren wurden, eine besondere Freude an dem Alten haben. Beim Karnevalsumzug wird man gewahr, wie viele Mädchen, die mit dem Wasser zu tun haben, auf seinen Wagen springen.

Der Rheinkönig ist aber auch streng und gibt acht, daß niemand von ihnen noch von den Bürgern und Bürgerinnen der Stadt ungeladen in seinem Haus zu Gast kommt. Es könnte ein trauriges Ende nehmen, und er will es mit den Kölnern gut halten.

Der Graubart ist natürlich älter, viel älter als die anderen, die genannt werden, wenn man von der Gründung seiner Stadt Köln spricht. Es ist ihm indes nicht anzumerken. Über den Bau seiner Burg erzählt man sich, daß er eines Tages mit der Frau Ley den Strom hinabfuhr, weil sie ihm zeigen wollte, wo sie ein Haus am

Unterrhein zu errichten wünschte. Sie war voll guten Eifers und merkte nicht, wie ihr Mann zurückblieb. Er hatte Wasserleute gesehen, die jagten einen großen, knochigen Fisch, wie man ihn im Rhein selten findet. Schon wollte der Rheinkönig fangen helfen, da vernahm er, wie einige Mädchen der Menschen am Ufer wunderschön seinem Strom zu Ehren sangen. Es tat ihm leid, ihre Lieder mit dem Fischfang zu stören, und er gebot Stille. Es waren hübsche Gesichter unter den Singenden, so blieb er, vergaß seine Frau, horchte und rief sogar einen seiner Diener, einen dicken, alten grünen Nöck, er solle alles im Kopf behalten und nachher aufschreiben.

Als die Wasserkönigin, Frau Ley, gewahr wurde, daß sie allein den Rhein hinabfuhr, kehrte sie zornig um und fand ihren Mann, wie er den Mädchen zuhörte. Sie wollte erst schelten, dann horchte auch sie und merkte, daß die Weisen der Menschen fast so schön waren wie die des Wasservolks mit seinen Geigen und Flöten. Und sie ließ dem Rheinkönig seine Freude an den Nachbarn. Er hat den Mädchen und ihren Burschen auf ihre Bitte danach einen Platz für Fähren und Schiffe ausgesucht und dann, weil ihm die Lieder so gut gefielen, seine eigene Burg oberhalb der Stadt gebaut. So begann der erste Hafen am Rhein, und so erklärt es sich wohl, daß auch die Kölner viel singen und malen, das haben sie von den Wasserleuten gelernt.

Die schöne Ley aber hat sich nicht überreden lassen, zu ihrem Mann nach Köln zu ziehen. Sie hat sich unterhalb der Stätte, an der heute Düsseldorf steht, ein Feld unter Wasser abgesteckt und aus der Schar ihrer Söhne Baumeister gerufen.

Herrlich ist auch das gläserne Schloß der schönen Ley, und ihre Töchter, die Uteley in der Mosel und die Witteley, und wie sie heißen, haben sich ansprechende Häuser gebaut. Wenn wir Menschen sie nicht sehen, so haben wir eben nicht die Augen dafür. Der Rheinvater lädt zuweilen Männer zu sich, die er gern gewann. Der Vorsichtige nimmt ihnen aber meist die Erinnerung, wenn sie ihn verlassen. Er mag nicht, daß man über ihn redet. Dann hat der Gast beim Erwachen am Morgen Tropfen auf den Wangen oder auf den Händen und wundert sich und meint, er hätte über Nacht geweint. Aber er spürt noch einen guten Wein auf der Zunge oder den

Nachgeschmack eines seltenen Fisches. Oder er hat gar das dröhnende Lachen in den Ohren, mit dem der Rheinkönig seine Gäste nach Hause schickte. Den meisten ist er ja freund; die Wasserleute gehören zu den Halbschichtigen, die den Menschen gutherzig beistehen, wenn der böse Verlocker sie einzufangen sucht.

Bau der Stadt Köln

Wie später die Stadt Köln wuchs, was die Menschen mit ihrem großen Heiligen erlebt haben, wie der Dom gebaut wurde und die Menschen so fröhlich wurden und wie der liebe Gott sich an ihnen gefreut hat, darüber sind eine Menge Geschichten im Umlauf. Einiges davon will ich erzählen. Denn Köln gehört zum Rhein wie der Rhein zu Köln, und es dünkt mich gut, neben den vielen Liedern der Wasserleute auch das Wort zu setzen.

Zur Zeit des römischen Kaisers Octavian, so berichtet die Chronik der Stadt, wurden die Welschen von den Römern abtrünnig und setzten sich tapfer zur Wehr. Schließlich unterlagen sie und kamen nach langen Kämpfen wieder in die Gewalt der Hauptleute ihrer Feinde. Am Rhein aber saßen andere Völker, die mit den Römern ein altes Bündnis hatten und sich Ubier nannten.

Diese Ubier, die große Tänzer und lustige Burschen waren, wurden nun von dem Volk der Sigambrer, die von Osten kamen, angegriffen, und der Kaiser in Rom sandte seinen Herzog Agrippa, ihnen zu helfen. Agrippa riet den Ubiern, eine feste Stadt zu bauen und mit Mauern zu umwehren, sonst würden die Feinde ihrer Herr. Und weil die Schiffer schon einen Platz wußten, befolgten sie den Rat, sahen sich um, wie andere Städte entstanden waren, und gaben den Bauern das Recht, auf ihrem Markt zu handeln.

Und man baute die Stadt zur Zeit der Geburt der Maria, sagen Leute, die es wissen sollten. So kam es, daß die Mutter Gottes immer mit Freuden auf ihre gleichaltrige Schwester geschaut hat.

Die erste Schlacht um Köln

In der ersten Zeit wohnten auch viele römische Bürger in Köln.

Einer von ihnen hieß Marsilius. Damals belagerte ein anderer römischer Kaiser die Stadt, mit der er sich erzürnt hatte, und sie geriet in Not. Es gebrach besonders an Holz, um von den Mauern aus die Belagerer in hellem Licht zu halten, so daß sie nicht heimlich die Leitern anlegen konnten.

Da riet jener Marsilius, daß die Frauen von Köln sich Helme auf die Köpfe setzten und Schwerter an die Seite bänden, um sich den Anschein zu geben, als seien sie Ubier und machten einen Ausfall, um Holz aus den Wäldern zu holen. Zugleich aber sollten die Männer bereitstehen und durch ein anderes Tor den Truppen des Kaisers in den Rücken fallen, wenn sie gegen die Frauen einen Angriff versuchten.

Der Plan gelang, und Gott gab denen von Köln viel Glück, so daß sie nicht nur eine Menge Feinde, sondern auch den römischen Kaiser fingen.

Nach einigen Tagen sprachen die Bürger ihm das Urteil, er sollte hingerichtet werden. Der Kaiser hielt ihnen indes vor, daß sie von seinem Tode nichts hätten; sie möchten doch eine Bulle mit ihren Rechten aufschreiben, er würde ungelesen sein Siegel daran hängen. Das geschah auch, und die Stadt hat sich immer auf große Freiheiten berufen können.

Marsilius aber ist hochgeehrt gestorben.

Bischof Maternus

Der erste Bischof der Stadt Köln, so berichtet die Chronik, hat Sankt Maternus geheißen. Er kam von Trier und zog von Köln nach Tongern weiter, so daß er drei Bistümer regierte und zuweilen auch dreimal leiblich wurde und in allen drei Städten zugleich in der Christnacht die Messe gelesen hat.

Bei seinem Tode stritt man sich deshalb auch von allen Seiten um sein Gebein. Als die Gläubigen sich nicht einigen konnten, erschien ihnen ein Engel und riet ihnen, den Sarg in ein Schiff zu setzen und ihn fahren zu lassen, wohin der Tote wolle. Da eilte das Boot den Rhein und die Mosel hinauf, und die Trierer nahmen ihn für sich.

Die heilige Ursula und die zehntausend Jungfrauen

Zu jener Zeit war das Christentum schon bis zu den Briten im Norden gedrungen. Einer ihrer Könige hatte eine Tochter Ursula. Sie hatte sich der Welt abgewandt, als plötzlich ein Heidenkönig wegen ihrer Schönheit und ihrer Umsicht sie für seinen Sohn begehrte. Wolle ihr Vater die Tochter aber nicht hergeben, so werde er das britische Volk mit Krieg überziehen.

Da gab Ursula ihrem Vater den Rat, er solle dem anderen ihre Hand versprechen, wenn er noch drei Jahre warte und Christ werde. Zugleich verlangte sie, daß beide Könige ihr fünf der edelsten Fürstentöchter und mit jeder von ihnen tausend Mägde, dazu Schiffe und Zehrung bereitstellten, um vorerst einmal den Rhein hinaufzufahren. Dort wollte sie sich heimlich im Kriegsspiel üben und danach, wenn die Zeit zur Hochzeit käme, dem Werber entgegentreten.

Auf dem Weg aber, als sie sich in der Stadt Köln befand, offenbarte ein Engel der Ursula, sie solle mit allen ihren Jungfrauen nach Rom reisen. Er kündigte zugleich an, daß sie danach, wenn sie nach Köln zurückkehre, den Tod einer Heiligen finden werde.

Ursula gehorchte dem Engel. Sie fuhr mit ihren Schiffen nach Basel und zog über die Gebirge bis Rom. Als sie mit großer Andacht an den heiligen Stätten gewesen war, wanderte sie mit all ihrem Gefolge nach Basel zu ihren Schiffen zurück und fuhr den Rhein hinab.

Inzwischen hatte sich ein Heer der Hunnen vor die Stadt Köln gelegt, davon wußte Ursula noch nichts. Als sie mit den Ihren an Land stieg, fielen die Heiden mordend über sie her. Nur vor der Königstochter gebot der Hunnenherr, Einhalt zu tun, und bat sie, seine Gemahlin zu werden, dann würde er sie schonen.

Ursula weigerte sich aber, ihn zu heiraten. Als sie zum Sterben kam, sagte sie dem Hunnenfürsten an, daß er Köln nicht gewinnen würde. Ihr König, der rechte Gott, wolle es nicht.

Und es geschah, wie die Heilige es vorgeschaut hatte. Der Herr jagte die Feinde durch einen furchtbaren Traum, der über sie alle kam, so sehr in Furcht, daß sie davon abließen, die Stadt weiter zu berennen, und sich vor den tapferen Bürgern über den Rhein

zurückzogen. Die Kölner aber gingen hin, bestatteten die Jungfrauen und errichteten eine Kirche über dem Grab der heiligen Ursula.

Sie hat seitdem der Stadt noch oft ihre Liebe kundgegeben. Als Erzbischof Engelbert die Mauern Kölns berannte, wandelte sie, eine Kerze in der Hand, mit ihrem Gefolge an allen Toren entlang und segnete sie. Und die Feinde erkannten sie und hoben die Belagerung auf.

Das jüngste der Haimonskinder

Der Ritter Reinold war der jüngste der vier Brüder, die man die Haimonskinder nennt. Sie hatten sich zusammen mit ihrem Roß Bayard gegen Karl den Großen erhoben, haben aber auch manch Gutes in Frankreich und in den Niederlanden bewirkt und sind tapfer gestorben. Reinold wurde am Rhein erschlagen und von den Mördern im Strom versenkt. Das hat sich so zugetragen:

Als der Ritter der Welt müde wurde, beschloß er, seine Zeit in Armut und Einsamkeit zu verbringen, und verdang sich bei einem Bauern nahe Dortmund. Als er dann hörte, daß in Köln dem heiligen Petrus zu Ehren eine neue Kirche gebaut würde, ließ er sich auf der Baustätte anwerben und arbeitete so eifrig, daß er immer noch mehr tat als ihrer vier Männer zusammen. Ja, nachts, wenn die anderen schliefen, mischte er den Mörtel und war vor Tag und Tau wieder am Werk.

Kein Wunder, daß die Bauherren ihn lobten und als Vorbild hinstellten. Darüber ärgerten sich die Werkleute und beschlossen, ihn in der Nacht zu überrumpeln. Er war ja oft auch im Dunkeln unterwegs, betete in den Kirchen der Stadt und besuchte die Kranken. Obwohl ein Traumgesicht Rei-nold warnte, ließ er in seinem Arbeitseifer nicht nach, bis einige Entrüstete ihn überfielen und der Tod über ihn kam.

Nach der grausigen Tat erwachte in den Mördern das Gewissen. Sie steckten die Leiche in einen Sack, hingen Steine daran und warfen sie in den Rhein.

Aber an der Stätte, wo sie den Toten versenkt hatten, hörte man in jeder Nacht Gesang aus dem Wasser, dazu strahlte ein Leuchten, als

sei es heller Tag. Die Kranken der Stadt fragten nach ihm, der sie doch immer besucht habe, und es kam ein heilender Engel und sagte ihnen an, wo der Ritter läge, damit sie in seiner Nähe beten konnten.

Als sie nun hingingen, nachzusehen, da verloren sie ihre Krankheit, fanden den Toten und zogen ihn ans Ufer. Und alle Glocken am Rhein fingen an zu läuten.

Aber in der Peterskirche von Köln wollte der Ritter nicht begraben werden. Als der Bischof befahl, ihn dort beizusetzen, wo er am besten geholfen hatte, kehrten die Pferde vor der Tür um, liefen zur Rheinbrücke und brachten Reinold zur Bestattung nach Dortmund. Er selbst hatte sie wohl dorthin geleitet.

Kaiser Karl ernennt einen Bischof

In der Zeit Kaiser Karls fand man auch das Schwert König Etzels im Rhein. Er hatte es bei der Belagerung von Köln verloren und danach suchen lassen, denn es galt ihm viel. Woher es stammte, wußte man nicht, es war einst die Waffe eines großen Zauberers im Osten gewesen und hatte lange unter der Erde geruht, bevor der Teufel sie für Etzel gewählt hatte. Nur mit ihr war es dem Hunnenkönig möglich gewesen, alle Länder im Westen zu besiegen.

Als Kaiser Karl nun hörte, daß Etzels Schwert gefunden sei, brach er von Aachen zum Rhein auf, um es zu besehen.

Auf der Reise vernahm er, daß die Stadt Köln ihre Tore vor jedermann, außer vor ihrem obersten Herrn, verschlossen hielte und daß in ihren Mauern ein heftiger Zwist zwischen Bürgerschaft und Geistlichkeit ausgebrochen sei. Es ging um die Nachfolge des jüngst verstorbenen Bischofs.

Der Streit verdroß den Kaiser. Herr Karl hoffte, Gott werde ihm ein Zeichen geben, wie er ihn schlichten könne, aber es wies sich nichts.

Dicht vor der Stadt Köln ritt der Kaiser eines morgens an einer Waldkapelle vorbei, in der gerade zur Messe geläutet wurde. Da sprang er ab, vielleicht, daß ihm während der Andacht ein Einfall käme, und trat als schlichter Jägersmann in das Gotteshaus.

Als die Messe zu Ende war, wußte der Kaiser noch immer nicht,

was er den Kölnern raten sollte. Er opferte einen Gulden und wollte die Kapelle verlassen. Aber der Priester folgte ihm. „Man gibt nicht einen Gulden, wenn man sein Geld redlich verdient", sagte er bescheiden. „Habt Ihr keine kleinere Münze?"

„Den Gulden behalte für die Kapelle! Nenne noch einen Wunsch für dich", forderte Karl erstaunt.

„Für mich brauche ich nichts", antwortete der Priester. „Aber wenn du ein Jäger bist, Fremder", bat er, „so schicke mir das Fell eines Rehkitz, aus dem ich mir einen Einband für mein Gebetbuch schneiden kann. Sieh, es ist sehr abgegriffen!"

Der alte Mann gefiel dem Kaiser. Und weil Bürgerschaft und Geistlichkeit der Stadt sich noch nicht über die Pfründe einig waren, als Karl schon an das Tor pochte, ließ er den bescheidenen Priester von der Waldkapelle holen und gab ihn den Kölnern zum Herrn. Lange und glückvoll hat er gewaltet.

Drei Bürger aus Köln auf der Flucht

Als nach dem Tode des von Kaiser Karl eingesetzten Hirten sich wiederum ein neuer Streit zwischen dem Erzbischof Konrad von Köln und seinen Bürgern erhob, da lud Konrad einige der Reichsten und Vornehmsten zu sich, als wollte er mit ihnen verhandeln. Aber er ließ sie nicht wieder gehen, nahm sie in Haft und verteilte sie als Gefangene auf seine Schlösser am Rhein.

Und er ließ sie in Härte unten in den Kellern bis zu seinem Tode halten und gelobte, sie würden die Stadt nicht wiedersehen.

Sein Neffe Engelbert war nicht gelinder. Als drei abgesandte Bürger ihn in seiner Festung Are an sein Wort erinnerten, ein besseres Recht zu finden, da nahm auch er sie gefangen, nämlich den von der Aducht, Daniel Jüde und Rütger Overstolz, und verwahrte sie, damit sie nicht entkämen, in der obersten Turmstube der Burg von Are.

Als den Herren die Zeit lang wurde, fingen sie an, Unnützes zu treiben. Der eine versuchte, eine Maus zu zähmen und zu erziehen; der andere erzählte von seinen Schiffen und dem Wassermann, der ihm half, und der dritte malte an die Wand, wie er dem Rheinkönig

beim Karneval begegnet sei. Dann wieder kratzte Herr Overstolz wie ein spielender Knabe dem Loch seiner Maus nach.

Dabei fand er auf einmal Feile und Meißel unterm Holz der Turmstube. Er durchsägte das eiserne Gitter des Fensters, rief die Leidensgenossen zu sich und zerschnitt die Bettücher, um einen langen Strick daraus zu drehen.

Dann ließen die drei sich auf die Erde nieder und flüchteten.

Die Nacht bis zur Frühdämmerung verbrachten sie bei einem Klosterbruder im Vorwerk von Sankt Annen. Als Verfolger von der Burg nahten, versteckte der Wackere sie in einer Käsekiste; die Herren erstickten und verdursteten schier über dem starken Geruch. Aber sobald die Verfolger weiterritten, waren ihre Beine flinker als ihre Ohnmacht; sie kamen heimlich bis Remagen, obwohl die Knechte des Erzbischofs auf allen Wegen nach ihnen spürten.

Die nächste Nacht verbrachten sie bei einem Richter am Rhein. Es war ihnen ein Verräter vorangelaufen, der hatte dem Richter Bescheid gegeben, daß er ein gutes Geld verdienen könne, wenn er die entwichenen Gefangenen erreiche und aufzuheben vermöchte.

„Können wir uns auf dich verlassen?" fragten die Flüchtlinge, als sie bei ihm eintraten.

„Gott möge tun für mich, wie ich euch tue", antwortete der Mann und hieß sie ruhig schlafen.

Als der Morgen anbrach, brachte der Richter sie zum Fährmann des Erzbischofs und hieß sie über den Rhein setzen, auf dem die Eisschollen trieben. „Habe ich recht gehandelt, wird auch Gottes Engel euch weiterhelfen", sagte der Edle.

Es geschah nun das Wunder, daß alles Eis vor ihrem Kahn wich. Hinter ihnen aber schloß es sich wieder, so daß die Boote, auf denen die Männer des Erzbischofs folgten, nicht überzusetzen vermochten. Viele Leute standen am Ufer und sahen dem zu und erkannten, wie der Rhein anders entschied als sie, die sich seine Herren meinten. Und die einen glaubten, es sei ein Wunder von oben geschehen. Die anderen jedoch redeten, Gott habe viel zu tun, wollte Er sich sogar um das Eis auf den Strömen kümmern; das Recht sei aus der Tiefe gekommen, der Rheinvater habe seine Freunde beschützt.

Gewiß aber ist alles nicht ohne Gottes Wille geschehen, auch die

guten Geister gehorchten Ihm.

Die Flüchtlinge gelangten jedenfalls so gut von dannen, daß sie sich heimlich, bis der Friede geschlossen wurde, zu Nymwegen statt zu Köln verbergen konnten.

Bürgermeister Gryn und der Löwe

Nachdem nun seine stärksten Widersacher frei waren, hat der Erzbischof Engelbert es mit der Stadt Köln am Rhein für eine Weile gut gehalten. Zwei seiner Domherren aber ertrugen den Frieden mit den Bürgern nicht und wollten dem neuen Bürgermeister Hermann Gryn ans Leben.

Sie waren vorerst sehr freundlich, luden ihn zum Mittag zu sich, empfingen den Gast aufs herzlichste und zeigten ihm die Räume der erzbischöflichen Residenz. Im letzten Gemach aber hatten sie seit Tagen einen Löwen fasten lassen, der nicht wußte, was er vor Hunger beginnen sollte. Als die Arglistigen vor dem Bürgermeister nun den letzten Raum, wie um ihm seine Schönheit zu zeigen, vorsichtig aufschlossen, knurrte das Raubtier.

Hermann Gryn, vermeinend, der Löwe sei wohlbehütet, öffnete die Tür ein wenig. Da stießen die Domherren ihn in das Gemach hinein und verriegelten es hinter seinem Rücken.

Herr Gryn aber ließ sich nicht schrecken; er wickelte in Eile seinen Mantel um Arm und Hand und zog seinen Degen. Als der Löwe ihn ansprang, stieß er ihm die linke Faust in den Rachen und stach ihm, noch bevor das Tier die Tatzen gebrauchen konnte, unter viel Glück mit der Rechten den Degen unter die Rippen. So kam der Bürgermeister mit dem Leben davon. Die Ratsherren von Köln aber beschlossen, von einem berühmten Maler ein Bild malen zu lassen, auf dem Simson, Heinrich der Löwe und Hermann Gryn, mit ihren Löwen kämpfend, geschildert wurden, der Stadt am Rhein zum Ruhm.

Vom getreuen Köln und dem abfälligen Bürgermeister Unhold

Die Bürgermeister von Köln müssen tapfere Männer gewesen sein

und haben sich gleich denen zu Dortmund, Soest und Hamburg nirgendwo vor die Tür setzen lassen. Sie haben aber auch in schlimmer Zeit Verräter in ihren eigenen Reihen gehabt, Männer, die deshalb nach ihrem Tod keine Ruhe fanden und einen jeden Abtrünnigen warnten, sich gleich ihnen auf schlimme Pfade zu begeben. Unbold hieß einer, der heute noch als Spuk die Stadt durchfährt.

Einmal, als der Erzbischof Rupert von der Pfalz mit seinem Domkapitel und der Stadt in Streit geriet, unterstellte er Köln einfach dem Schutz des Herzogs von Burgund, und der schickte einen Herold, der ankündigte, daß man den Herzog als Erbvogt zu empfangen und seinem Vertreter, dem Erzbischof Rupert, Gehorsam zu bringen habe. Da erhob sich die Bürgerschaft und verschloß die Tore.

Einige aber hielten zum Erzbischof, und wahrscheinlich wäre es zum Kampf innerhalb der Stadt gekommen. Denn der Burgunder schickte um Mitternacht eines der Tage schon heimlich eine Schar, der die Verräter in den Mauern das Tor öffnen sollten.

Zu denen, die es auf sich genommen hatten, den Feind hereinzulassen, gehörte auch einer von der Familie Overstolz. Er haßte die Vielschreier unter den Schöffen so sehr, daß er lieber dem Herzog von Burgund und dem Erzbischof denn dem hohen Rat der Stadt dienen wollte.

Als Overstolz nun schon zur Mauer schlich, den gestohlenen Schlüssel unterm Mantel, um ein Tor zu öffnen, da geschah es, daß er einen feurigen Wagen sah, der an ihm vorüberfuhr, und einen Mann, der ihm mit einem glühenden Stab, den er in den Händen trug, abwinkte. Der Verschworene hielt an, er begriff, daß ein Verwunschener ihn warnte und daß es Unbold war, der ihm unrecht gab — eben jener Bürgermeister von Köln, der sich in allen bösen Stunden der Stadt meldete.

Da erschrak der Junge bis ins Herz über die Erscheinung und rief alle Freunde zusammen. Die wappneten sich, folgten ihm zum Tor und überfielen nun ihrerseits die Burgunder so heftig, daß nicht viele von ihnen das Feld verließen.

Overstolz aber hat bei jenem Kampf sein Leben verloren.

Der Bürgermeister mit dem brennenden Stab ist oftmals der Stadt Köln erschienen, so in der Franzosenzeit und jüngsthin sogar, und hat immer die Jungen gemahnt, dem Reich die Treue zu halten.

Albertus befreit Bischof Engelbert

Von dem hoffärtigen Erzbischof Engelbert von Köln wird noch mancherlei erzählt. Er gewann immer wieder Anhänger in der Bürgerschaft, weil die großen Familien eifersüchtig aufeinander waren. Endlich kamen die Herren alle überein, wohl ihre Fehden auszutragen, versprachen einander jedoch, daß keiner den Erzbischof dabei zu Hilfe rufen dürfe. Ihnen schlossen sich die Grafen am Rhein an, so daß eine große Macht gegen Engelbert zustande kam und der Erzbischof, obgleich er selbst aufs tapferste in allen Schlachten mitkämpfte, geschlagen und gefangengenommen wurde.

Lange mußte er in Ketten beim Grafen von Jülich bleiben, dreieinhalb Jahre. Nicht der Befehl des Kaisers noch die Mahnung des Papstes verhalfen ihm zur Freiheit.

Es war aber ein berühmter Gelehrter in Köln, ein Dominikaner Albertus, der über alle offenbaren wie geheimen Wissenschaften Bescheid wußte. Er besaß ein solches Ansehen bei groß und klein, daß manche ihn gleich Faust und Truhoved für einen Zauberer der weißen Magie hielten.

Albert, den die Seinen Albertus Magnus nannten, war ein Freund des Erzbischofs Engelbert gewesen, der ihm bei all seinen geheimen Versuchen zur Seite gestanden hatte. Der Dominikaner hatte zu anderer Zeit aber

auch den Grafen am Rhein beigestanden und ihnen Metalle eingeschmolzen und nächtliche Erscheinungen erklärt oder wiederholt.

Als der große Magier nun eines Tages im Gewand der Dominikaner rheinab fuhr und zu dem Grafen Wilhelm von Jülich kam, in dessen Burg Erzbischof Engelbert gefangenlag, fragte der Schloßherr ihn, was er ihm als Dienst erweisen dürfe außer dem einen, daß er den Kölner freigäbe.

Da verlangte Albertus, daß er den alten Freund wenigstens

sprechen dürfe.

Er kam nach Stundenfrist wieder zurück, blieb den Abend über Gast des Jülichers und sprach über viele Schlachten, die er in seinem Leben ausgefochten habe. Es klang nicht ganz wie die Stimme des Albertus Magnus; wer sollte jedoch an ihm zweifeln? Dann verabschiedete sich der Gast, um, wie er sagte, zum anderen Abend daheim zu sein, ritt fort und ließ sich von einem Rheinschiff nach Köln bringen. Dort ging er zu Freunden und war dem gefangenen Erzbischof so ähnlich und wurde ihm immer ähnlicher, daß niemand mehr bezweifeln konnte, daß Albertus Magnus, der Zauberer, ihn und sich für eine Weile leiblich vertauscht hatte.

Albertus Magnus hat sich, als der Erzbischof in Sicherheit war, beim Grafen von Jülich ansagen lassen. Er hat erst wie der Eingekerkerte ausgesehen und ist dann wieder er selbst geworden, wenn auch in den Kleidern des Gefangenen. Er hat seinem Wirt aufrichtig erklärt, daß er mit dem Erzbischof für eine Weile den Leib gewechselt habe, daß er aber glaube, auch der Jülicher Herr sei zufrieden. Er würde für jeden gefangenen Freund in gleicher Weise handeln.

Der Graf dankte Albertus Magnus bittersüß für seinen Rat. Er und eine Menge anderer haben ihr Leben lang noch vielerlei von dem Weisen zu hören bekommen, wie überhaupt die großen Zauberer, die ihre Kraft vom Überirdischen herleiten, nicht nur dem Kaiser, dem sie dienten, sondern auch Herren und Volk im Reich manchen guten Rat gebracht haben.

Der Erzbischof Engelbert ist bald danach gestorben. Vielleicht hatte er die Veränderung nicht ertragen. Vielleicht hatte er dem großen Albertus aber auch nur versprochen, daß er im Fall seiner Befreiung keine Unruhe mehr erregen wolle, und der Frieden wurde ihm zu schwer.

Wie Kölner Bürger das Quaken lernen

In der Nähe der Stadt Köln liegt mitten zwischen reichen Weiden und Wiesen ein unergründlicher Teich, ein Wasser, das früher zum Rhein gehört hat und halb zugewachsen ist.

Unten im Teich wohnte, so erzählt die Sage, ein riesenhafter Frosch. Der hat, wer weiß wie lange, auf dem Grunde geschlafen und hat dort auch nichts auszustehen gehabt. Denn die Kölner sind gegen ihre Gäste höfliche Leute und wußten von dem Riesenkerl nur, daß er groß wie eine Kapelle war.

Eines Tages aber hat sich ein Bürger bei den Ratsherren beschwert, daß der Frosch keine Arbeit verrichte, wie es sich in schlechten Zeiten für alle, Menschen und Tiere, gehöre. Und die Ratsherren sind zum Altwasser gegangen und haben den Unhold wecken wollen, um ihn zur Rede zu stellen. Erst haben die Männer Steine in den Kolk geworfen, aber nichts hat sich gerührt. Dann haben sie drei Tage im Rhein geangelt und allen Fang zum Teich gebracht und vermeint, jetzt müsse der Riesenkerl sich weisen. Aber die Frösche fressen keine Fische. Schließlich haben die Ratsherren eine Hexe geholt, eine gutherzige Alte, die nichts dafür konnte, daß viele Tiere und Winde auf sie hörten.

Nun, die Frau hat sich verdreht und sonderbare Worte in den Kolk hinuntergerufen, die wie Griechisch klangen, und alle Herren haben gewartet. Als die Alte danach den Rock angehoben und dem Unsichtbaren etwas vorgetanzt hat, ist wahrhaftig der Riese aus der Tiefe hochgekommen.

Der Frosch erschrak sehr, als er am Rand des Teiches den feierlichen Kreis der Ratsleute sah, die bei seinem Anblick in Ehrfurcht ihre Federhüte schwenkten, und hat ein lautes Quaken vernehmen lassen. Kaum hatten die Herren es gehört, da fingen sie an, die Laute zu wiederholen, und hatten ihre Freude daran. Es ging dabei freilich wunderlich zu: Ein jeder meinte, daß nur die anderen quakten, daß aber er selbst etwas sehr Wichtiges vortrug. Ja, als der Riesenfrosch aus dem Teich stieg und die Herren nach der Stadt begleitete, da begann auch das Volk und die Geistlichkeit, die zusammenlief, zu quaken, sogar die Hunde bellten nicht mehr, und die Hühner quakten. Bis in den hohen Rathaussaal quakte jedermann, statt zu fragen und zu antworten.

Schließlich machten sich die Frauen von Köln auf. Sie wollten dem Unfug ein Ende bereiten, wie es ihnen schon oft gelungen war. Sie versuchten

vielerlei ohne Erfolg, dann schlugen einige vor, noch lauter als der Unhold zu quaken. Und weil sie sahen, daß die Männer mit dem Gast nicht zurechtkamen, sammelten sie sich um den Riesenfrosch und begannen ihre Stimmen zu erheben, all was sie konnten. Das vermochte keiner zu ertragen, sogar der schlimme Gast suchte davonzukommen und in den Rhein zu flüchten. Dicht hinter dem Dom kriegte er das freie Wasser zu sehen und hat sich mit einem letzten Sprung und ungeheurem Plumps in die Flut geworfen.

Da wurden die Kölner wieder gesund.

Es heißt, daß die Düsseldorfer den Riesenfrosch hätten anhalten können, daß sie indes nichts mit ihm zu tun haben wollten. Dann ist er, ohne sich um Arbeit zu bemühen und ohne sich um den holländischen Zoll zu kümmern, den Rhein hinabgelangt.

Aber vorm Meer hat er wieder Angst gekriegt und hat sich irgendwo im „Ouden Rijn" bei Utrecht versteckt.

Die Bürger jener alten Stadt sind klug. Sie ärgern sich nicht, wenn ein Faulpelz zwischen ihnen schläft, und lassen den Riesenfrosch in Ruhe.

Meister Gerhards Domhau

Die Kölner sind stolz darauf, einen der schönsten Dome des Abendlandes zu besitzen. Meister Gerhard hat ihn begonnen.

Der Teufel hat viele Male versucht, den Bau aufzuhalten; es gehen manche Sagen um, wie tapfere Maler, Künstler und Baumeister ihm widerstanden haben.

Aber nach dem Tode Gerhards schien der grimme Widersacher doch sein Ziel erreicht zu haben. Der Dom hat ein halbes Jahrtausend halbvollendet dagestanden.

Über die Gründe erzählt man sich folgendes: Um die Zeit, als der Dombau begonnen wurde, hatte die Stadt auch eine Wasserleitung nötig und gab einem Wasserbaumeister den Auftrag.

Der geriet in Not wegen der Quellen, die alle versiegten, sobald er ihnen nahe kam. Schließlich hat sein Weib, das sich mit der Frau des Dombaumeisters lange ungut gestanden hatte, versucht, sich mit ihr zu vertragen. Denn die Kölner spotteten über ihren Mann, der wohl

eine große Wasserleitung zu bauen, aber nicht die Quellen zu binden vermöchte. Man raunte, daß Meister Gerhard wegen der Brunnen sein eigenes Geheimnis habe.

Das Gerücht war nicht so falsch, wie man denken sollte, der Dombaumeister kannte wirklich die schönste Quelle, sie sprang unter dem Domfundament. Aber er konnte keine Wasserleitung unter den Füßen der großen Quader gebrauchen und hatte sie selbst vermauert. Nur seiner jungen Eheliebsten erzählte er einmal davon, obwohl es selbst bei klugen Frauen nicht ratsam ist, ihnen Geheimes anzuvertrauen.

Als die Not wegen der fehlenden Quellen immer größer wurde, ging also des Wassermeisters Weib eines Tages zu der Feindin und tat, als sei sie glücklich, und ließ fallen, daß ihr Mann nun endlich um die reiche Quelle wisse.

Meister Gerhards Frau kam in Sorgen; vielleicht mußte vieles am Fundament des Domes verändert werden? Statt den Mund zu halten, antwortete sie: „Was willst du? Wenn der Dombauherr deinen Mann nicht an die vermauerte Quelle läßt, wird ihm alles Wissen nichts nützen!"

Da hatte sie ja verraten, was niemand erfahren sollte. Der Wassermeister ging zum Erzbischof und verlangte, daß die Quelle aufgeschlossen werde, damit die Stadt gutes Wasser erhalte.

Es war aber einer der Bösen gewesen, der der Frau des Wassermeisters die List eingegeben hatte — einfach, weil er sich über Herrn Gerhards heiliges Werk ärgerte. Wie es sich bald herausstellte, war die Quelle, die der Dombaumeister gefunden hatte, durchaus nicht groß genug, die Stadt zu speisen, und wurde schon nach einiger Zeit immer geringer. Herr Gerhard erhielt die Erlaubnis, sie wieder zuzumauern, und die Kölner mußten sich nach einer anderen umsehen.

Da verschwor sich der Wassermeister in seinem Ehrgeiz dem Teufel, wenn sein Werk der Quelleitung schneller als der Dombau fertig würde.

Gerhard versuchte danach, so rasch wie möglich am Dom weiterzubauen, um noch zu eigenen Lebzeiten das Kreuz auf den Turm zu setzen. Den Teufel aber verdroß, daß der Quell wieder

eingemauert und daß der Meister so eifrig war. Er dachte nach, wie er ihm die Hoffnung nehmen könnte.

Er suchte schließlich selbst Herrn Gerhard auf und traf ihn hoch oben auf dem Gerüst. Dort gab er sich als ein fremder Baumeister aus und begann ein Gespräch mit ihm, wie lange der Dombau noch dauern werde und ob man wirklich glaube, ihn zu Lebzeiten zu beenden. Er fragte auch nach der Wasserleitung der Stadt, und Herr Gerhard, der wohl ahnte, wer der andere war, wurde trotzig und ließ fallen: „Ich werde den Dom noch selbst vollenden! Der Bau der Wasserleitung der Stadt wird länger dauern."

„Ihr irrt!"

„Ich gehe darüber eine Wette ein", erwiderte Meister Gerhard, „sogar mit dem Bösen!"

„So setze ich dagegen", erklärte der Fremde rasch und gab zu erkennen, wer er war. „Bevor Ihr Euren Dom vollendet, werde ich ein Bächlein mit dem besten Wasser von Trier bis Köln leiten. Und es wird eine Ente drauf schwimmen zum Zeichen, daß ich gewonnen habe!"

„So sei es", eiferte der Meister. Dann erst begriff er, daß der andere nur gekommen war, den Dombau aufzuhalten. Er wußte aber, daß alle guten Geister auf seiner Seite standen.

Danach warb der Meister mit des Erzbischofs Vollmacht doppelt so viele Arbeiter und war noch eifriger und unverdrossener auf der Baustätte.

Aber nach einer Weile erschien wieder der Fremde bei Gerhard. Er war höflich und unterhielt sich eine Weile mit ihm. „Wollt Ihr sehen, wie weit ich bin?" fragte er dann. Und er breitete seinen Mantel aus und lud seinen Feind ein, ihn zu besteigen. Da war er wie ein bequemer Wagen. Auf halber Strecke nach Trier aber ging der Teufel mit ihm zu Boden; aus dem Loch eines verdeckten Ganges sprudelte eine Quelle. „Die Hälfte hab ich! Paßt auf, wenn ich in die Hände klatsche, wird ein Quell mit einer Ente kommen!"

Meister Gerhard machte sich Gedanken; aber seine Stirn glättete sich wieder, er begann zu lächeln. Der Teufel klatschte dreimal in die Hände. Keine Ente kam. Selbst alles Wissen des Bösen reichte nicht hin, er hatte noch etwas vergessen.

Der Dombaumeister sorgte sich dennoch und war bedacht, mit niemandem über das, was an der Wasserleitung fehlte, auch nur zu reden. Und wenn er seinem jungen Weib wohl erzählte, was dem Teufel zugestoßen war, nie erzählte er ihr von dem Geheimnis der Wasserleitung.

Eines Tages aber sprach der Fremde zu einer Zeit, da nur die Frau im Hause war, bei Gerhard vor und fragte nach dem Meister, als habe er ihm etwas Wichtiges mitzuteilen. Er unterhielt sich lange mit dem jungen Weib und war gleich so vertraut und tröstete ihre Sorgen so sehr, daß ihr war, als redete ein Gevatter mit ihr. Dabei verriet sie auch, wie gut sie mit ihrem Mann auskomme trotz allen Werks, das ihn beschäftige, und daß er nur ein einziges Geheimnis vor ihr habe. Aber das sei selbst dem Teufel nicht offenbar.

Sie ließ dabei merken, daß sie gern mehr als der Teufel gewußt hätte.

Der Besucher tat, als ginge es ihn nichts an. Beim Abschied sagte er freilich, daß er als guter Freund Gerhards das Geheimnis wohl prüfen möchte, ob auch der Böse damit zu schaffen habe. Und er schenkte der Frau ein Kräutlein: Wenn sie ihrem Mann das eingäbe und ihn im Traum fragte, würde er alles beantworten.

Dann könne sie ja immer noch sehen, ob sie selbst es einem anderen beichten wolle.

Das schien der Wißbegierigen nicht unerlaubt. Noch am gleichen Abend mischte die Törin ihrem Mann von dem Kraut unter den Wein und hielt ihre Augen offen bis Mitternacht. Dann fragte sie, und Meister Gerhard gab Bescheid über die furchtbare Wette, die er mit dem Bösen abgeschlossen hatte. „Er wird sie nie gewinnen", redete der Schläfer lallend weiter, „solange er nicht mein Geheimnis hat!"

„Und was ist damit?" fragte die Lauscherin gespannt.

„Niemals wird eine Ente aus dem unterirdischen Wasser auftauchen —", und da schien der Träumende zu zögern, " — wenn der Baumeister nicht von Viertelstunde zu Viertelstunde oder alle tausend Schritt ein Loch in die Leitung schlägt. Auf den Gedanken wird er nicht kommen!"

‚Es ist eine so einfache Sache. Dennoch, ich werde es dem Fremden niemals verraten!' nahm sich die Frau des Dombaumeisters

vor. Dabei war ihr zwar, als sei eben noch ein anderer in ihrer Kammer gewesen und hätte gehorcht.

Tapfer sprang sie auf und suchte, aber sie fand niemanden.

Einige Zeit danach stand der Dombaumeister wieder bei den gewaltigen Domkränen und sah zu, wie die schweren Steine hochgewunden wurden. Gut ging der Bau voran; Herr Gerhard lächelte, er wollte die Wette gegen den Bösen wohl gewinnen. Noch einige Jahre, und er würde das Wichtigste vollendet haben. Mochte der Teufel sich mit der Wasserleitung plagen.

Als er dabei spottend in die Tiefe blickte, wurde er zu seinem Schrecken gewahr, daß vor der Domtür ein Bächlein aufsprudelte und den Platz überschwemmte. Und als er sich noch einmal nach unten beugte, schwamm eine weiße Ente schnatternd darin im Pfuhl, und noch eine hob sich auf und noch eine.

Zugleich sah Meister Gerhard, wie eine riesige schwarze Dogge die Planken der Gerüste übersprang und von Geschoß zu Geschoß näher kam — jetzt war sie bei ihm, er wollte sich wehren. Da packte der böse Feind zu und fuhr mit dem Baumeister in die Tiefe.--

Ach, der Teufel versucht immer wieder, die Besten zu greifen, damit sie bei der kommenden Schlacht gegen Gott und die Guten auf seiner Seite dienen. Er schickt sie sogar aus, Freunde zu werben und als Geist umzugehen, und oft gelingt es ihm.

Viele Jahrhunderte hat der Dombau geruht, als Meister Gerhard dem Bösen erlegen war. Manche wollen wissen, daß er alle, die den Dombau wieder aufnehmen wollten, verwarnt oder verstört hat; niemand sollte das Werk zu Ende führen, das er begonnen hatte, es sei denn, daß er selbst es in die Hände bekäme.

Es war wohl auch an dem, daß keiner es vermocht hätte, bevor nicht fünfhundert Jahre vergangen waren. So lange braucht der Teufel, um zu vergessen, was er vorhatte.

Der hilfreiche Kaufherr zu Köln

Ein andermal ist es dem Bösen weniger gut gelungen.

War da ein sehr reicher und wohltätiger Kaufmann, der eines Tages all sein Vermögen verlor, weil seine Schiffe draußen auf der

hohen See von Seeräubern genommen wurden.

Als er nun keinem der vielen Armen noch etwas spenden konnte und die Leute ihn doch alle voll Vertrauen aufsuchten, da meinte er, auf ihn und sein Weib komme es nicht an, wichtig sei, daß die Hungernden Brot hätten. Und er versprach dem Teufel, wenn er ihn wieder reich machen wolle, dürfe er nach zwölf Jahren seine Seele holen. Aber während sie unterhandelten, schien es dem Kaufmann doch besser, seiner Frau Seele statt der eigenen zu Pfand zu geben. Sie war sehr fromm, und er verließ sich darauf, daß gewiß keiner von den Helfern des Bösen wagen würde, ihr näher zu kommen.

Eines Tages sagte er der Gattin also, woher er das viele Geld habe. Es dünkte auch ihr gut, daß man die Kirche versorge und die Armen speise. Nach einigen Jahren wurde sie indes verzagt und bat die Himmlischen, ihr doch gnädig zu sein in ihrer Todesstunde.

Die Zeit ging, auch der Kaufmann machte sich Gewissensbisse und hätte gern mit dem Bösen verhandelt. Aber der Teufel, der ihm auf seinen Ruf erschien, sagte, daß alles genau so ausgeführt werden müsse, wie er unterschrieben habe. Als die Stunde kam, nahm deshalb der Unglückliche seine Frau beim Arm und begab sich mit ihr, um ihr Herz stark zu machen, auf den Weg zur Hölle, den ihnen der Böse gewiesen hatte.

Die Gottesmutter hatte indes ein Einsehen mit der Unschuldigen. Sie nahm die Gestalt der andern an, schob sie ins Dunkel zurück und schritt, ohne daß der Kaufherr es merkte, neben ihm einher. Schon war der Mann der schlimmen Pforte nahe, schon sah er das furchtbare wartende Gesicht, da war es, als fiele ein Nebel, als höbe ein sanfter Wind den großen Abtrünnigen auf.

Der Pfad zur Tiefe hatte sich aufgelöst. Der Weg, den der Teufel von den beiden gefordert hatte, war nicht wiederzufinden.

Der Kölner Glockengießer

Der Böse hat nicht viel Glück mit den Kölnern gehabt, auch nicht, als ihm eine Glocke geweiht wurde, die ein Meister ihm im Zorn zudachte.

War da in der Stadt ein junger Glockengießer, der zum ersten

Male vom Rat einen Auftrag bekommen hatte, nämlich aus eigener Kunst sein schönes Handwerk zu weisen. Er blähte sich vor Stolz und verkündete allen, auch ihnen, die nichts davon wissen wollten, was er vorhabe.

Als aber der erste Guß vollendet und die Glocke aus der Form geschält wurde, hatte sie einen Sprung.

Gleich machte sich der junge Meister daran, das Erz zu zerschlagen und noch einmal zu gießen. Und er zwang den Feuerfluß in die Form, ließ das Werk kühlen und hieb mit dem Hammer die Glocke heraus. Da hatte sie wiederum einen Sprung.

Der Gießer versuchte es zum dritten Male, aber statt zu beten: „In Gottes Namen!" flüsterte er, als der Feuerfluß in die Form rann: „So sei's in des Teufels Namen!"

Und zum dritten Male ließ er das Erz kühlen und schlug es aus der Form. Diesmal war die Glocke ohne Sprung.

Als die Menschen aber das herrliche Werk in den Turm aufhoben und das erste Läuten versuchten, da erschraken sie. Der Klang der Glocke war schrill und grausig, sie wollte nicht aufhören zu lärmen und fuhr fort ohne Unterlaß, so daß die Bürger vor ihrem Leid flohen.

Schließlich beschloß man, die Glocke bei Feuer und Sturm zu brauchen, um die Menschen zu warnen. Da jammerte sie so sehr, daß aller Herzen sich rührten und ein jeder aus dem Bett und aus dem Wirtshaus aufschrak und die Not begriff, die das Erz verkündete.

Von der wiedererweckten Kölner Bürgermeisterin

Einmal, so heißt es, war die Pest in Köln ausgebrochen und es starben Leute ohne Zahl. Auch die weise Frau Richmodis, die dem Bürgermeister von der Aducht angehörte, wurde krank. Als man glaubte, sie sei gestorben, sargten die Trauernden sie ein und führten sie zum Friedhof. Und ihr Mann, der sie sehr geliebt hatte, ließ ihr allen Schmuck; er meinte, so wie er sie zuletzt in voller Schönheit erblickt hatte, wollte er ihr einst wiederbegegnen.

Der Totengräber hatte aber das Gold wahrgenommen, scharrte des Nachts den Sarg wieder aus und wollte den Schmuck stehlen. Da

merkte er, daß Frau Richmodis noch lebte, sie begann zu reden und nach ihrem Mann zu seufzen. Der Dieb entsetzte sich und floh davon.

Nun war Frau Richmodis immer sehr entschlossen gewesen. So schwer es ihr wurde, sie nahm die Laterne, die der Totengräber hatte stehen lassen, schleppte sich geradenwegs nach ihrem Haus am Neumarkt und klingelte das Gesinde aus dem Schlaf. Auch der Hausbewahrer sprang auf und fragte, wer Einlaß verlange.

„Ich bin es doch!" antwortete die Frau; da flohen alle in ihre Betten oder in die Giebelzimmer.

Schließich wurde von der Aducht selbst von dem vielen Klingeln wach, rief nach dem Hausbewahrer und forschte, was es gäbe.

„Lieber Herr", klagte der, „es ist jemand vor der Tür, der will Eure Frau sein und verlangt Einlaß!"

„Das ist ja unmöglich", schrie der Bürgermeister. „Eher würden meine Schimmel oben auf dem Heuboden stehen!" Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, da hörte man Hufe die Treppe hinaufpoltern, und als der Ungläubige aufsprang, waren wirklich seine Schimmel auf dem Heuboden. Vom Tor aber schellte es immer heftiger.

Der Bürgermeister erschrak sehr, er stolperte, das Licht in der Hand, zur Haustür. Vor ihm stand in Wahrheit Frau Richmodis.

Gleich schalt sie, just wie sonst, daß er sie so lange im Frost habe warten lassen, und verlangte nach ihrem warmen Bett. Aber vorher umarmte sie den Bürgermeister, und der wußte kaum, was er vor Freude beginnen sollte.

Die Pferde bekam man nicht so leicht wieder in den Stall. Sie steckten noch am anderen Tag den Kopf ungeduldig aus dem Bodenloch, weil sich vor Aufregung um die Heimgekehrte niemand um sie kümmerte. Schließlich hat man einen Wagen hochhieven und sie hineintreiben und dann langsam sinken lassen müssen. Sie würden sonst heute noch auf dem Heuboden stehen.

Frau von der Aducht aber hat, was geschehen war, in ein Tuch eingestickt, das der Kirche geweiht wurde. Sie lebte noch lange sehr glücklich mit ihrem Mann, hat ihm wieder drei Kinder geschenkt und viel, viel Gutes für ihre Stadt gewirkt.

Die Kunstmaler in Köln

Die Malersleute der Stadt Köln haben einst eine richtige Kammer oder ein Gildehaus, wie sie es nannten, besessen. Sie haben dort oftmals die Hilfe der Heiligen Jungfrau erbitten dürfen.

Eines Tages war nun ein alter Maler, der viel in der Welt umhergekommen war, Goswin mit Namen, nach Köln heimgekehrt, um das letzte und schönste Gemälde seines Lebens zu beginnen. Er betete inbrünstig um das Gelingen, und er hat wirklich ein so herrliches Bild der Gottesmutter gemalt, daß Freunde und Feinde es lobten und ihm den Preis zusprachen.

Als es eben vollendet war, kam auch die Kaiserin durch die Stadt und wollte das Bild kaufen. Aber die aus ihrem Gefolge hatten immer noch etwas daran auszusetzen, so daß der Künstler schließlich meinte, er habe wirklich etwas an dem Gemälde verfehlt, und es nachbesserte.

In der Nacht erschienen indes zwei Engel und stellten die alten Farben wieder her.

Noch einmal machte sich Goswin ans Werk, der Kaiserin zu gefallen, und verbesserte mancherlei nach ihrem Wunsch. In der nächsten Nacht kehrten die Engel wieder und malten die Heilige Jungfrau so schlicht, wie es sich gehörte.

Als nun die Herrscherin zornig wurde und meinte, der Alte betröge sie, da blieb er in einer Vorlaube, um zu beweisen, daß er keine Schuld habe. Die Kaiserin aber schickte einen anderen berühmten Künstler in Goswins Haus, er solle dies und das an den Farben verändern. Als sie danach zum dritten Male kam und sich an dem Bild freuen wollte, fielen vor ihren Augen die neuen Farben ab, die der Freund auf das Gemälde getupft hatte. Da erkannte die Kaiserin, daß die Heilige es anders wollte als sie, und sie wurde zufrieden und gab dem Künstler, was er für sein Werk verlangte.

Ein Buchdrucker läßt sich malen

Ein Bürger Kölns, ein Buchdrucker von Beruf, hatte sein eigenes Bild zum festen Preis bei einem großen Maler der Stadt bestellt, und der tat sein Bestes. Aber sei es, daß der Drucker den Preis abdingen

wollte oder, daß er wirklich unzufrieden mit der Schilderei war, er ließ dem Künstler bestellen, daß er das Bild ablehne, es sei nicht das seinige.

Da malte der Mann, Augustin Bran hieß er, um den Kopf des Auftraggebers eine Narrenkappe mit vielen Schellen und stellte das Gemälde in einem Laden aus, und das Volk sammelte sich und lachte.

Der Drucker hörte davon, er sah sich das veränderte Bild an, lief eilig zum Gericht und verlangte, daß sein Konterfei aus dem Laden geholt werde. Aber der Maler kam, um sich zu verantworten, und hatte Zeugen, daß der Unzufriedene erklärt habe, es sei sein Bild nicht. Warum dürfe er es da nicht in einem Fenster ausstellen?

Rasch mußte der Kläger nun den ganzen Preis erlegen. Und die Bürger lachten von Herzen, und die Kammer der Maler feierte ihr Mitglied unter hohen Ehren.

Warum das Haus „Zum goldenen Kreuz" zu Köln so lange leerstehen blieb

In der ersten Zeit hatten die Buchdrucker im Rheinland es schwerer als anderswo, weil Gutenberg und Schöffer ihr Gewerbe in Mainz sehr heimlich hielten. Man erzählt in der Stadt Köln, wie auch in Utrecht, daß einer der Bürger, die jene neue Kunst für sich nutzen wollten, wegen Zauberei von den Mitbürgern erschlagen wurde.

War da in Köln im Haus „Zum goldenen Kreuz" ein Meister Wassermetz, ein Buchschreiber, der von Flandern an den Rhein gekommen war. Er hatte berühmte Gesellen, unter ihnen auch seine Tochter, und hatte einen hohen Ruf über alle anderen gewonnen.

Nun kam eines Tages jemand, bot sich als neuer Helfer an und legte einige Schriften vor, die waren beinah so schön wie die höchste Kunst des Meisters Wassermetz. Der durfte den Fremden aus Mainz nicht von der Tür weisen; schlimm wäre es gewesen, wenn der Gesell zu einem anderen gegangen wäre. Auch die Tochter hatte Gefallen an ihm, und der Gehilfe bekam als ersten Auftrag, die Psalmen neu zu schreiben.

Er war aber, obschon es eine Arbeit war, die lange Zeit hätte

dauern müssen, bald fertig mit seinem Werk, und sein Buch war so schön geschrieben, daß Wassermetz ihn noch weniger als vorher weiterweisen konnte. Er verlangte nur, um sich vor Zauberei zu schützen, daß der Mainzer fortan bei ihm wohne.

Aber wenn er den Gesellen nunmehr schärfer beobachtete und glaubte, daß der Bursch die Nächte hindurch arbeite, so irrte er sich. Der neue Gast schlief fest auf seinem Lager. Und als der Meister ihn fragte, bis wann er die Psalmen in gleicher Schönheit noch einmal schreiben könne, da gab Kaspar — Kaspar hieß er — sofort eine Frist an und wollte in noch kürzerer Zeit als vorher alles schaffen. Die Tochter des Meisters aber nickte ihm zu, sie war stolz auf das, was er versprach.

Schließlich wurde den anderen Gesellen unheimlich, sie wagten nicht mehr, mit dem Fremden zusammen zu werken. Auch meldete sich ein reicher Neffe des Meisters aus Holland, ein Bibelschreiber, wollte das Töchterchen zur Braut und sprach, um den anderen Bewerber verdächtig zu machen, davon, daß man einer neuen Hexerei beim Schriftmalen auf der Spur sei. Der Herr Kaspar gehöre sicherlich dazu, und der Vater möge seine Tochter wohl behüten.

Das war jedoch nicht einfach; jener Kaspar aus Mainz hatte sich in die Jungfrau versehen, und die hielt zu ihm.

Dann brach auf einmal vieles über den Unvorsichtigen herein. Die Kölner hörten auf Gerüchte, die im Umlauf waren, und es gab deren manche, denn der Mainzer Geselle war ein sehr hoffärtiger Mann gewesen. Eines Tages wurde er wegen Hexerei angehalten, und als er nichts gestehen wollte, den Folterknechten in die Hand gegeben. Die brachten alles aus ihm heraus, was sie hören wollten; nicht lange dauerte es, und der Henker hatte ihn zum Hochgericht zu fahren.

Nun war es in Köln so üblich, daß ein Verurteilter noch einmal an die Stätte seiner Tat geführt wurde, um zu bekennen, und der Henker brachte den Gesellen zu Wassermetz. Aber der Verurteilte hatte nichts zu gestehen. Er schrie statt dessen seinen Meister und den reichen Neffen an, beschuldigte beide des falschen Zeugnisses und verfluchte die Stätte, die ihm Unglück gebracht hatte. Da fiel das Volk, das seinen Karren begleitete, über ihn her und erschlug ihn.

Alle aber, die im Haus des Wassermetz gedient hatten, sind

danach vom Schicksal getroffen worden. Viele haben sich aus der Stadt geschlichen, als mehr von Gutenbergs Kunst bekannt wurde und sie merkten, daß sie einen Unschuldigen bezichtigt hatten. Auch die Tochter, die der Vater dem Gesellen genommen und dem Neffen gegeben hatte, ist kurz nach ihrer Hochzeit gestorben. Unheil kam über das Haus „Zum goldenen Kreuz", das einsam und unbewohnt lange Zeit zwischen all dem frohen Leben am Rheinufer aufragte.

Der verräterische Rabenhorst

Es ist bekannt, daß die Kölner als Richter gerecht und unerschrocken gewesen sind, aber zu allen Zeiten gibt es Irrtümer und Verwirrungen. Warnend erzählt man sich die Geschichte von einem falschen Urteil — falsch durch eines Vogels Schuld.

Einer jungen Schifferstochter hatte die Stadt Köln so gut gefallen, sie wollte seßhaft bleiben, hatte Dienst gefunden und wohl auch schon einen Liebsten im Sinn. Da traf sie zweimal das Unheil, daß im Haus der Ratsfrau, ihrer Herrin, ein goldener Schmuck verschwand. Nur die Hilfe und das Leumundszeugnis aller Mitbewohner bewahrten das Mädchen vor dem Gericht.

Nach einiger Zeit aber war eines Abends ein Halsband aus Edelsteinen fortgekommen, das die Herrin am Morgen für eine Festlichkeit hervorgeholt hatte, und es war niemand anders im Zimmer gewesen als die Schifferstochter.

Da wurde sie angeklagt, und das Gericht verurteilte das Mädchen, obgleich es alles bestritt, zum Tode, und keiner konnte ihm helfen.

Etwa ein Jahr danach zog ein furchtbares Unwetter über die Stadt Köln dahin. Der Sturm zerschlug Scheunen und Schuppen und brachte auch einen alten Baum zum Sturz, in dem zum Erstaunen vieler mitten in der Stadt ein Rabe hauste. Ja, hinter einem der großen Häuser in der Hochstraße war eine Iper geborsten, der Horst des Vogels lag unter dem zersplitterten Holz.

In dem Nestgestrüpp aber fand man Blech und Silber, Kupferschmuck, und unter ihm auch jenes Halsband aus Edelsteinen, das die Frau des Ratsherrn vermißt hatte.

Die Kölner versuchten sogleich, die Angehörigen der

Schifferstochter zu trösten und dem Raben das Leben abzusprechen. Aber der ließ sich lange nicht sehen, und als man ihn danach eines Tages fing und ihm feierlich den diebischen Kopf abschlug, wachte das arme Mädchen davon nicht wieder auf.

Der hohe Rat hat später beschlossen, der Nachwelt zur Lehre die Geschichte festzuhalten. Man hat einen Vogelkorb vor dem Ratsherrenhaus aufgehängt und für alle Vorübergehenden einen aus Eisen gegossenen Raben hineingesetzt. Aber der ist eines Tages fort gewesen. Man sagt, die Wasserleute hätten den Raben erkannt und ihrerseits das eiserne Bild mit all ihrem Zorn bedacht, weil durch die Schuld des diebischen Vogels eine Schifferstochter umgekommen war. Die über und unter Wasser halten gut zusammen und helfen einander nicht nur, sondern vergelten auch, wenn einem von ihnen etwas angetan wurde.

Rheinkönig auf dem Karneval

Die Wasserleute haben manches Gemeinsame mit den Menschen, sagen die Schiffer, die von ihnen wissen. Auf Musik sind sie versessen, und wenn die Nöcke abends ihre Flöte spielen, horchen die auf den Rheinkähnen, und wenn die Matrosen ihre Handorgeln auseinanderziehen, kommen die Unsichtbaren hoch und versammeln sich.

Deshalb auch findet man so viele vom Schiffsvolk beim Fest, wenn die Kölner ihren Karneval feiern, drei Tage lang. Sogar der Rheinkönig, der übers Jahr im Strom haust, kommt bei der Gelegenheit aus der Tiefe hoch und tanzt — wer weiß, mit wem. Eine alte Schute, der „Blumenkasten" genannt, ist einmal dicht unterhalb von seinem Schloß untergegangen, die hat er zu einem schönen Gästehaus umgebaut.

Dorthin lädt der Rheinkönig auch ein, was ihm an Jungfrauen gut gefiel. Aber er tut ihnen nichts an, sondern läßt sie einige Tage wie in einer reichen Burg leben und befiehlt den Fischen, sie zu bedienen und ihnen alles fürstlich einzurichten, wie sie es sich wünschen. Sieben Kammern hat er in dem alten Kahn. Aber am Aschermittwoch läßt der Rheinkönig alles wieder abbauen. Er selbst

tanzt, wenn er über der Erde genug hat, mit hübschen Wasserfrauen über den Karneval hinaus und ruft Freunde hinzu, wie den Windkönig Rause, oder einige von seinen Feldherren oder benachbarten Elfenfürsten, und feiert, wenn andere schon eingeschlafen sind.

Vor langer, langer Zeit, als die Menschen im Niederland noch nicht so viele Deiche gebaut hatten, ist ihm dabei eine sonderbare Geschichte zugestoßen.

Als der Rheinvater in jenem Jahr, das heute ja weit zurückliegt, bei den Kömern getanzt hatte, da gefielen ihm zwei Mädchen. Das eine war lang wie eine Wäscheleine und das andere, klein und rund, nannte sich das Frauenküchlein, weil es ein rotes Kleid mit schwarzen Punkten angezogen hatte. Aber soviel der Rheinkönig mit ihnen tanzte und schön tat, schließlich gefiel ihm eine dritte noch besser, die schnappte er einem im Federhut weg; es schien ihm recht, dem Teufel ein Ärgernis zu bereiten. Weil dann alle drei Frauen gleich freundlich gegen ihn waren, wollte er ihnen etwas Gutes antun und zauberte sie in seine Schute, in den „Blumenkasten" unter Wasser. Dort hatten die Diener schon alles hergerichtet, ein fröhliches Essen, viel Musik und Feuertänze.

Nach einiger Zeit wurde das Frauenküchlein müde und schlief ein, und auch der langen Leine fielen die Augen zu. Da blieb nur noch die dritte wach, die dem Fürsten über alle anderen gefiel.

Als er indes recht zusah, war es seine eigene Frau, die ihn hatte besuchen wollen. „Oh", sagte er. Und das Wort blieb ihm als Neckname.

Der Rheinvater ist ein ernster Mann, der, wie es heißt, nur zu den Karnevalstagen einmal aus seiner Würde fällt und sich dafür sogar den Bart kurz schneiden läßt. Aber es war ihm doch ärgerlich, daß er gerade die schöne Ley in den Kahn geladen hatte; seine Diener und die drei Feldherren und die Gäste grinsten in sich hinein und taten, als merkten sie nichts. Schließlich tröstete sich der Wasserkönig, er meinte, daß nichts besser sei, als Gutes aus Bösem zu machen. Er hörte also nicht auf das Unzeug und die dummen Witze der Trinker, wie Rause, und der schlechten Tänzer, wie etwa seiner drei Fürsten. Er ließ die lange Leine und das müde Küchlein schlafen, tanzte mit

seiner Frau ganz allein und setzte ihr die besten Gerichte in goldenen Näpfen vor. Und die beiden, die einander lange nicht begegnet waren, fanden wieder Gefallen aneinander, Rheinkönig Oh und Frau Ley.

Bis zum Frühling dauerte es mit ihrer Liebe. Die Menschen waren viele Wochen wieder auf ihren Rheinschiffen und in ihren würdigen Rathäusern, und — da hörte man immer noch, wer sie versteht, fröhliche und gute Weisen aus der Tiefe. Und die schöne Frau Ley hat eine Tochter, die Waal, geboren, die hat der Vater schon nach einiger Zeit selbst den Strom hinabgeführt.

Die Heinzelmännchen in Köln

Der Rheinkönig gibt gut acht auf die Unterirdischen, die den Irdischen zuweilen schlimme Streiche spielen. Das war nicht immer so, es ist meistens erst durch die Neugier der Frauen dahin gekommen, daß die Menschen und Zwerge sich erzürnten und daß wir die freundlichen Helfer verloren haben.

Dies und das konnten die Wichtelleute nicht vertragen, so etwa, daß die Irdischen sich über sie und ihre Gestalt lustig machten oder über ihre knurzigen Kinder lachten, die sie bei sich hatten. Noch weniger hielten die Kleinen es mit dem Wasser, weder beim Taufen noch beim Waschen. Unsauber sahen sie mitunter aus, besonders die Eisgrauen! Dafür redeten sie den Kindern der Menschen gut zu, sie sollten sich die Zähne putzen und den Hals reiben, und grinsten und freuten sich, daß sie nicht selbst unterm Wasserhahn standen.

Bis nach Köln kamen sie von ihren Hügeln und haben es auch mit den Bürgern im ganzen gut und freundlich gehalten. Ja, sie sind zuweilen sogar auf die Schiffe geklettert, und hätten die verflixten Bengel ihnen nicht die Schuhe ausgezogen und ins Wasser geschmissen oder ihre Federhüte, auf die sie so stolz waren, auf ein anderes Schiff geworfen, sie wären wohl länger geblieben. Nicht nur die Weibsleute, auch die Jungen tragen ihr gerüttelt Maß von Schuld, so daß viele der Kleinen schließlich verärgert vom Rhein verzogen sind.

Die meiste Schuld an dem Unfrieden aber ist den Frauen

zuzuschreiben.

Es gab nämlich eine Zeit, in der hatten die zu Köln es am besten von allen rheinischen Städten. Für ein Butterbrot halfen ihnen die Kleinen.

Ach, die Handwerker konnten sich recken und strecken, den Bäckermeistern kneteten die Zwerge den Teig, buken ihnen das Brot, schleppten sogar die Mehlsäcke und fegten den Backraum. Im Gasthaus waren längst, bevor die trägen Mägde sich regten, die Fenster geputzt, stand das Frühstück vor den Türen der Gäste, und alles war blitzblank gerüstet für sie, die auf dem Weg zur Werkstätte noch einen Imbiß brauchten.

Am besten hatten es die Schneider. Am frühen Morgen schon waren alle zugeschnittenen Röcke genäht, eingefaßt und geplättet. Die Frauen brauchten nicht zu sticken noch zu klöppeln, das schönste Staatskleid lag bereit.

Die Knirpse wollten nur nicht, daß darüber geredet wurde, und verbargen sich vorsichtig. Es ging eine alte Wahrsagung bei ihnen um, daß alles aus sei, wenn man den Menschen erst im hellen Licht begegne.

Und auch die Kölner wußten davon.

Eines Tages hat jedoch eines Schneiders Ehefrau ihre dumme Neugier nicht einhalten können. Statt den freundlichen Heinzelmännchen für ihr rastloses Werk Kuchen und Milch hinzustellen, streute sie Erbsen auf die Treppe. Sie wollte die Kleinen einmal leibhaft sehen, das war alles!

Es kam aber so, daß gleich der erste, der aus seinem Wandloch schlüpfte und sich an die Arbeit machen wollte, der Länge nach hinschlug und seine Mütze verlor. Allen anderen, die ihm nachsprangen, ging es ebenso — was war das für ein Schreien und Heulen und Bezichtigen! Auf einmal hatten die Heinzelmännchen gemerkt, wer es ihnen angetan hatte. Mit einem husch, husch waren sie wieder in ihren Löchern.

Und keines von ihnen ist zurückgekommen. Am gleichen Tag noch waren sie alle aus der Stadt; die Kölner mußten fortan selbst tun, was die tausend fleißigen Hände für sie verrichtet hatten.

Und die Leute waren so traurig, die Schneidersfrau hat nicht

einmal die Prügel gekriegt, die sie verdiente.

Auch Huhot wandert aus

Am gleichen Tag, an dem beim Schneider die `Heinzelmännchen' auszogen, war etwas anderes in Köln vorgefallen.

Lebte da dicht am Rheinufer noch so ein alter Junggeselle von den Erdleuten, der hieß Huppert Huhot, das heißt Hubert Hochhut. Er half seinen Ackerbürgern nach Kräften, nahm sich dafür freilich allerhand heraus, neckte, wenn jemand zu Besuch kam, den Gast, warf den Leuten die Hüte ab, bevor sie ins Haus traten, und was ihm so einfiel.

Da taten sich einige Halbwüchsige zusammen. Sie hatten gesehen, wie ein Kapuziner einst einem Kranken den bösen Geist austrieb, und wollten es ebensogut vermögen. Krochen also in den Keller, setzten sich im Kreis zusammen, und einer redete allerhand tolle Worte, die er sich gemerkt hatte. Wahrhaftig kam Huppert Huhot ganz erstaunt näher, wunderte sich und schüttelte den Kopf, denn die Bengel machten natürlich alles falsch. Dann aber merkte er, daß es ihm gelten sollte. Schwupp, hatte der erste eine Ohrfeige, dann der zweite und der dritte, und keiner konnte sich wehren. Als schon alle Heinzelmännchen aus Köln ausgezogen waren, war Huppert Huhot noch immer dabei, es denen zu vergelten, die ihn aus seinem Haus hatten ausschwören wollen.

Endlich holte man den Bürgermeister. Der riet, man sollte den Übermut ruhig eine Weile ertragen, es gäbe sich vielleicht von selbst — auch ihm tat der Streit mit den Unterirdischen ja bitter leid. Wer sollte ihm seine Akten in Ordnung halten?

Kaum hatte er aber ausgesprochen, daß man Geduld üben möge, da hatte auch er selbst rechts und links seine Maulschellen. Mit Mühe konnte er in die nächste Kirche gelangen. — Glücklicherweise war da ein besonnener Kapuziner, der mit Huppert verhandelte. Er hat ihm mit all seiner Kraft gedroht, und der Kleine ist schließlich, weil er von einer Rückkehr zu seiner Arbeitsstätte nichts wissen wollte, gegen ein Paar silberner Schuhsohlen und ein Spiel Kegel den Seinen gefolgt und im Frieden aus der Stadt ausgezogen. So sagt

man.

Der letzte Helfer in der Weckschnapp

Ein anderes der Heinzelmännchen wurde, als es Köln verlassen wollte, von einem Funken — so hießen die alten Stadtsoldaten in Köln — am Kragen gekriegt. Der Kleine war so übermütig gewesen, daß er seine Mütze, die ihn unsichtbar machte, in die Tasche gestopft hatte. Nun konnte er sie nicht so rasch wieder herausziehen; da war der Stadtsoldat seiner schon gewahr geworden.

Der „Funke" hat den Knirps in die alte Weckschnapp gestopft, das war eine Gefängniszelle, die nicht mehr gebraucht wurde. Wer da früher hineingeriet, kam selten mit dem Leben davon. Oben in der Decke war nämlich ein Loch, aus dem ein Brot, ein Wecken, hing. Es war so hoch angebracht, daß man es nur durch Springen erreichen konnte. Unter dem Loch mit dem Wecken lag jedoch eine Falltür. Gab man dem Hunger nach und versuchte zu springen, plumpste man nach unten in den Rhein.

Der Knirps wußte wohl, warum man ihm nichts zu essen gab. Aber statt auf den Hunger zu warten, rief er unaufhörlich mit einer sonderbar schrillen Stimme, die man sonst nicht vernahm, in den Rhein hinab. Endlich kam eine Nixe, die hob die Falltür von unten und wollte wissen, warum der Knirps festsäße. Da bat er sie um Hilfe. Und so wenig das kleine Volk sonst nach dem Wasser verlangt, diesmal war es dem Heinzelmännchen lieber als die feindlichen Kölner. Er winkte also der Freundin noch einmal und glitt mit ihr in den Strom. Aber er hat dabei doch vor Angst und Wasserscheu sehr geschrien. Die hübsche Uteley aus der Mosel hat ihn vor Schreck wie ein Stück Holz ans Ufer geworfen und hat sich, weil alle Nöcke sich den Bauch hielten vor Lachen, rasch bis Düsseldorf und in ihrer Mutter Haus begeben.

Es heißt, daß es fast das einzige Mal gewesen sei, daß einer der Weekschnapp entkam. Der Bürgermeister, der das Geschrei des Kleinen bis ins Rathaus gehört hatte, soll den mitleidigen Kölnern durch Ausklingeln bekanntgegeben haben, daß keiner mehr in die Weckschnapp gesperrt werden dürfe, und wem es dennoch geschähe,

der solle sich bei ihm melden.

Die Heinzelmännchen setzen über den Rhein

Wohin die Heinzelmännchen von Köln ausgewandert sind, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Einige sind in die Heide oder in die Wälder gegangen, in denen Vettern von ihnen wohnen, oder sie sind in die Hügel hinabgestiegen um den Schatzgräbern zu raten. Andere aber sind über den Rhein gefahren; das ist nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, wieviel von dem kleinen Volk es heute an Ruhr und Wupper in den Bergwerken gibt.

Man weiß sogar, daß sie gar nicht weit von Köln über den Strom gegangen sind, ganz leise und im Dunkeln, weil die Wasserleute nichts davon merken sollten. Ein Fährmann in der Nähe von Leverkusen wurde im Vordämmern von zwei kleinen Männern geweckt und gefragt, wie viele vom Zwergvolk er wohl an Bord nehmen könne. Das hat er nicht sagen können. Aber sie haben ihm doch geraten, seine große Fähre zu benutzen, und ihm eine Walnußschale voll echten Goldes für jedes Übersetzen versprochen.

Der Ferge hat sich erst sehr verwundert, dann hat er von Freunden gehört, was sich in Köln begeben hatte. Er hat sich denken können, um was es ging, und hat zugesagt.

Erst sind die Heinzelmännchen, so berichtet er, mit feiner Musik herangezogen. Das klang und pfiff ihm in den Ohren, daß er am liebsten getanzt hätte. Dann hat das Völkchen sich gesammelt, und es ist ein Blöken und Muhen von viel kleinem Vieh zu hören gewesen, so daß der Mann erkennen konnte, daß seine Gäste nicht arm waren, sondern große Weiden hier oder in einer Zwischenschicht haben mußten.

Schließlich sind auf schönen goldenen Wagen das Königspaar und die Frauen des Gefolges gekommen, bewaffnetes Fußvolk hinterher und dann Reiterei ohne Ende.

Der Zug hat auch nicht gleich über den Rhein gesetzt. Dreimal, bis zum Mittag, war die Fähre so voll, daß sie bis an den Rand beladen war, als hätte der Ferge einige schwere Lastwagen an Bord.

Er hat auch eine halbe Walnuß voll Gold für jede Fahrt

bekommen, das war viel für ihn, denn er war ein armer Mann. Man bat ihn nur, die Gäste nicht geradenwegs anzuschauen; er mußte immer aufs andere Ufer blicken, das war abgemacht. Die Wichte hatten wegen der Wasserleute ihre Tarnkappen nicht aufgesetzt, sie wollten gleich helfen können, wenn ein Wagen über Bord fiel. Die kleinen Pferde waren sehr unruhig.

Die Nöcke und Nixen, die sicherlich von der Überfahrt wußten, haben getan, als merkten sie nicht, daß die am Ufer sich dreimal in ihre Gewalt begaben; sie sind im Grunde genommen gutmütige Leute und halten Frieden.

Albertus Magnus

Es ist nicht bekannt, wieviel Albertus Magnus von den Zwischenreichen gewußt hat. Wahrscheinlich erfuhren die Menschen seiner Zeit nur wenig davon, weil er noch *vor* dem Streit der Kölner mit ihren Wichtelmännchen gelebt hat und wir nicht einmal sagen können, ob er in einem oder in zwei Leibern über die Erde gewandert ist. In dem einen war er ein Heiliger, der lächelnd half, wenn die Kirche ihn um Rat bat; in dem anderen war er einer der großen Zauberer, die sich heute vor den Menschen verbergen, die aber damals noch frei durch die Straßen wanderten und, wo es ging, den Degen zogen, um dem Teufel eins auszuwetzen oder ihn zu übertölpeln. Der Faust gehörte zu ihnen und der Cyprianus, den sie an der Elbe auch Truhoved nennen, und Paracelsus und Hüssli und eine ganze Reihe anderer.

Nach der Sage war Albertus frömmer als die Freunde, ohne weniger zu vermögen. Er war ja selbst einmal Bischof von Regensburg gewesen, und wenn er danach Professor an der uralten und berühmten Universität Köln und nichts als ein schlichter Dominikaner blieb, so war es vielleicht Bescheidenheit, vielleicht aber auch seine unbändige Lust an den hohen Wissenschaften der weißen Magie.

Es wird erzählt, daß Albertus Magnus Menschen und Tiere so zu fesseln vermochte, daß sie sich die absonderlichsten Dinge einbildeten.

Einmal hatte sein Orden jenseits des Rheins ein Kirchlein im Bau. Die Mönche konnten die Balken indes nicht nach drüben bringen, weil der Strom Hochwasser führte.

Als sie sich nun an Albertus wandten, wollte der erst nicht helfen; sie sollten es nur mit irdischen Mitteln versuchen, meinte er. Sie baten ihn indes immer eindringlicher und erklärten, daß es doch um ihres Ordens willen sein müsse. Da ließ er sich einen schwarzen Hahn bringen und legte ihm mit einigem Zureden die Balken vor. Der Hahn meinte, es seien Strohhalme, er hob einen nach dem anderen auf und flog mit jedem einzelnen über den Strom. Aber wenn die drüben ihm die „Strohhalme" abnahmen, da waren es wieder schwere Balken. Und sie wurden einer neben dem anderen geschichtet, bis beinah genug für das Tagwerk beisammen war.

Gerade um die Stunde kam, so erzählt man sich, ein frisches, lustiges Mädchen von der Arbeit über das Feld, das erkannte nicht, was für ein Zauber im Gang war und daß ein Hahn schwere Balken gleich Strohhalmen aufhob. Sie spottete nur: „Da hat der Herr Albertus ja einen starken Hahn, daß er ihn damit beschäftigt, Strohhalme über das Wasser zu tragen!" Als sie so gesprochen hatte, war der Zauber des Magiers vorüber; allen Mönchen schien, daß die Balken wieder Balken waren und daß keine Rede davon sein könnte, daß der Hahn einen von ihnen aufzuheben vermöchte.

Albertus aber hörte sich die Gespräche an, er lachte und rächte sich an dem ungläubigen Mädchen. Als sie vor einem blühenden Flachsacker stand, gab er ihr ein, es sei ein Fluß, den sie überqueren müsse. Sie zog ihre Schuhe und Strümpfe aus und stieg langsam von Stein zu Stein, so daß die Mönche dachten, die Jungfrau sei närrisch geworden. Danach aber hob sie ihr Kleid an, weil sie glaubte, ihr Rock werde naß, bis sie auf einmal meinte, das Wasser überströme sie, und aufschrie und um Hilfe rief.

Da lachten die Leute; die Jungfer schämte sich über ihre Bewegungen und nahm sich vor, nicht wieder über Albertus zu spotten. Sie wußte jetzt, daß er dem schwarzen Hahn wie ihr alle Einbildung angezaubert hatte.

König Wilhelm von Holland besucht Albertus

Albertus Magnus hat, ein so großer Zauberer er war, nicht alle Wünsche der Menschen erfüllen können. Einmal, so heißt es in der Sage, suchte ihn in einem Winter der eben gewählte deutsche König Wilhelm von Holland am Rhein auf, der einer der edelsten und besten Männer seiner Zeit war. Er war, weil ihm der Friede mit den Friesen nicht so geriet, wie er wollte, oftmals schwermütig. Daher ritt er eines Tages zu den Dominikanern, um mit ihrem Weisesten über Gott und die Welt zu reden.

Er wußte, daß Albertus der weißen Magie mächtig war, und als er ihm nun in Köln begegnete und sie beide drei Tage miteinander gesprochen hatten, denn Herr Wilhelm dachte so frei und gut über die Kirche wie der andere über die Kölner Universität, da schnitten sie die Frage von Krieg und Frieden an. Wilhelm holte sich Rat, wie er dieses und jenes im deutschen Reich am besten und nach dem Willen aller erhöhen und fördern könne, und lud Albertus ein, aufzubrechen und sich die Burg der Herrscher, die er im Haag erbaut hatte, anzuschauen. Da lächelte der Weise und machte ein Zeichen, und sie erkannten beide den Binnenhof von fern, von dem der König sprach.

Als er die Kraft des Magiers empfand, bat Herr Wilhelm, der ein sehr ernster Mann war, doch für einen Abend den Sommer herbeizuzaubern, er sehne sich nach ihm.

Und Albertus schlug wieder einen Kreis um sie beide, da wandelte sich die Landschaft. Der Himmel blaute, und aus den Hügeln und Wäldern rauschten Bäche und springende Quellen. Herden weideten längs blühender Ufer, und König Wilhelm umschlang den Hals des Weisen. „Bleib bei mir, dann hab ich Vertrauen in mein Amt!" Albertus hielt den Sommer überm Rhein eine Stunde lang fest, danach erblindete das Land.

„Was wünscht sich mein Herr weiter?" fragte er. „Ein fröhliches Italien oder Griechenland, oder was mache ich ihm zum Geschenk?"

Da errötete König Wilhelm: „Eines wünsche ich mir, aber du darfst es niemandem erzählen, Albertus! Einmal hätte ich wohl gern die Liebe einer Wunderschönen kennengelernt, die zum ersten Male ihr Herz öffnet. Ich möchte die Hütte sehen, in der sie lebt und an

mich denkt!"

Da seufzte der Weise. „Liebe kannst nur du selbst dir rufen, Wilhelmus! Beste Zauberkunst weckt keine Herzen. Sag mir einen anderen Wunsch, König, lieber König!"

Vom Zauberer Albertus und der Königin Tietisyla

Als der Zauberer Albertus den Mächtigsten auf Erden so in einfältiger Weise nach Liebe seufzen hörte, da legte er selbst die Hände vor die Augen und dachte an die Königin Tietisyla im Osten, die er als Student gern gehabt hatte. Und er verhehlte Herrn Wilhelm nicht, warum das Geheimnis, ein Herz schlagen zu lassen, ihm nicht zugefallen oder in der Jugend zerstört worden sei.

Einst kam Albertus, der in Prag studierte, zu einer Herrscherin, die liebte Musik und Gesang und ließ die fahrenden Schüler, die an ihrer Burg entlangzogen, zu sich holen.

Aber wenn sie sie angehört hatte, rief sie die Knechte und befahl ihnen, die Armen in den Strom zu werfen.

Neun hatte Tietisyla schon töten lassen, bevor auch Albertus an ihrem Tor vorüberwanderte. Sie bat ihn zu sich und fragte, ob er zu singen vermöge.

Als der Student Albertus aber in ihr Zimmer trat, sah er die Schatten der neun Toten und hörte Stimmen, die ihn warnten. Er besaß schon damals die Gabe, Worte Verstorbener zu vernehmen. Und ehe die Königin ihm ihre Gunst erwies, sah er durch ihr Herz. „Neun Knaben schau ich hier in der Kammer", sang Albertus, „sie ist wie ein Schifflein und will auch mit mir versinken!"

Tietisyla wurde bleich und bitterböse und rief die Diener, diesen Burschen gleich ins Wasser zu werfen, noch rascher als die anderen. Die Schergen gehorchten der Königin, fesselten Albertus und versenkten ihn in einen tiefen Strom. Aber der Ertrinkende besprach die Stricke, daß sie zerrissen, und schwamm von dannen.

Die hohe Frau, die fürchtete, daß ihre Untaten verraten würden, schrie ihren Knechten zu: „Ich werde den erhören, der mir den Burschen **mit** seinem Pfeil trifft!" Und die Knechte versuchten sich mit Bogen und Pfeil. Albertus bat Gott um einen Zauber, da wurden

die Pfeile zu Vögeln und flogen über ihn dahin. Und als er sich umsah, war alles rundum Busch und Wald.

So war er der Grausamen entkommen; als der Gerettete den Rhein erreichte, band er den verzauberten Tieren Briefe in die Schnäbel, in denen geschrieben stand: „Die Königin Tietisyla mordete neun, ich sollte der zehnte sein. Haltet euch frei von ihr!"

Da flogen die Vögel nach seinem Gebot über viele Städte und Lande, um der falschen Frau Schande den Nachbarn und dem Kaiser zu melden. Aber Albertus selbst hatte seine erste Liebe verloren.

Nachdem der Weise alles erzählt hatte, nahm er die Laute und sang ein trauriges Lied. Und er sagte Herrn Wilhelm noch einmal, daß er Herzliebe nicht zu wecken vermöchte.

Albertus bittet die Heilige Jungfrau um Weisheit

Es sei auch an dem, erzählte Albertus dem König, daß er eines Tages seine magische Kunst verlieren werde. Als er jung gewesen und seinem Orden gedient, habe ihn eines Tages die große Lust, in Freiheit zu wandern, erfaßt. Und er habe über die Mauer des Klosters flüchten wollen. Aber die Jungfrau Maria sei ihm erschienen, habe die Leiter umgestoßen und ihn gefragt, warum er so schändlich die frommen Brüder verlasse.

Er sei zu dumm, um zu verstehen, was sie ihn lehrten, habe er gesagt und habe sich ihr zu Füßen geworfen. Ach, wenn sie ihm doch die große Kunst der Klugheit eingeben wolle!

Ob er lieber Gottesgelehrtheit oder Weltweisheit gewinnen möchte, habe Maria gefragt. Da habe er um Weltweisheit gebeten, und die Gottesmutter habe sie ihm gegeben. Aber sie habe hinzugefügt: „Weil du Weltweisheit der Gelehrtheit über meinen Sohn vorziehst, sollst du am Ende deines Lebens alle Wissenschaft, die du dir erworben hast, wieder verlieren und so dumm werden, wie du jetzt bist. Und das soll drei Jahre vor deinem Tode sein!" Danach sei sie nicht mehr nahe gewesen.

Als Herr Wilhelm von Holland einsah, daß sie beide ihr Leid trugen, der eine die Schwermut, der andere die Furcht vor einem Verlust seiner Weisheit, wurde er traurig und verließ Albertus

Magnus.

Albertus und die Prinzessin von Frankreich

In Dingen der Herzliebe hat Albertus Magnus noch mancher Männer Wünsche gehört. Aber er hatte nicht nur bei der Königin Tietisyla Böses erfahren. Auch die Tochter der Königin von Frankreich hat lange ihren

Scherz mit ihm getrieben. Es war jedoch viel Schelmerei dabei, denn sie war sehr eitel auf die Freundschaft mit dem Berühmten und ein wenig vernarrt in ihn.

Man hat die beiden in der Pariser Zeit des Albertus, als er noch ein schöner junger Bursch war, häufig bei Hofe miteinander gesehen; oft mußte der Dominikaner dem Fräulein eine seiner lockenden Zaubereien vormachen. Zuweilen hängte er Unsichtbarkeit über sie beide, so daß der Kutscher, obwohl sie noch im Wagen saßen, sie auf einmal verloren glaubte und seine Tiere mit lautem Schrecken zum Schloß zurückgaloppieren ließ. Oder aber es geschah, daß die Prinzessin, während sie den Zorn ihrer Mutter anzuhören hatte, plötzlich in einem Nichts zerging und der spanische Bräutigam und auch der arme Vater sich die Haare rauften, bis sie die Königstochter als Ameise auf einer türkischen Blume wiederfanden.

Das alles und vieles trug sich zu, solange Albertus in Paris in der Kunde der Heiligen Schrift den Doktorhut erwarb. Als er endlich wieder nach Köln zurückkehrte, spielte ihm der Teufel einen Schabernack und gab dem Fräulein in Frankreich ein, dem jungen gelehrten Herrn zum Rhein zu folgen, so daß die Prinzessin vor der Frühmette in St. Gereon auf einmal in der Kirchentür stand.

Diesmal erschrak Albertus gewaltig, sprach mit ihr und schickte sie unsichtbar nach Paris zurück, damit dort keiner von ihrer Reise erfuhr. Nur daß sie später als Königin die Dominikaner besonders gern hatte, ist bekannt geworden. Manche führen es auf die Begegnung am Rhein zurück und auf ihren Wunsch, den einen nicht zu vergessen.

Albertus zaubert einen redenden künstlichen Menschen

In der Zeit, da Albertus Magnus schon als berühmter Doktor der Theologie in Köln weilte, kamen einige lombardische Ritter den Rhein herab und brachten ihm einen Schüler, einen Novizen seines Ordens, mit Grüßen des Großmeisters in Rom. Es war ein Bursche aus dem neapolitanischen Geschlecht der Aquino und nannte sich Thomas.

Viel sprachen die beiden miteinander, und es bereitete Albertus große Freude.

Nach einiger Zeit bemerkte der Junge, daß sein Lehrmeister sich zuweilen für Tage in eine verschlossene Kammer zurückzog. Und weil er wußte, daß Albertus manche Geheimnisse kannte, die das Wissen gewöhnlicher Menschen überstiegen, wurde der Schüler Thomas neugierig.

Eines Tages, als er wieder einmal in die Nähe der Kammer geriet, war die Tür unverschlossen, und der Wißbegierige trat ein.

Damit war er in dem Gemach, in dem sein Meister alle geheimen Kräfte erprobte, Zeitmesser, seltsame Pulver und Schießzeuge vielhundertfacher Art. Unter der Decke schwebten sonderbare Gefäße, dazu Robben und Salamander, Köpfe von Menschen, wie es sie auf Erden nicht gab, Höllenhunde, griechische Phiolen und noch anderes Wunderwerk.

An den Wänden drehten sich Räder und bunte Ringe, entflammten und erloschen wieder.

Am unheimlichsten war eine Frau, die, als Thomas über ein Brett gegen einen Vorhang stolperte, auf einmal vor ihm saß, eine Sarazenin, die ihn freundlich ansah und ihm ein „Salve" zurief, auch sich erhob und ihm die Hand entgegenstreckte. Die Fremde war so kunstvoll hergestellt, daß man nicht unterscheiden konnte, wer sie war, Mensch oder Zauberwerk. Da nahm der von Aquino einen feurigen Stab, der neben ihm stand, und schlug unter dem Schrei: „Apage, satanas!" mit aller Gewalt auf die Gestalt los, so daß sie mit einem tiefen Seufzer zusammenbrach.

Albertus kam aus dem Klostergarten, er sah, was sein Schüler angerichtet hatte.

„Thomas", klagte er, „ach, was hast du getan! Deine Hand hat die

redende Bildsäule zerstört! Es war das Werk, das mich ein halbes Leben gekostet hat."

Das Zauberessen bei Albertus Magnus

Um jene Zeit, in einem Winter, besuchte Wilhelm von Holland Albertus wieder am Rhein, und der Dominikaner, der ein Schelm sein konnte, versuchte, den König aufzuheitern. Als der den berühmten Gelehrten zum Abend zu sich lud, bat er den Zauberer, ihn doch durch eines seiner Kunststücke abzulenken. Albertus griff nach einem Krug Wein, der ihm angeboten wurde, und tat, als wolle er ihn auf seines Gastgebers Wohl erheben. Aber er konnte aus dem Krug nicht trinken, ihm schlugen bläuliche Flammen entgegen. Dem Gefolge ging es nicht anders, so daß der König in Sorge geriet, wie es um den Wein der Gäste stand. Wie um sie zu trösten, verwandelte Albertus die Mahlzeiten, die der sparsame Wilhelm vorsetzen ließ, in herrliche Frühlingsspeisen. Sie schwanden jedoch, während man sie zum Mund führte, und die Herren kauten an den geklöppelten Spitzen ihrer Ärmel.

Des Königs Schalksnarr aber, den der Dominikaner nicht mochte, hatte die Rute seines Hundes im Mund.

Als Albertus am nächsten Tag Herrn Wilhelm und sein Gefolge zu sich bat, empfing er die Gäste im Garten, so daß die Herren schon fragten, ob sie im Schnee speisen sollten. Da verwandelten sich Bäume und Rasen, es wurde ein schöner Herbstmittag. Harfenspieler und Lautenschläger standen bereit, das Gastmahl zu begleiten.

So warm wurde es, einige der Eingeladenen baten, ob sie Mantel und Hut ablegen dürften. Alle speisten im Garten und ließen sich's schmecken. Kaum aber war das Mahl zu Ende, da waren die Vögel fort, die in den Bäumen gesungen hatten, die Blätter fielen von den Ästen, und es wurde so kalt, daß keiner der Herren rasch genug flüchten und nahe genug am Kamin der Dominikaner sitzen konnte.

All das ist damals zu Köln am Rhein geschehen.

Der König und der Zauberer gefielen einander trotz mancher bunter Scherze. Es geht auch ein Gerücht, daß Albertus seinem Herrn mit der Kraft des Steins der Weisen viel Gold verschafft und ihm so

geholfen habe, seinen Freunden beizustehen.

Albertus Magnus hilft dem Papst

Es wird erzählt, daß sogar der Papst von der Kunst des Albertus Gebrauch machte, wenn auch nicht vor den Ohren anderer. Einmal wurde Albertus gerufen, gewichtige Sorgen des Heiligen Vaters um die Städte am Rhein zu zerstreuen. Es heißt, er habe halb Köln auf den Buckel genommen, ohne daß die Bürger es merkten, um zu beweisen, wie fromm die Leute seien. Man weiß natürlich nicht, ob es wahr ist. Gewiß ist jedenfalls, daß man in Rom ein Spiegelbild Kölns sah, gleichwie die Dominikaner ein Spiegelbild ihres Großmeisters gesehen haben wollen.

Während Albertus nun mit dem Papst verhandelte, zeigte es sich, daß einige Priester horchten, und der Gelehrte schlug vor, daß sie allein in einem Boot zusammensitzen und ihre Pläne besprechen wollten. Da fuhren sie auf dem Meer auf und ab. Auf einmal kamen von allen Seiten Feinde auf sieben Schiffen und wollten die beiden gefangennehmen.

„Was sollen wir tun?" fragte der Papst. „Kannst du mir raten, Albertus?"

„Herr", sagte der Dominikaner, „ich könnte uns wohl helfen, es geschähe indes durch mehr, als Ihr mir bisher gestattet habt. Gäbt Ihr mir Erlaubnis, nach meiner Kunst zu handeln, so sollen sie wohl bald von aller Verfolgung ablassen!"

„Tu, wie es dich am besten dünkt", antwortete der Papst. „Ich gebe dir Erlaubnis für dein ganzes Leben, deine Zauberei zu üben. Tu nur nichts Arges damit!"

Kaum hatte er es gesagt, da beschwor Albertus die Verfolger, so daß sie glaubten, es regne Feuer über sie, oder aber, man führe ihnen mit einer gewaltigen Flotte entgegen. So groß an Zahl die Feinde waren, wandten sie sich zur Flucht, und der Heilige Vater und Albertus kamen unbehelligt nach Romaburg zurück.

Die letzten Jahre des Albertus Magnus

Einmal stand Albertus auf der großen Brücke über den Rhein, die von den Kölner Bürgern einige Zeit vorher gebaut worden war. Dabei hörte er viele gute wie auch böse Geister flüstern und sich streiten. Die Abtrünnigen warnten aber die Guten vor Heiland und heiliger Kirche.

Es war verdrießlich für Albertus Magnus, die Worte zu vernehmen. Da war zumal ein Kammermohr, der sich unter den dunklen Geistern wichtig tat und den anderen einen Frauenschuh wies, den er beim Heiligen Vater gefunden haben wollte. Albertus packte ihn, setzte sich dem schwarzen Prahler auf den Rücken, fuhr mit ihm nach Rom und befahl zu zeigen, wo er den Schuh aufgehoben hätte. Da war dem Mohren alles aus dem Gedächtnis entschwunden.

Zur Strafe hat der Weise ihn in Dienst genommen und ihn angestellt, wie die Araber und Griechen den Geheimnissen der Natur nachzugehen und sie zu entschleiern. Fleißig hat der Kleine ihm von da an gedient. Albertus selbst war währenddessen lange bei Alexander dem Großen im jenseitigen Leben und hat ihm vorgeschlagen, mit ihm die Straßen durch Indien zu reiten, die er vor vielen Jahrhunderten schon einmal besucht hatte, um alles, was am Weg lag, schriftlich festzuhalten. Zugleich lud er ihn ein, in Köln hundert Jahre als Gast der Dominikaner zu bleiben.

Man weiß nicht, wie die Unterhaltung ausgelaufen ist. Alexander der Große ist nicht an den Rhein gekommen. Das tut den Kölnern heute noch leid. Dafür ist die Gottesmutter, so sagen die Ordensherren, danach öfter als sonst nach Köln gefahren, um Hochmut zu züchtigen und Taten des Glaubens zu belohnen. So wird erzählt, daß sie einem sterbenden Domherrn, als er prahlte, die Gottesmutter schon nahe zu sehen, noch eben vor seinem Tode eine schallende Ohrfeige versetzt habe.

Auch dem Albertus, der ihr mit seinem Gebet folgte, hat sie keine seiner Torheiten verziehen, nicht einmal die des ersten Fluchtversuchs aus dem Ordensgarten.

Viele Gesänge hatte er auf die Heilige gedichtet und gesungen. „Oft", so heißt es in einer Chronik, „oft konnte man ihn im Garten

des Klosters sehen, wie er unter Tränen und frommen Seufzern die allerseligste Gottesmutter feierte." Sie hat dennoch erfüllt, was sie dem Meister in seiner Jugend angekündigt hatte. Er hat drei Jahre vor seinem Tode wieder alle Gelehrtheit verloren und ist einfältig wie ein junger Bursch gestorben.

Albertus blieb indes dem Orden getreu und den Seinen ergeben, auch wenn er wußte, daß er es besser haben konnte. Viele der Geister, die der Zauberer beherrscht hat, stromauf und stromab, zumal die zwischen Utrecht und Basel, sind bei ihm gewesen, und einige haben ihm lustige Tage angeboten. Er wisse ja jetzt genau, wie lange er noch zu leben habe, sagten sie ihm. Sogar der Rheinvater hat ihn zu Gast haben wollen und hatte schon seine Gemahlin aus ihrem Düsseldorfer Schloß zu sich bestellt. Aber Albertus, der alles durchforscht hatte, was in der Welt ist, der sogar nahe bis an das Fegefeuer gekommen war, wollte nichts mehr von Gelagen noch fröhlichen Abenden mit den Irdischen und den Halbschichtigen wissen.

Er hat dem Rheinkönig den Bürgermeister von Köln und sieben hohe Herren aus dem Rat der Stadt genannt, die ihm freund werden müßten, und sich gefreut, daß der Greisbart sie zu sich lud. Er selbst hat von Tag zu Tag auf den Abschied gewartet, um das große Geheimnis kennenzulernen, das hinter dem Sterben liegt.

Der Fliegende Holländer auf dem Rhein

Es heißt, daß der „Fliegende Holländer", wie man ihn in Utrecht, oder der „Flegende Gheist", wie man in Hamburg seinen Zwilling nennt, in hundert Tagen über das Meer hinweg Indien habe erreichen wollen. Einer von ihnen, der Holländer, hat aber nicht nur die wilde See, sondern auch den Rhein befahren; vielleicht hat er einen Weg unter den Alpen hindurch gewußt, von dem viel gefaselt wird?

Bei Köln ist er vor einiger Zeit noch bestimmt einmal von einigen Bürgern gesehen worden, wie er sein Schiff ohne Wind und ohne Schlepper gegen den Strom rheinauf lenkte.

Es war ein Niedrigwassertag, an dem viele Fahrzeuge festlagen. Die Schiffer hatten Zeit, zu beobachten, wer vorüberkäme. Plötzlich

tauchte eine uralte schwarze Hulk auf und zog den Strom hinauf. Ein Gesicht, vor dem man Furcht kriegen konnte, stand am Ruder. In voller Fahrt segelte das unbekannte Schiff vorbei. Einige der Matrosen, die an Bord waren, antworteten sogar auf die Frage, woher sie kämen: „Von Emmerich!" Mehr durften sie wohl nicht verraten.

Dagegen hat man an der Hulk nichts von leuchtenden Segeln gesehen, die ihr sonst nachgesagt werden. Auch der Himmel über ihr blieb klar. Es hat sich nur im Augenblick, wo sie an den still liegenden Schiffen entlangzog, eine kurze Bö erhoben, nicht länger freilich, als bis sie die Beobachter passiert hatte. Der „Fliegende Holländer" hat also immer guten Wind und kann sich Stürme zaubern, wenn er nur will.

Viele haben auch erwartet, daß an Bord jemand aufstehen werde oder daß der Spuk in anderer Weise eine Wahrsagung über den Rhein hinterlassen werde, so wie oft etwas zurückbleibt, wenn sich eine Erscheinung gezeigt hat.

Aber es war vielleicht schon genug über die Stadt Köln angesagt, und viele hatten das gleiche erklärt: „Wenn die Wagen ohne Pferde mit schrillen Tönen laufen", so hieß die Verkündigung, „wird eine traurige Zeit über den Rhein kommen. Kriegsvolk wird das Land besetzen. Hoffart und Eitelkeit werden nicht ihresgleichen haben; man kann den Grafen nicht mehr vom Bauern unterscheiden, und man wird versäumen, dem Heiland zu danken. Die Menschen werden Wunder schaffen und Gott vergessen über das, was sie selbst verrichten. Und sie werden durch die Luft kommen, und die Frauen werden vor Üppigkeit Kleider tragen, bald zu kurz, bald zu eng."

Spielbernd hieß der Wahrsager der Kölner und war von Beruf Marktsänger. Das Deutsche Reich, kündete er an, werde erst einen Bauern zum Kaiser haben. Der dann nach ihm die Krone trage, werde der Mann sein, auf den die ganze Welt hoffe und der den Frieden für alle Völker bringen werde.

Aber jene Wahrsagung liegt vor dem Besuch des fremden Schiffers auf dem Rhein.

DRITTES BUCH

ERSTERTEIL: DER NIEDERRHEIN

*

ZWEITER TEIL: DER »KRUMME RHEIN«

ERSTER TEIL:

DER NIEDERRHEIN

Der starke Hermel

Am Rhein zwischen Köln und Düsseldorf wohnte der starke Hermel. Die einen sagen, es sei schon lange her, daß er lebte, andere wollen ihn noch gesehen haben.

Die Geschichten, die über ihn umgehen, sind freilich alle einander ähnlich. Sie geschahen zu einer Zeit, als Fremde auf Schiffen den Rhein hinunterfuhren und das Land weithin in Besitz nahmen, so daß es an den Ufern des unteren Stromes bis Emmerich zu einem blutigen Krieg kam. Aber die vom Rhein verloren die Schlacht und mußten den Überwindern jedes Jahr einen Teil ihrer jungen Mannschaft stellen, damit sie für die Sieger arbeite.

Eines Tages war auch ein Bursch darunter, wohl sechs Ellen hoch, der hieß Hermann oder, wie die am Niederrhein sagten, der „starke Hermel". Er kam aus dem Bergischen Land.

Und der Fronvogt der Fremden, der ihn musterte, freute sich und dachte, er werde für drei schuften. Aber das Essen wolle er sich selbst kochen, bedang sich der neue Helfer aus.

Als am nächsten Morgen das Dreschen begann, lag Hermel noch im Stroh. Da weckte ihn der Aufseher und schalt fürchterlich. Ach, meinte der Bursch, für das bißchen Arbeit brauche man ja nicht so früh aufzustehen. Inzwischen solle man ihm nur eine Karre mit Brot und Fleisch bereitstellen. Und der starke Hermel band sich im Wald aus einer Eiche und einer Tanne einen neuen Dreschflegel, hob das Dach der Scheune ab und drosch eine Stunde lang, da war das Tagewerk getan.

Als er danach seine Karre mit Brot und Fleisch forderte, wollte der Fronvogt nichts davon wissen. Hermel schlug einen Ochsen für sich und seine Freunde, um genug Fleisch zu haben, und verlangte einen Backofen voll Brot.

Die Fremden berieten eine Weile, endlich gaben sie ihm zwei Malter Mehl, um für sich und seine Helfer Brot zu backen. Aber das schien ihm nicht genug.

Schon am anderen Tag überlegten der Fronvogt und seine Leute, wie sie den Fresser wieder loswürden. Sie konnten ihm nichts vorwerfen, er war sanft und gutmütig gegen jeden und hielt Frieden.

Da verlangten sie von ihm, er solle vor allem den Brunnen reinigen, und versprachen ihm einen fetten Hammel zum Lohn. Und Hermel stieg in den Brunnenschacht und fing an, den Schlamm hinaufzuwinden.

Die Fremden aber wälzten große Steine näher, ließen sie auf einmal in die Tiefe fallen und meinten, daß Hermel davon zermalmt sei. Der sang gerade ein lustiges Lied und schrie nur hinauf, sie sollten die Hühner weiterjagen, die kratzten ihm die Augen voll Kies.

Die oben verwunderten sich und warteten, bis er mit der Arbeit ungefähr fertig war. „Wenn es die Steine nicht tun, wollen wir's mit etwas Besserem versuchen", sagten sie untereinander. Und sie schleppten eine Glocke an den Rand des Brunnens und stießen sie plötzlich in den Schacht.

„Dank für den schönen Hut!" rief der starke Hermel von unten. Da liefen die Schuldigen voll Schrecken von dannen.

Andere aber wälzten einen alten Mühlstein zum Brunnenrand und ließen ihn fallen. Der starke Hermel wurde jetzt beinah böse, stieg nach oben und trug den Mühlstein als Halskragen. „Seht euch vor mit euren Geschenken!" scherzte er gutherzig. „Und nun gebt mir noch etwas Arbeit bis zum Abend!"

Da wurde der Fronvogt ratlos. Schließlich fiel ihm ein, den Burschen zum Kornmahlen auszuschicken.

Es lag nämlich eine Mühle unweit im Wald, die zu betreten der Teufel niemandem erlaubte; er wollte dort allein für die Hölle arbeiten lassen.

Und die Freunde warnten Hermel.

„Das kommt mir gerade recht", murrte der Starke. „Welcher Teufel ist es? Es gibt mehrere, mit denen ich noch abzurechnen habe!" Und er schleppte das Korn zur Mühle; aber der Böse hatte Angst und zeigte sich nicht. Am Abend kehrte Hermel zurück, aß für vier der Seinen, legte sich schlafen und ließ sich nicht mehr stören.

Am anderen Morgen weckte ihn der Fronvogt. „Du kannst wieder zu den Deinen heimkehren", sagte er zum starken Hermel. „Aber vorher könntest du noch einen Beutel Gold beim Teufel abholen. Ich hab' ihm neulich einiges geliehen, es wird Zeit, daß ich es zurückbekomme!" Und er brachte den Burschen zum Eingang der

Hölle, der lag genau zwischen Köln und Düsseldorf, eben überm Rheinufer. ‚Den sind wir los', dachte der Fronvogt und rieb sich die Hände, diesmal wird er nicht zurückkehren!'

Als Hermel aber die Hölle betrat, sah ihn der Teufel, der für die Mühle zu sorgen hatte, drückte sich davon und holte seinen Obersten, der hieß Folant.

„Was bist du für einer und was willst du?" fragte der starke Knecht und erklärte, warum er gekommen war.

„Das Gold, das du verlangst, kannst du haben", erwiderte Folant und freute sich auf die Beute. „Aber wir müssen erst feststellen, wer von uns der Stärkere ist, und dreimal eine Probe machen!"

„Das können wir tun", entgegnete Hermel.

Da holte der Teufel ein großes Jagdhorn und blies hinein, daß der Boden zitterte und die nächsten Höllenfeuer ausgingen.

„Kann ich auch", sagte der Gast. Und er blies und blies, bis das Horn zersprang und doppelt so viele Feuer erloschen.

„Wir wollen weitersehen", erklärte Folant und riß einen Stein aus dem Boden, der war wie ein Backhaus groß. „Mach's mir nach!" Und er warf ihn zwanzig Ellen weit.

Hermel ergriff den Stein. „Ich will's versuchen", sagte er. „Aber ich will erst ein paar Eichen aus dem Wald holen und dein Gewölbe stützen!"

„Warum das?" fragte der Teufel erstaunt.

„Wenn ich werfe und komme bis an die Decke, könnte sie einfallen", warnte der Starke, „und wir beide hätten den Schaden an unseren Köpfen!"

Da erschrak Folant und meinte, sie sollten es lieber gar nicht erst versuchen; er werde Hermel geben, was er verlange, wenn er nur nie wieder zur Hölle komme.

Sie machten einen Vertrag, und der Teufel rückte den Beutel voll Gold heraus. Aber er schickte Hermel auf einem anderen Weg zu seinem Meister zurück. Folant wollte nicht, daß unter den Menschen bekannt würde, wie stark er war. So kam es, daß Hermel, als er den Weg zum Fronvogt nicht fand, das Gold in den Rhein warf. Er dachte, dort könnten die Fremden es ja suchen gehen, wenn sie sich nicht bei ihm meldeten.

Der Teufel hängt kopfüber

Unterhalb von Düsseldorf, das sagte ich schon, liegt das Sommerschloß der schönen Wasserherrin Frau Ley. Es ist ähnlich dem ihres Gemahls bei Köln tief unten im Strom erbaut und durchsichtig grün.

Der Rheinvater kehrt oftmals bei ihr ein — Güldenbord nennt er das Schloß. An den Tagen, an denen die Düsseldorfer eines ihrer lustigen Feste feiern, kommt er freilich erst spät dorthin. Mitunter muß seine schöne Frau lange warten.

Sie nimmt es ihm nicht übel, wenn er nur kommt. Die Ley hat ein gutes Herz und hat vor kurzem noch den großen richtenden Engel — ich nenne den Namen nicht — gebeten, den Rheinländern alle Keckheit während dreier Tage zu verzeihen. Zugleich hält sie den Teufel so lange unter Wasser, damit er nichts gewahr wird. Aber ich weiß nicht, ob das bloß für die Düsseldorfer oder auch für die Kölner gilt. Der Böse in Köln heißt Joost, er hat kein leichtes Leben. Der andere, der weiter unten wohnt und viel mehr Leute in Bedrängnis führt, heißt mit seinem Zunamen Pitterjong; aber er hat noch einen Höllennamen, auf den komme ich nicht, man müßte da geistliche Herren um Rat fragen.

Ich erzählte, daß die schöne Ley den Pitterjong zum Karneval einfängt und so lange unter Wasser taucht, bis die Tage vorbei sind. Wenn Eisgang ist, wird ihr das leicht; aber es soll sich schon ereignet haben, daß er unter dem Eis entlangrutschte und bei Rotterdam hochkam. Deshalb ist es besser, sie hält ihn fest, bis der Rheinvater erscheint. Er soll sich nur nicht zu sehr verspäten. Heimlich denkt die Leymutter doch mit Sorgen an alles.

Einmal brach der Teufel bei Düsseldorf auch die Tür seines Gefängnisses auf, sauste wie ein Pfropfen durch das Wasser nach oben, stieß sich den Schädel furchtbar an der Eisdecke und fand dann ein Loch, um aufs Eis zu kriechen. Da mußte Pitterjongeken sich ja erst besinnen, wo er sei, der Kopf brummte ihm noch. Auch war er pudelnaß, und es war sehr kalt.

Dennoch, der Böse wollte auf und davon und den Karneval sehen.

Die Ley war jedoch gewahr geworden, daß er sich befreit hatte; sie lief hinterdrein und erwischte ihn gerade noch, bevor er auf festen Boden gelangte. Da hängte sie ihn kopfüber an eine Wolke; Pitterjong sah alles verkehrt herum, das Gute schlecht und das Schlechte gut, und war mit sich zufrieden.

Als der Rheinkönig kam, gefiel es dem nicht, daß seine Frau sich einmengte. Er wollte, daß die Menschen den Streit mit dem Teufel selbst austrügen und auf ihre Weise kämpften.

Glücklicherweise war gerade am anderen Tag Aschermittwoch, da hatte der Böse weder oberhalb noch unterhalb der Erde etwas zu melden.

Damals besuchte der Rheinvater öfter das Schloß Güldenbord. Er war nämlich sehr stolz auf die Kinder, die ihm die Frau geschenkt hatte, man gab ihnen auch Namen nach mancherlei Gevatterschaft. Eine junge Wasserfrau hieß die Waal, die erwähnte ich schon; eine andere hieß Vecht. Die dritte, die Yssel, suchte den Weg zur Zuidersee.

Der Älteste, den die Schwestern den „Krommen" riefen, sollte eigentlich dem Vater das Bett zum Meer fertig graben. Er blieb verwachsen und schrumpfig; auch die Niederländer nannten ihn deshalb kurz den „Krommen Rijn". Aber auf seine Töchter war der Alte stolz, lobte die Wildfänge und versprach einer jeden ein eigenes Reich. Darüber verlor der Krumme den Mut und gab viel von dem, was er an Flut und Schiffahrt hatte, den Schwestern.

Nachtmahren

Es gehen außer den Wichtelmännern und dem Wasservolk am Unterrhein noch andere Leute um. Einige Menschen hatten viel Verdruß durch Mahrfrauen, die über den Strom hin und her schwebten, fast unmerkbar, wie flinke Glühwürmer. Waren sie aber bei ihnen, denen sie den Schlaf stören wollten, hatten sie wollige Pfoten und strichen ihnen damit über das Gesicht.

In der Franzosenzeit standen zwei Düsseldorfer auf einem Bauerngehöft auf Wache und meinten, es sei gar nicht nötig, achtzugeben, sie könnten sich ruhig in die Scheune legen. Einer der

beiden war aber ein ungetreuer Bursche, der drüben, auf der anderen Seite des Rheins, eine Liebste besaß und zugleich mit der Bäuerin anbändelte.

Als er schon mit kleinen Steinen an die Fenster der Frau warf, sah sein Wachkamerad, wie über den Rhein ein Lämpchen herüberhuschte, das bei dem Ungetreuen weilen blieb, und wie ihn auf einmal jemand verprügelte, so daß er jämmerlich schrie. Als der Kamerad ihm beistehen wollte, fuhr etwas Fremdes sogar ihm ins Gesicht. Da erwachte er und merkte, daß er nur geträumt hatte. Er meinte jedoch, es sei wohl besser, wieder auf Posten zu ziehen. Auch hatte der andere wirklich ein fürchterliches Geschrei gemacht; vielleicht hatte es den Wachtmeister geweckt und er würde bald vorüberkommen?

Der Wilde Jäger in den Zwölften

Es sind am Niederrhein noch andere Geschichten im Schwang, so von Frauen und Männern, die des Nachts wegen einer Untat als Werwolf umgehen und alles zerreißen, was ihnen in den Weg kommt. Aber die guten Wünsche gelten heute mehr, auf sie hört der liebe Gott, der hinter allem steht.

Am Heiligen Abend, so meinen manche Bauern, erlaubt Er schuldlosen Menschen sogar, das Wasser zu besprechen, daß es zu Wein werde. Und wenn man in den Stall geht, das wird von vielen berichtet, vernimmt man, wie die Tiere mit menschlichen Stimmen reden und etwas voraussagen, was für das kommende Jahr wichtig ist.

Der Wilde Jäger fährt zu Beginn oder zum Ende der Zwölften öfter über den Strom als über das Land, und er ist gut zu allen Wackeren und Tapferen. Mitunter verstecken sich Neugierige auf den Enteninseln im Rhein und bitten ihn, wenn er vorüberkommt, um ein Pferd oder um einen Hund. Einmal, es war unweit von Duisburg, gingen in Schwanenkleidern drei Frauen aus seinem Gefolge neben drei solchen Heimlichen nieder; sie wußten nichts von ihnen und wollten Freundinnen beim Wasservolk besuchen. Als die im Versteck aber die Gelegenheit ergreifen und den Frauen die

kostbaren Gefieder stehlen wollten, die sie just ablegten, kehrte der Wilde Jäger zurück. Und er hat ihnen mit so schrecklichen Prügeln gedroht: die drei haben, statt sich von ihm etwas zu erbitten, fußfällig bei den Schwanen-jungfern um Vergebung flehen müssen.

Zuweilen haben aber auch die Frauen die Schuld. In einer Neujahrsnacht sind die aus dem Gefolge des Wilden Jägers in weißen Gewändern sehr lustig gewesen, vielleicht hatten sie mit den Wasserleuten im Schloß Güldenbord gefeiert. Sie sind am Rhein niedergegangen, und eine packte den lautesten einiger Männer, die singend am Strom entlangliefen. Die Schwanenjungfer riß ihn einfach zum Tanz mit sich und hat ihn so wild durch die Luft gewirbelt, daß er ohne Rock und Hut und Schuhe wieder landete und drei Tage das Bett hüten mußte, bevor er sich vom Tanz erholt hatte.

Wer geziemend und höflich der Wilden Jagd begegnet, für den bleibt mitunter ein gutes Geschenk am Straßenrand, ein Hufeisen, das Glück bringt, oder gar ein Hündchen, das Gold spuckt. Einmal ist auch einem Duisburger ein kostbarer Esel zugelaufen — es wird einer der Esel gewesen sein, die von der Mondfrau Mage für die Menschen gedacht waren und die dreimal am Tag einen goldenen Ballen Äpfel rollen lassen.

Darüber wissen die Müller am Niederrhein mehr; es heißt aber, daß sie das Geheimnis sorgsam hüten und vorsichtig die Esel bei ihrer Mühle halten, weil auch die Wasserleute davon erfuhren und die Müller doch gern verhindern möchten, daß die Äpfel in den Rhein rollen.

Die Weiße Frau im Düsseldorfer Schloß

Von Düsseldorf hört man mancherlei Sagen. Im alten Schloß ging lange die „Weiße Frau" um, eine unglückliche Herzogin, die um einer schweren Schuld willen ihr Leben verlor.

Sie stammt, so behaupten einige, von den Schwanenkindem oder deren Enkelinnen, die im Schloß von Kleve aufwuchsen, und muß noch heute durch die Nächte wandern, um den Gästen der Stadt Düsseldorf Gutes anzusagen oder sie zu warnen.

Niemand weiß, warum es ihr so auferlegt ist. Vielleicht, so

vermuten viele, hat sie sich in rechter Sorge um ihre Stadt von Gott erbeten, von Zeit zu Zeit zu den Menschen heimzukehren und sie fröhlich zu stimmen? Vielleicht will sie auch nur Bürger, die auf schlimmen Wegen sind, rechtzeitig zum Guten zurückführen?

Die Weiße Frau pflegte stumm durch das „Schwanenzimmer" des Schlosses zu gehen. Während andere, die gleich ihr keine Ruhe finden, sich laut oder gar gellend ankündigen, hört man sie kaum. Im Herzen der Menschen klingen ihre Wünsche wider, und vielleicht ist es wichtig, daß sie statt durch viele Worte durch ein Lächeln den Irdischen ihren Rat gibt. In der ganzen Stadt will man sie jüngst noch gesehen haben; fast immer ist es Güte, die von ihr ausstrahlt.

Man weiß nicht, um welcher Schuld willen sie hat sterben müssen und warum sie in Düsseldorf umgeht. Vielleicht wird sie selbst eines Tages die Lippen öffnen.

Von der reumütigen Gunhild

Ein altes Volkslied erzählt von der reumütigen Nonne Gunhild, die in einem Rheinkloster bei Düsseldorf lebte — mög solche Reue vielen Herzen geschenkt werden!

Ihr Beichtvater war ein schlimmer, zudringlicher Gesell, aber ein Engel Gottes hatte Gunhild lieb. Er kam oft im Traum zu ihr und gab ihr besseren Rat. Lange kämpften die beiden, der Engel und der Beichtiger, um Gunhilds Seele.

Dann gewann der Unhold, und die Nonne floh eines Tages mit dem Verführer in die weite Welt.

Der Mann war schlecht; er lebte einige Zeit mit ihr in Saus und Braus, danach, als er alles, was sie besessen, verschwendet hatte, legte er sich als Strauchdieb an die Straßen.

Die Büttel des Herzogs fingen ihn jedoch und brachten ihn zu Düsseldorf an den Galgen.

Da mußte die arme Gunhild betteln gehen. Sie wurde von tiefer Reue ergriffen und kehrte sich ab von dem, was sie getan hatte, und wanderte, bis sie eines Nachts vor ihrem Kloster stand. Und sie pochte an die Tür, weinte und bat die Schließerin: „Laßt mich büßen, aber nehmt mich wieder auf!"

Die Äbtissin, zu der man sie wies, war sehr erstaunt. „Was klagst du verworren und was willst du bereuen, Gunhild? Wie kamst du zu diesem abgetragenen Kleid? Warst du denn nicht immer bei uns? Hast du nicht mit himmlischer Stimme unter uns gesungen, hast du nicht vor meinen Augen den Leidenden geholfen — wofür willst du Buße tun?"

Dann führte die Äbtissin sie in ihre Zelle. Aber nur Gunhild sah, daß eine engelschöne Gestalt am Fenster stand und sich nach ihr umwandte. Die Fremde nickte der Heimkehrenden zu und verschwand wie ein Nebel. Wer es gewesen ist, weiß niemand; sie hatte Gunhild all die Zeit im Kloster vertreten.

Das Standbild des Herzogs und die Kritiker

Von Düsseldorf wäre noch viel zu erzählen, vom alten „Breidenbacher Hof" und seinen Schätzen wie auch von den Herzögen der Stadt. Mir fällt ein, was als lustige Geschichte von einem Düsseldorfer Bildhauer, Meister Grupello, umgeht.

Der Kurfürst Johann Wilhelm hatte sein eigenes Reiterstandbild in Auftrag gegeben und es auf dem Marktplatz der Stadt aufstellen lassen. Und es gefiel ihm so gut, er dankte dem Meister vor allen Höflingen und bot ihm seine Hand.

Das verdroß die Herren sehr, sie begannen, dem Kurfürsten Abträgliches ins Ohr zu flüstern und ihm darzulegen, was alles am Standbild verfehlt sei. Es dauerte so lange, bis Jan Willem selbst glaubte, daß noch Änderungen nötig seien. Er ließ es den Meister wissen.

Der Bildhauer war erst sehr traurig und lief einige Abende am Ufer des Rheins auf und ab. Schließlich tauchte einer der Alten aus dem Strom hoch und fragte, was er für Kummer habe.

Da mußte er es ihm sagen.

Der Wassermann, der wie viele seiner Art selbst zur Zunft der Maler gehörte, dachte nach und flüsterte Grupello einen guten Rat ins Ohr.

Was tat der Meister? Er baute ein Viereck von Holzwänden um das Denkmal, zündete Feuer an und hämmerte und wirbelte ohne

Ende. Sieben Tage ging es so, dann riß der Künstler den Holzverschlag ab und kehrte von der Straße, was er an Spänen und Flicken der Arbeit hatte liegen lassen.

Und er lud zu Pfingsten den Kurfürsten, seine Frau und alle Höflinge hinzu. Und sie besahen das Werk.

Da meinten die meisten ja, der Bildhauer habe ihre eitlen Ratschläge befolgt. Die gescholten hatten, lobten, und sie, die dem Meister abgünstig gewesen, schmeichelte es, daß er noch um ihr Wort wußte. Der Kurfürst aber zahlte Grupello noch einmal den Preis aus, so glücklich war er, daß nun alle den Künstler und sein Werk ehrten.

Am Abend saß der Bildhauer mit dem Freund aus dem Rhein auf dem Grund des Stromes; sie tranken vom roten Wein des Kaiserstuhls und noch köstlicheren weißen aus der Pfalz. Und der Wassermann fragte zum siebenten Male grinsend: „Verrate mir, Grupello, was alles hast du verändert?"

„Nichts!" sagte der Meister, obwohl er's schon sechsmal geantwortet hatte. „Ich hab nur Feuer angezündet und auf die Erde gehämmert. Ein Gußbild, Bruder, kann nicht mehr verändert werden. Ich schlug sozusagen auf die Münder aller Dummen und Unzufriedenen. Und sieh, ich habe sie nach deinem Rat zum Schweigen gebracht!"

Da lachte der dicke Wassermann und hielt sich die eine Hand auf den schwappernden Bauch und die andere vor den Mund. Aber es war keine Gefahr, daß jemand es gehört hätte; die beiden saßen ja tief unten auf dem Grund des Rheins.

Unsichtbare Riesen

Zwischen Düsseldorf und Emmerich sind die Riesen noch nicht ausgestorben, aber sie haben es von den Zwergen mitbekommen, daß sie sich unsichtbar machen können. Sie vermeiden gern, daß die Menschen sie erkennen, weil sie fürchten, daß sie ihnen hinter ihre Schliche kämen. Vielleicht haben die Hünen auch ihre Fähigkeit von den Wesen eines anderen Sterns erhalten und hüten sich deshalb, etwas zu verraten.

Ein Pfarrer am Niederrhein schildert, wie er einst einen solchen Riesen gewahr wurde. Er geht zu einer Abendstunde am Rheinufer entlang, um noch ein wenig frische Luft zu genießen, denn am anderen Tag heißt es früh aufstehen. Da sieht er auf einige Entfernung an einem Baum einen Mann lehnen, der ihm den Rücken zuwendet. Nun, der Pfarrer stapft weiter, obwohl ihm sehr unheimlich zu Sinn wird, und ihn dünkt, daß der Unbekannte bei jedem Schritt, den er ihm näher kommt, um zwei Ellen

wächst. Schließlich ist der Fremde groß wie ein junger Eichbaum. Gerade will der wackere geistliche Herr mit einem Stoßgebet an ihm vorüber, da wendet der Riese sich zu ihm um, schiebt sich ein Käppchen auf den Kopf, lächelt freundlich und ergeben, als bäte er um Entschuldigung, daß er sich sehen ließ, und zergeht langsam in Unsichtbarkeit.

Vielleicht war der Gast in einer anderen Schicht zu Hause und hatte sich verirrt und in unserer nicht gleich zurechtgefunden? Bösartig sei der Hüne nicht gewesen, das hätte er an seinem Lächeln gesehen, sagt der Pfarrer.

Das läßt sich wohl auch aus der Sache mit dem Zwerg erkennen, der seine Gestalt gegen die eines Riesen hatte tauschen wollen. Es ist übrigens eine der Geschichten, die uns die Wichtelmänner selbst auf einem der kleinen, weißen Blätter hinterbracht haben, die das Völkchen mitunter in unseren großen Bibliotheken in alte Bücher legt.

Um die gleiche Zeit, zu der der Pfarrer sein Gesicht gehabt hatte, war ein Zwerg, ich weiß nicht wie, mit einem der Riesen ins Gespräch gekommen. Die beiden hatten viel über die Menschen und über Unterschiede zwischen ihren Völkern und den Irdischen geredet und hatten schließlich den Einfall, einen Tag lang ihre Gestalt zu tauschen. Der Zwerg Strupp sollte als Riese gehen, der Hüne Polterpull als Wichtelmann.

Was mit Polterpull geschehen ist, darüber ein andermal.

Aber wenn Strupp geglaubt hatte, daß die Menschen ihm in seinem neuen Leib ehrfürchtig entgegentreten und mit ihm weise Gespräche führen würden, hatte er sich gewaltig geirrt. Als er morgens als Riese seine Hütte verließ und über die Straße gehen

wollte, machten alle Anwohner und auch Tiere und Vögel gleich solch heftigen und erschrockenen Lärm, er konnte sich niemandem mit seiner Weisheit zugesellen. „Rettet euch", schrien sie einander zu, „ihr kommt sonst um!" Und die Menschen rannten, was sie konnten, auf die Schiffe im Hafen.

„Das hast du falsch angefangen", sagte der Rheinvater, der vom Grund hochkam und gleich begriff, was geschehen war. „Du hast es verkehrt gemacht", wiederholte er. „Geh zur Kirche, es ist Sonntag heute; da kannst du zeigen, daß du Gott liebhast und Ihm für die Erschaffung der Welt danken möchtest, selbst wenn wir, du und ich, nicht zu den Erlösten gehören!"

‚Er mag recht haben', überlegte der Zwerg im Rock des Riesen und begab sich auf den Weg zur Kirche — die einen sagen, daß es in Remscheid, die anderen, daß es in Düsseldorf gewesen sei. Einerlei, wo es geschah — der Kirchendiener hat, so rasch er konnte und bevor Strupp eintrat, die Portale zugeworfen.

Da wurde der zornig, er hängte eine der Türen aus und stapfte gebückt in das Kirchenschiff. Die Menschen machten indes mitten in der Predigt einen großen Lärm und drängten sich schreiend zu allen Seitentüren hinaus.

‚Es tut mir leid um sie', dachte der Zwerg Strupp. ‚Ich werde jetzt zu meinem Freund, dem Bürgermeister, gehen, der wird mich wiedererkennen und an meiner neuen Gestalt Freude haben.'

Aber so gern die Kinder des Bürgermeisters mit ihm gespielt hatten, während er noch ein Knirps war, und ihn zu Bett gebracht oder geweckt hatten, jetzt waren sie ohne Freundschaft. Sie schrien laut, als der Verwandelte die Tür öffnete. Und als er ihnen freundlich zuredete, schlich eines nach dem anderen leise hinaus. Nur der Älteste, der ihn nie gemocht hatte und Mut zeigte, warf mit dem Krämerladen nach ihm.

Da verließ Strupp das Kinderzimmer. Erst wollte er noch den Bürgermeister aufsuchen, aber es brachte ihm keinen Spaß mehr. Er möchte wieder so klein sein, wie er es noch am Abend zuvor gewesen war, und ungesehen hierhin und dorthin schlüpfen.

Traurig ging er zum Hafen und fragte diesen oder jenen vom Wasservolk, dem er begegnete, um Rat. Aber keiner half ihm. Nur

wenn der Riese Polterpull ihm seine Größe wiedergäbe, also frühestens nach einem Tag, würde sich alles ändern, meinte man.

Da wurde Strupp im Kleid des Riesen noch trauriger; er merkte, daß er es ehedem viel leichter gehabt hatte. Und er bat einen Freund, er möge ihn bis zum anderen Morgen in seinem Schloß unterm Wasser aufnehmen und nicht verraten. Am besten sei eben, ein jeder bliebe das, was er gewesen.

Die Diekmanneken

Diekmanneken nennt man die Wichtelleute im Flachland. Weil es keine Hügel und Heiden gibt, haben sie nur noch die Giebellöcher in den Häusern oder auch die Deiche, in denen sie sich Wohnungen bauen können.

Kommt eine Hochflut, geht es ihnen freilich oft schlimm genug. Der Deichgraf Dierk Bleek sah einmal, wie sich eine ganze Schar der Kleinen an einen Diekdalben klammerte. Die Knirpse hatten sich vor einer Überschwemmung in ihr Boot retten wollen, waren an den dicken Eichenstämmen, die im Hafen eingerammt standen, gekentert und hatten sich gerade noch auf das große moosgrüne Pfahlwerk gerettet.

Nun, Dierk Bleek war ein gutmütiger Kerl, er hob die Kleinen herunter und versprach, sie in eine trockene Wohnung zu bringen. Zum Entgelt schworen sie ihm, daß sie, solange er lebte, seinen Deich schützen würden.

Bleek war zufrieden. Viele Jahre haben die Wichtelleute denn auch ihr Bestes getan, und er hat sie ungestört in den Dämmen wohnen lassen.

Eines Tages schlug dem Deichgrafen indes das Gewissen, er wußte nicht, ob ein Christenmensch solche Verträge mit den Unterirdischen schließen darf. Als einmal wieder Hochwasser war und einige aus dem Rhein kamen, den Menschen zu helfen, zeigte Dierk Bleek ihnen so nebenbei, wo die Kleinen hausten. Das brachte den Wasserleuten Spaß. Der ungetreue Freund aber meinte, wären die Diekmanneken erst vertrieben, hätte er nichts mehr mit ihnen zu tun und sein Gewissen sei rein. So wartete er, daß die Flut immer

noch höher stieg.

Als die Wogen fast bis zum Deichkamm reichten und schon auf die versteckten Wohnungen zu zielen schienen, merkten die Unterirdischen, daß Bleek sie verraten hatte. Bevor das Hochwasser über den Deich ging, trugen sie also ihre Möbel aus den Höhlen, schleppten, was sie gerettet hatten, auf dem Rücken davon und liefen, was sie konnten. Weil sie aber nicht alles mitzunehmen vermochten, bekamen die Wichte einen großen Zorn auf die Menschen. Die Ältesten von ihnen, die einst den Vertrag mit Dierk Bleek geschlossen hatten, ergriffen sogar ihre Schaufeln und gruben und gruben, bis das Wasser in die Wohnungen des kleinen Volkes eindrang und auf der anderen Seite des Deiches wieder hinauslief.

Und es kam so, daß an der Stelle, wo die Diekmanneken gehaust und alles fast ein Leben lang blitzblank und sicher gehalten hatten, das gewaltige Werk der Menschen vor der Flut zusammenbrach und daß heute an seiner Statt ein Wäle liegt, ein großer, fast unergründbarer schwarzer See. Er warnt die Lebenden und ist zugleich ein Erinnerungsmal an den Undank der Irdischen und an vieles, was an Bösem daraus wurde.

Kurfürst Jan Willem und das Erbsengericht

Es heißt, daß der Kurfürst Johann Wilhelm, dessen Denkmal in Düsseldorf steht, auf abergläubische Dinge sehr erpicht gewesen ist, aber niemals selbst eins von den Wesen der anderen Schicht zu Gesicht bekommen hat. Wenn er die Leute, die ähnliche Geschichten zum besten gaben, nach dem Grund fragte, antworteten sie ihm meist, daß solche Begegnungen weder zu hohen Herren noch zu Gelehrten und Hofbeamten paßten, und er wurde traurig. Wahrscheinlich ging es ihm dabei ebenso wie mit seinem Gericht Erbsen und Speck, da hat er den gleichen Geschmack nie wiederbekommen.

Was mit dem Erbsengericht gewesen ist? Das will ich gern erzählen.

Einmal, als Jan Willem' auf der Jagd war, da hat er sich verirrt und kam, nachdem er den ganzen Tag umhergelaufen war, abends in

ein Bauernhaus und verlangte zu essen. Das Trinken wollte er sich wohl für später aufsparen. Die Bäuerin hatte gerade für ihren Mann und die Kinder auf ein paar Tage Erbsen und Speck gekocht; sie gab dem fremden Gast einen großen Hublöffel und sagte ihm, er möge mit der Mahlzeit zufrieden sein, sie hätte nichts anderes auf dem Herd.

Am späten Abend fanden ihn die Begleiter; der Kurfürst war noch immer beim Essen, so daß sogar der Bauer und seine Kinder sich wunderten. Er behauptete aber, daß ihm noch niemals in seinem ganzen Leben eine Mahlzeit so gut geschmeckt habe wie diese.

Die Herren vom Hofe sahen nach, was ihrem Kurfürsten so mundete, sie prahlten, auch die herzogliche Küche vermöchte dergleichen vorzusetzen. So kriegten sie ihn mit, denn er wollte eigentlich bleiben und weiteressen.

In Düsseldorf erzählte Johann Wilhelm bald der Kurfürstin, daß es nichts Schöneres auf der Welt gäbe als Erbsen und Speck. Und sie, die ihren Gemahl von Herzen liebte, wie es sich gehört, bestellte die Mahlzeit zum nächsten Mittag. Gewiß ist auch, daß der Hofkoch sich viel Mühe machte und sogar manche Beigaben hinzutat.

Aber es schmeckte nicht so wie am Abend im Königsforst.

Da wurde der Bäuerin befohlen, zu Hofe zu kommen und dem Koch beizubringen, wie sie Erbsen und Speck zubereite. Sie mußte, so wollte es der Kurfürst, sich selbst an den Herd stellen.

Aber wie die Frau auch kochte, es schmeckte Jan Willem nicht wie die Mahlzeit mitten im Königsforst.

Endlich erboste sich die Bäuerin und sagte, wenn der Herr Kurfürst wolle, daß es ihm noch einmal munde wie bei ihr, dann brauche er zwei Ratschläge.

Alle Herren und auch die Kurfürstin wurden sehr begierig, mehr zu hören.

Erstens müsse er bei ihr unter dem tiefen Dach mit ihrem Mann und den Kindern essen. Und zweitens müsse er sich einen Tag über abplagen, wie er's im Königsforst getan hatte.

Da begriff Jan Willem. Und er versuchte immer wieder, sich herzlich zu plagen und sich danach zu Erbsen und Speck ins Waldhaus zu setzen.

Aber so ganz und gar ist es ihm nie gelungen, es fehlte immer irgend etwas. Dafür war er ja auch Kurfürst am Niederrhein.

Von der Linde in Gerresheim und dem abergläubischen Kurfürsten

Noch vielerlei Wunder werden aus der Landschaft am Rhein um Düsseldorf erzählt.

Bis vor hundert Jahren stand im Vorort Gerresheim eine der riesigen Linden, unter denen das Volk früher Gericht gehalten hat. Als sie nun alt wurde, da mußte sie es dulden, daß unholdes Gesindel verschiedener Art sich in ihren Wipfeln herumtrieb. Manche wollen gesehen haben, daß die Linde vor Gewittern und schwarzen Wolken gespenstisch geleuchtet habe, wie auch, daß sich zu jenen Stunden ein Drache aus ihren Wurzeln aufgehoben habe, der über vergrabenen Schätzen wachte.

In der Mainacht aber, so heißt es, muß der Unhold die Linde freigeben; und gewiß haben vielerlei Leute, denen man es wünscht, und sogar Wesen, denen man es nicht wünscht, sich das Wissen zunutze gemacht. Vielleicht hat Frau Ley einige ihrer Knechte ausgeschickt, die es wagen durften, in die Flammen zu fahren.

Das Leuchten und Aberleuchten war jedenfalls in der Mainacht so heftig, daß ein Bauer, der nicht wußte, um was es ging, sich die Pfeife mit einem Wurzelstecken angezündet hat. Als er nach Hause kam, war aus dem Zunder, den er mitgenommen hatte, ein kleines Goldklümpchen geworden.

Der Mann ist rasch zurückgelaufen, um sich mehr von dem Zeug zu holen. Aber da waren außer ihm schon andere bei der Linde, die von dem Schatz wußten. Er sah sogar einen brennenden Wagen, von zwei schneeweißen Kühen gezogen. Da hat er sich nicht mehr näher gewagt.

Wohl aber erzählt man in Düsseldorf, daß später, als der Baum geschlagen werden mußte, sich vom Rhein aus eine große Flutwelle bis dahin gehoben habe, wo er gestanden hatte. Vielleicht war der Rheinkönig selbst auf den Schatz bedacht, oder seine schöne Frau Ley hat heimlich versucht, sich das letzte Gold zu holen?

Vielleicht auch war es einer der Tage, an denen Vater Rhein von

der schwesterlichen Frau Elbe oder der Frau Seine eingeladen war, über vielerlei Dinge der Unordnung zu beraten. Die Stunden werden meist von Unholden genutzt; wer weiß, ob nicht ihrer einer von den Schätzen unter der Gerresheimer Linde erfahren hatte?

Es geht noch ein anderes Gerede um, daß nämlich der Rheinherr nicht zur Elbe fuhr, sondern einen Besuch bei dem Windkönig Rause oder bei Herrn Egge abstattete, einem groben, ungehobelten Gesellen, der ihm ein Getränk der Schotten aufnötigte, das den Rheinalten sehr schweigsam machte. In einer anderen Historie wird sogar berichtet, daß die Städte an Elbe, Rhein und Themse je eine ihrer Töchter als Bräute zu Egges Söhnen schicken mußten und daß die Sache nicht gut geendigt habe.

Aber das ist gewiß eine Lügenmär, die ein Dichter für seine Komödie erfunden hat.

Jan Willem glaubte all die verworrenen Geschichten und hat auch das Buch des Caesarius von Heisterbach aufbewahrt, der die eine und andere aufgeschrieben hat.

Jan Willem

Der Kurfürst Jan Willem in Düsseldorf war ein gewitzter Mann. Man hört von ihm und seiner fröhlichen Frau Anna Maria noch immer viele Geschichten, die nicht vergessen werden sollen.

Eine fällt mir ein: Der Kurfürst mochte die Franzosen nicht, die ihm sein schönes Schloß in Heidelberg verwüstet hatten. Die Kurfürstin entschuldigte sie und meinte, Nachbarn könnten wilder Natur sein und doch zur Vernunft erzogen werden. Sie zeigte ihrem Mann als Beispiel ihre Katze, die sie soweit gezähmt und belehrt hatte, daß das Tier, während die Frau Kurfürstin den Abendsegen las, einen Kerzenleuchter in den Pfoten hielt.

So könne man alle Menschen zum Besten erziehen, belehrte Anna Maria ihren Gemahl. Warum nicht die Franzosen?

Da brachte Jan Willem zum Abend eine Maus mit und ließ sie laufen, gerade als die Katze das Licht hielt. Wupp, ließ sie den Leuchter fallen und versuchte, die Maus zu fangen.

„Siehst du nun", mahnte der Kurfürst, „daß man zwar viele Leute

erziehen kann, daß man aber immer so stark sein muß, selbst den Leuchter in die Hand zu nehmen?"

Schelm von Bergen

Die Kurfürstin tanzte gern, sie tanzte gern mit anderen als ihrem dicken Mann und zum Karneval auch mit Unbekannten. Wer sollte etwas dagegen haben?

Sie war jung und hübsch, und ihr Gemahl war lieber auf Jagd, als daß er seine Zeit daheim bei seiner Frau verbrachte.

Einmal wurde wieder ein Mummenschanz im Schloß von Düsseldorf gehalten, und die Kurfürstin tanzte viel, fast zu viel mit einem schlanken Burschen unter schwarzer Maske; niemand wußte, wer er wohl war. Sie tanzte dreimal an ihrem hohen Gemahl vorbei, sie sang bei der Musik, sie lachte über Brummbaß und Trompeten.

Als der Reigen zu Ende war, versuchte der Bursch zu entweichen.

Aber die Ausgelassene hielt ihn fest. Ohne seinen Namen zu wissen, sagte sie, würde sie ihn nicht heimkehren lassen. Da begann der Junge sich zu fürchten und strebte zu entkommen. „Nimmer durftet Ihr mit mir tanzen, Frau Kurfürstin", flüsterte er, „verbergt, wer ich bin und was ich tat!" Anna Maria wollte jedoch von keiner Ausflucht hören; sie war stark, hielt ihren Tänzer fest und riß ihm jäh die Maske vom Gesicht. Die beiden standen gerade in der Nähe Jan Willems, und der lachte fröhlich über das Zupacken seiner Frau.

Im gleichen Augenblick sprang einer der Hofleute hinzu. „Es ist der Scharfrichter von Bergen", flüsterte er, „hütet Euch, Herzogin!" Da taumelte die junge Frau, entsetzte sich und flüchtete zu ihrem Gemahl.

Der Kurfürst aber sah mitleidig die Beschämung und Hilflosigkeit, er wußte, was man an allen Höfen über die Würde der Stadt und ihrer Herrscherin raunen würde. Hastig packte er die Hand des Ungeladenen, zwang den Burschen, in die Knie zu fallen, und zog sein Schwert. Aber während die meisten glaubten, er würde den Eindringling gleich am Leben strafen für das, was er der Ehre des Hofes angetan hatte, berührte der Kurfürst die Schulter des Tänzers der Kurfürstin mit der Klinge. Ja, während die Gäste sich noch ratlos

näher drängten, schlug er den Fremden zum Ritter. „Weil du ein Schelm bist, heiße ich dich Schelm von Bergen!" Dann hob Johann Wilhelm den Ungebetenen auf und wies ihn hinaus. Denn es ist so, daß viel Grauen in der Nähe eines Scharfrichters entsteht. Mit dem Schwertschlag aber war der Bursch ehrlich gesprochen, und niemand durfte der Kurfürstin einen Vorwurf machen.

Wunder des heilenden Brunnens

Zur Zeit, als es in Düsseldorf lustig zuging, brauchten die Leute ja auch eine Menge Mittel, um alle Krankheiten wieder loszuwerden, die sich bei viel Essen und Trinken einstellen. Die Bürger sahen sich also um, ob sie nicht selbst ein gutes abführendes Wasser hätten, mit dem sie ihren Leib wieder erleichtern und die Gicht verjagen könnten. Ja, sie baten den lieben Gott, eine heilende Quelle für sie aufspringen zu lassen.

Nun wohnte um die Zeit ein frommer Mann in Düsseldorf, der hieß Irkes. Er verstand nicht viel von Farben und Büchern, wie es sonst der Ruhm der Residenz war, aber er sagte sich eines Tages, daß er mehr als das Übliche und etwas Besonderes leisten müsse. So beschloß er, eine Kirche zu bauen.

Als der Stifter mit dem Gotteshaus halb fertig war, ging ihm das Geld aus; was sollte er anfangen? Er geriet so sehr in Not, daß die Leute es merkten. Da kam der Teufel zu ihm: „Plag dich nicht mit unnützen Sorgen, Irkes, für gute Werke bin auch ich! Ich vollende die Kirche. Danach können wir ja noch immer ein Wirtshaus daraus machen!"

Aber das wollte der gläubige Düsseldorfer nicht.

„Hör", schlug der Teufel vor, „wenn das Gebau fertig ist, dichten wir beide ein Lied. Wer am schönsten singt, der soll bestimmen, was aus der Kirche wird."

Aber auch das wollte der fromme Irkes nicht, er hatte lange kein weltliches Lied mehr gehört.

„Laß uns beide vom neuen Turm herunterspringen. Wer am weitesten springt, der mag entscheiden, was aus dem Gotteshaus wird!"

Der Vorschlag gefiel dem tapferen Mann, und die Kirche wurde eilig zu Ende gebaut.

Als alles fertig war und der Stifter sein schönes Werk beschaute, stand auf einmal der Teufel neben ihm. „Nun wollen wir auf den Turm bis zum Schalloch steigen und springen", sagte er.

„Das wollen wir", erwiderte Irkes und tat, als freute er sich. Heimlich aber rief er zum lieben Gott um Hilfe. „Steh mir bei, ich habe die Kirche doch für Dich begonnen", verlangte er. Und der Herr hörte ihn und lächelte über Seinen Getreuen, der den Mut verlor.

Zugleich fiel dem lieben Gott nämlich ein, daß die Düsseldorf er Ihn um ein gutes Wasser gebeten hatten und daß Er schon eines gerufen hatte bis dicht

unter die Oberfläche. Viel Zuversicht gab Er Irkes, und die beiden Wettkämpfer kletterten auf den Glockenturm.

Dann schwang sich der Teufel als erster aus dem Schalloch, er wollte ja durchaus, daß aus der Kirche ein Wirtshaus würde. Er hatte indes nicht daran gedacht, daß der Dachfirst eben erst geteert war, blieb mit den Schuhen hängen und sprang jämmerlich schlecht. Und wo er hinpolterte, bildete sich eine schwarze Mulde von Teer und Schwefel in der Erde.

Irkes betete noch einmal und setzte an. Im gleichen Augenblick aber ließ der liebe Gott das reine und heilende Wasser quellen, das Er den Düsseldorfern auf ihr Gebet hin zugedacht hatte. Und Irkes landete mitten in einem hohen Springbrunnen, der wie ein Wunder aus der Erde schoß. Er fiel, platsch, in das aufsteigende Wasser und wurde pudelnaß. Aber er gewann und war von selbst blitzsauber, ohne daß er sich gewaschen hatte. Das gefiel ihm am meisten.

Als der kühne Wettgenosse des Teufels danach neugierig von dem Brunnen kostete, der ihn gerettet hatte, merkte er bald die besondere Kraft und erzählte den Leuten, die zusammenliefen, von dem Wunder. Ja, viele füllten gleich Töpfe und Krüge aus dem Quell. Dann gingen alle gemeinsam in die neue Kirche, um sich dafür zu bedanken.

Der Teufel aber drückte sich zur Seite. Der liebe Gott suchte nämlich schon nach ihm, der so wacker beim Bau der neuen Kirche geholfen hatte, und wollte ihm danken. Darauf mochte der Böse es

nicht ankommen lassen.

Ein Volk der Wichtelleute folgt seinem König in den Tod

Man weiß nicht, woher es kommt, daß am Unteren Rhein sich noch so viele Riesen und Zwerge heimlich herumtreiben. Wahrscheinlich rührt es davon, daß sie sich unsichtbar machen können und daß die Leute im Klever Land gutherzig sind und ihnen kein Bein stellen und keine Erbsen ausstreuen, wie die Kölner es getan haben.

Ganz ohne Streit geht es natürlich nicht ab. So erzählt man sich von Krefeld eine traurige Geschichte; wer weiß freilich, wie lange die schon zurückliegt.

Wohnte da einmal am Rhein ein Graf Kraukauen, der hatte eine anmutige Tochter, und es kamen viele Freier. Aber es hauste auch der junge König eines tapferen und fleißigen Wichtelvolkes in der Nähe der Stadt, der hatte den Menschen das Spinnen und Tuchwirken und viel anderes beigebracht, und sie wußten davon und dankten es ihm.

Der Zwergkönig hörte von der jungen Gräfin und erfuhr, daß sie sehr schön sei. Da wurde er neugierig und ritt zum Schloß des Grafen Kraukauen. Es war mit einem Graben rundherum umgeben, kein Pferd konnte ihn überspringen. Wohl aber sah der Wichtelherr ein liebreizendes Mädchen drüben spielen, blickte voll Sehnsucht hinüber und verliebte sich sehr in sie. Schließlich rief der Zwerg einen der großen Karpfen, die ihm gehorchten, und befahl ihm:

„Fisseken, Fisseken, wat ik di segg: Bring mi öwer dat Water weg!"

Gleich trug ihn der Karpfen nach drüben. Die Jungfer nahm den Gast freundlich auf, und sie faßten beide eine große Liebe zueinander.

Eines Tages aber sah der Graf von seinem Fenster aus, wie der Zwergkönig auf seinem seltsamen Reittier herüberkam und wie sein Töchterchen auf ihn wartete. Voll Grimm griff er zum Bogen und erschoß erst den Fisch. Dann traf er auch den Wichtelherrn zu Tode.

Die junge Gräfin wußte nicht wohin mit ihren Tränen.

Als ihr Herrscher nicht wiederkam, suchten die Seinen ihn überall und fanden ihn schließlich tot im Burggraben von Kraukauen. Da beschlossen die Männer, das Land zu verlassen, und auch die Frauen rieten ihnen dazu. Aber noch bevor sie aufbrachen, wurden sie so betrübt über das, was ihrem König zugestoßen war, die Kleinen entschieden sich, lieber zu sterben.

Und die Zwerge begruben ihren toten Herrn nahe der Stadt, wo sie ihn gefunden hatten, dicht am Rhein. Sie sangen ihm ein langes, trauriges Lied, das er zu Lebzeiten so gern gehört hatte, zum letzten Male. Immer, wenn sie einen Vers beendet hatten, sprang einer der kleinen Leute in die Flut, bis alle ertrunken waren. Schließlich waren nur noch die Frauen übriggeblieben. Die hoben ihre Kinder auf die Schultern und wandten sich weinend zum Rhein.

Und niemand weiß, wohin sie danach abgezogen sind. Der Fährmann, der sie übersetzte, fragte eine Greisin, das wird die Mutter des Völkleins gewesen sein: „Kommt euer Stamm noch einmal zurück, Alte?"

„Vielleicht in hundert Jahren", seufzte die. Das hat der Fährmann dem Bürgermeister von Krefeld erzählt, und deshalb sind die Bürger heute weiter so freundlich gegen alle Fremden. Sicherlich tut es ihnen immer noch leid, wie traurig der König des Wichtelvolkes umgekommen ist, und sie möchten sich mit den Zwergen wieder vertragen.

Kloster und Junker

Von einem anderen Zwergenvolk bei Krefeld habe ich gehört, das war an Zahl sehr gering geworden. Man schob es darauf, daß die Menschen die Wälder ausrotteten, statt neue Eichenbäume anzupflanzen, unter denen die Kleinen sich am liebsten aufhalten. Das Völkchen hatte aber einen klugen König, der oft zu Freunden in den Traum fuhr und ihnen eingab, sie möchten nur pflanzen und Bucheckern und Eicheln säen. Er hoffte ja, daß die Seinen im dichten Unterbusch wieder zu Kräften kämen. Jede Gelegenheit nutzte er aus.

Einmal hatten die Mönche vom Kloster Dünnwald den Junker von

Rohr vor Gericht gezogen und zankten sich wegen eines Ackers am Rhein, der nach altem Pergament ihr Eigentum war, während der junge Landedelmann meinte, seine Vorfahren hätten, soweit die Menschen zurückdenken könnten, immer das Feld auf eigene Rechnung bebaut. Es kam zu einem langen Zwist. Die Sache stand indes nicht günstig für den von Rohr; es schien, als würde er den Rechtsstreit verlieren. Das sagte ihm sogar sein Anwalt, und der Junker kratzte sich hinter den Ohren.

Als er nun seine Sorgen nicht loswurde und eines Abends betrübt über die Felder ging, folgte ihm jemand, so dünkte ihn. Und als er schlafen wollte, saß ihm ein Fremder hinterm Kopfkissen, den konnte er nicht sehen und wußte doch von ihm. Wirklich träumte der Schlummernde etwas sehr Lustiges über den Prozeß, erhielt einen guten Rat und war am nächsten Morgen so recht von Herzen aufgeräumt.

Er hieß also seinen Anwalt kommen und besprach den Fall noch einmal mit ihm. Und die beiden machten den Mönchen den Vorschlag, einen Vergleich zu schließen. Wohlan, das Kloster solle den Acker erhalten, ließ der Junker von Rohr sagen, er wolle kein Kopfzerbrechen mehr davon haben. Nur einmal werde er noch säen und ernten, dann werde er den Acker am Rhein seinen Gegnern überschreiben. Und der Abt war froh und lobte den friedfertigen Junker.

Rohr besäte also im Herbst das Feld eigenhändig, aber niemand wußte, was er in die Reihen geworfen hatte. Erst im Frühjahr steckten einige Mönche die Nasen über den Zaun. Und weil sie nichts sahen, stiegen sie über und fanden immer noch nichts. Als die Sonne aber höher schien, brach es auf und keimte in langen Reihen.

Die Mönche schrien vor Zorn. Was hatte der Junker gesät? Eicheln! So weit man sah, wuchsen Eichen, lauter junge Eichen!

Bis die schlagreif würden, hatte der von Rohr das Land noch einmal für drei Menschenalter oder mehr in Besitz und lachte sich ins Fäustchen.

Da war aber noch einer, das war der König der Wichtelleute, der tanzte vor Freude kopfüber; würde er doch auf lange Zeit den rechten Wald haben, sein kleines Volk und seine Kinder zu verstecken.

Woher der Name Geldern kam

Es heißt, daß einige Zeit danach ein Drache den Rhein hinabgefahren ist und an den Eichbüschen Gefallen gefunden habe; die Art wühlt ja im Land wie Wildeber. Aber er raubte nicht nur, was an junger Saat aufwuchs, er holte auch Vieh und Menschen und verschlang die armen Wichtelleute dazu.

Da haben sich zwei Ritter, Lupold und Wichard, verschworen, ihr Leben gegen das Untier einzusetzen, und haben den Drachen angegriffen. Und sie haben ihn verfolgt und bei Geldern erlegt.

Der Unhold hat aber in der Not des Sterbens immer „Gelre, Gelre" gejammert. Danach hat man später das Schloß genannt, das der Herzog den Rittern bauen ließ. In Chroniken jener Zeit ist der Drache sogar abgebildet, und die Klage, die er schreit, ist deutlich zu lesen: „Gelre, Gelre!"

Ungezogene Kinder vertreiben die unterirdischen Hirten

Die am Niederrhein haben nicht nur in Köln, sondern auch rheinab viel Gutes davon gehabt, wenn sie Zwerge in Dienst nahmen. Wo die Unterirdischen Vieh hüteten, ging alles aufs beste zu. Die Bauern führten die Tiere nur bis zur Hoftür, bald sah man kleine ellenlange Stäbe hin und her tanzen, das waren die Hirtenstöcke der Unsichtbaren. Danach brauchte man sich um nichts mehr zu sorgen, die Heinzelmännchen trieben die Herde fort und brachten sie zum Abend wieder sichtbarlich in die Hoftür. Besser war es, gar nicht zu fragen, wo die Tiere gewesen seien. Viele behaupteten, sie weideten nicht in unserer Schicht, sondern auf Pachtland der Riesen oder in zauberischen Höhlen unter der Erde, davon sähen Kühe und Ochsen so stark und gesund aus. Andere sagten, die Kleinen hüteten ihr eigenes Vieh zugleich mit dem der Menschen. Auch das konnte seine Richtigkeit haben, denn es war wohl zu sehen, daß die irdischen Weiden gut abgegrast waren. Immer aber war nötig, den Unterirdischen ein Brötchen hinzustellen, das sie bei der Rückkehr vorfanden.

Wäre das kleine Volk nicht so eitel gewesen! Da war zum Beispiel ein anderer, ein sehr kunstfertiger Knirps, der für seine Freunde unter den Menschen alles Eisen zu schönstem Stahl hämmerte. Aber als ihm jemand als Zahlung einen roten Rock ausbreitete und sich auf die Lauer legte, um Dank zu hören, da erfuhr er etwas ganz anderes. Er sah, wie der Knirps den Rock anzog und sich im blanken Stahl von allen Seiten betrachtete. „Jetzt bin ich ein feiner Mann", sagte er vor sich hin, „jetzt brauche ich keinen Stahl mehr zu hämmern!"

Danach kam er nicht wieder. Die Menschen, für die er so herrlich arbeitete, haben alle Berge nach ihm abgeklopft und Rhein und Wupper abgefischt, um ihm zu helfen, wenn er etwa ins Wasser gefallen wäre. Man hat ihn indes nirgendwo mehr gefunden.

Auch die Kleinen, die bei den Bauern halfen, sind eines Tages davongelaufen; das kam aber nicht durch die Erwachsenen, sondern durch eine

Ungezogenheit der jungen. Obwohl der Lehrer die Kinder seines Dorfes immer wieder verwarnte, haben einige Knaben doch Steine dahin geworfen, wo sie die Hirtenstäbe in unsichtbaren Händen sahen. Sie meinten es nicht böse, sie hätten mit den Kleinen gern Fangen gespielt. Aber eines Tages traf ein Kieselstein einen der Unterirdischen mitten ins Gesicht. Der wurde so wütend, er nahm seinen Hirtenstock und schlug dem Jungen, der geworfen hatte, auf den Mund. Da kriegte der Bengel das Heulen, ich weiß nicht, wie lange, und die Fallsucht dazu.

Man hätte denken sollen, daß es der Strafe genug gewesen wäre. Aber die Heinzelmännchen gaben sich nicht zufrieden, sie wollten, daß die Menschen alle zusammen büßten. Sie trieben also am Abend jenes Tages das Vieh noch einmal in die Ställe zurück, haben jedoch kein Brot mehr angerührt und sind von dannen gezogen.

Wie tat es den Bauern leid!

Die Menschen haben Streit auch miteinander

Erfuhren die Menschen Freude wie Leid an den Großen und Kleinen, die überall um sie wohnten, so hatten sie auch viel mit sich

selbst zu schaffen, und wo kein Kummer war, sorgten sie dafür.

Da waren die Duisburger und die von Ruhrort, die sich gegenseitig einluden und gut freund sein wollten. Wenn sie indes viel getrunken hatten, warfen sie sich die Krüge an die Köpfe und schnitten einander die Zöpfe ab — sogar die Männer trugen um die Zeit Zöpfe. — Es ist heute noch nicht bekannt, wer die meisten Zöpfe dabei gewonnen hat; man müßte in den alten Urkunden beider Städte nachschlagen und alle zusammenzählen.

Gewißlich wahr ist auch die andere Geschichte von der Wirtin von Duisburg, der man vorgeworfen hatte, sie hätte schlecht eingeschenkt. Sie hat nämlich gegen ihre Gäste Recht bekommen. Als einmal in Duisburg ein Brand ausbrach und das Feuer sich schon dem Haus der Wirtin näherte, hat sie ihre gefüllten Maßkrüge vor die Tür gestellt und die Heiligen aufgerufen und sich verschworen: „Wenn ich nicht immer gut eingeschenkt habe, soll mein Haus jetzt mit verbrennen; wenn ich aber zu Recht gehandelt habe, helft mir auch!"

Der große Brand hat wirklich vor ihrem Haus angehalten. Aber wer weiß, ob die Heiligen Zeit hatten, auf die Wirtin zu hören. Die Feuerwehrleute meinen, sie seien es gewesen, die geholfen haben. Die Duisburger bilden sich überhaupt viel auf ihre Gewandtheit und ihren Mut ein.

Die Stadt soll einst um einen alten Malstein gebaut sein, den schon die Heiden einem ihrer Götter errichtet hatten. Man weiß die genaue Stätte nicht mehr, man sagt nur, daß die Duisburger deshalb lange Zeit etwas Feierlicheres als alle anderen an sich trugen. Aber das war noch, bevor sie sich mit den Ruhrortern um die Wette die Zöpfe abschnitten.

Ungerechte Richter

In einer der Städte am Unteren Rhein amteten einst vor langer, langer Zeit Schöffen, die zuweilen ein ungerechtes Urteil fällten und dafür Geld entgegennahmen. Nur einer hielt es anders und blieb bei Recht und Billigkeit; aber die schlimmen Richter ärgerten sich über ihn und beschlossen, ihm etwas Böses anzutun.

Einmal war da ein Beutel mit alten goldenen Münzen unter dem Diebesgut, das den Schöffen gebracht wurde. Rasch griffen die Ungetreuen danach und schoben einiges von dem Geld dem Unbestechlichen in die Tasche, ohne daß er es merkte. Als man dann den Inhalt des Beutels nachzählte und feststellte, daß etwas fehlte, mußten auch die Schöffen ihre Taschen umkehren. Da fand man das Geld bei dem Gerechten und legte ihn in Fesseln. Zwei Tage später wurde das Urteil über ihn gesprochen; er sollte, da er sein Amt mißbraucht hätte, den Tod erleiden.

Seine Frau begleitete ihn auf seinem letzten Gang, und als es so weit war und der Henker schon die Treppe zum Galgen bestieg, weinte und schluchzte sie und betete zu Gott. Und sie sah eine hohe Linde, die hinter dem Gerüst stand, und betete: „Herr im Himmel, laß die Menschen wissen, daß mein Mann unschuldig ist, und künde es ihnen durch diesen Baum!"

Da begannen die Blätter von den Zweigen zu fallen, als schüttelte sie jemand — immer heftiger. Und das Volk schrie dem Henker zu, daß ein Wunder geschähe und er von dem Verurteilten ablassen solle. Noch bevor die Linde ganz kahl stand, entrissen sie ihm den Gefesselten und retteten ihn in einem Boot über den Rhein.

Den verbrecherischen Schöffen aber hat der Herr Gut und Eigen genommen. Das Wunder des entblätterten Baumes hat ihr Gewissen so sehr geplagt, daß sie sich vor ihren Kindern verbargen und früh starben.

Vom starken König Siegmund in Xanten und seinem Sohn Siegfried

Wir wissen von vielen Drachen am Niederrhein. Sie haben nicht nur hinterm Drachenfels oder im Geldrischen die Straßen unsicher gemacht, sie haben auch weiter stromab das Land verwüstet. Aber immer sind herzhafte Männer aufgestanden und haben ihr Leben eingesetzt, ihr Volk zu schützen. Oder sie haben, wenn die Drachen ihre Schwestern verlangten, mit den Lindwürmern um sie gekämpft.

Als einer der frühesten Helden wird Siegmund genannt. Er war König im Niederland und hielt Hof in der Stadt Xanten. So stark war

er, daß in seinem Land kein Unrecht geschah; er selbst heilte alles aus eigener Kraft und erschlug, nur mit dem Hammer bewaffnet, einen der schrecklichsten Drachen seiner Zeit.

Und es kam ihm niemand über an Macht, bis er sogar den Himmlischen schier zu mächtig wurde. Herr Wodan war der oberste Gott am Rhein vor der Geburt des Heilands. Er nahm dem König die Waffen auf Erden und rief ihn in sein eigenes Gefolge, das er gegen den großen Widersacher sammelte.

Siegmunds Sohn Siegfried, den ihm die Königin Sieglinde geschenkt hatte, wurde früh vaterlos. Er verlor auch seine Mutter und streifte allein durch das Land. Dabei verirrte er sich in der Gnitaheide am Rhein und geriet zu einem kunstfrohen Schmied. Der Königssohn wußte nichts mehr von Vater und Mutter und lernte das Handwerk bei ihm. Als Meisterstück fertigte er ein Schwert an, das war so scharf, daß, wenn man eine Wollflocke den Rhein hinab gegen seine Klinge treiben ließ, das Eisen sie zerschnitt.

Noch bei einem zweiten Meister diente Siegfried, bei Mimir, dem Zwerg. Als er aber zu übermütig mit seiner Kraft spielte, da begann Mimir sich zu fürchten und schickte ihn in den Wald zum fernsten Kohlenmeiler. Heimlich ließ er seinen Ziehbruder, den Drachen Fafnir, wissen, er möge dem Schmiedgesell ein Ende bereiten, er selbst würde mit ihm nicht fertig.

Der Unhold hauste in der Gnitaheide über einem großen Goldhort. Als er den Bescheid von Mimir bekam, machte er sich gleich auf den Weg, die Beute zu holen.

Während der Drache aber nach Siegfried suchte, erspähte der junge Recke Fafnirs Brut und erschlug sie. Durch den Lärm geweckt, kroch der Lindwurm zornsprühend unter den Bäumen hervor, und die beiden begegneten einander.

Es war der erste Drache, dem Siegfried gegenüberstand. Er begann den Kampf, hieb mit dem Schwert zu und barg sich vor der heißen Lohe, die dem Unhold aus Nüstern und Rachen schoß. Aber seine Klinge vermochte die hörnene Haut nicht zu schneiden, und der Drache packte des jungen Helden Schild und riß ihn an sich; Siegfried mußte weichen.

Während er zurücksprang, wurde er einer Grube gewahr und barg

sich blitzschnell darin. Fafnir folgte, suchte ihn und ringelte sich dabei über das Versteck hinweg. Da stieß der Feind ihm das Schwert in die Weiche, daß die Klinge bis an den Griff hineindrang und des Unholds Herz traf.

Als Siegfried sich nun vom Kampf ausruhte, merkte er, daß er hellhörig geworden war und daß die Vögel ihm Glück wünschten und miteinander sprachen. „Ob der Held weiß", zwitscherte ein Vogel dem nächsten zu, „daß Drachenblut unverwundbar macht?"

„Jetzt wird Mimir unseren Siegfried erschlagen müssen", schwätzte der andere kleine Sänger. „Der Lindwurm war ja des Zwergen Ziehbruder!"

Siegfried hörte beides. Er nahm zuerst von dem Drachenblut und bestrich sich damit. Nur die Stelle zwischen den Schulterblättern vergaß er. Manche sagen, es sei ein Lindenblatt darauf gefallen.

Dann kehrte er zu Mimir zurück und merkte wohl, daß der Kleine immer noch Böses im Schild führte und sich zugleich vor ihm fürchtete. Vielerlei bot er dem Sieger an, um ihn zu versöhnen, das Roß Grone, einen verzauberten Weg zum Rhein und anderes mehr. Der junge Recke aber ließ sich vorerst von dem Zwerg den versteckten Schatz zeigen, den der Drache Fafnir gehütet hatte. Dabei sah Siegfried, wie Mimir sich zugleich heimlich aus seinen Waffen zu rüsten suchte, und erschlug den albischen Schmiedemeister.

Siegfried fährt den Rhein hinab und zu den Inseln im Norden

Bald, nachdem er sich zum Rhein gefunden hatte, begegnete Siegfried Reitern aus Xanten, die seine Kraft lobten und hinzufügten, daß er jetzt lernen müsse, wie es bei Hofe zugehe. Aber der Jüngling wollte erst in die Welt hinaus und Menschen von ihren Ketten lösen und den Unmündigen helfen. Weit zog er den Rhein hinauf und sah Berge und Städte und lernte von weisen Klausnern wie von guten Rittern, auch wenn er noch jung an Jahren war.

Schließlich luden ihn Freunde ein, mit ihnen auszufahren. Einer erzählte von der Schönsten aller Frauen, so sagte er, die hinter einer Feuerwand schlafe, von der verzauberten Erbin aller Inseln im

Norden. Da rüstete der junge Recke ein Schiff am Rhein aus und segelte gen Mitternacht. Und Siegfried, der den Hengst Grone mitführte, landete auf der Sageninsel, er vermochte es, die Flammen zu durchreiten und in das Zauberschloß einzudringen. Schlafende Rosse bestaunte er, schlafende Köche am Herd. Schließlich fand er inmitten der großen Halle eine Jungfrau auf schimmernd weißem Lager. Und er küßte sie wach und bewunderte sie scheu und befangen. Dann richtete er den Bug seines Schiffes wieder nach Süden.

Um die Zeit hatte Siegfried durch Zwerge erfahren, wer seih Vater und wer seine Mutter gewesen seien, und es überfiel ihn eine große Sehnsucht, er wollte das Reich seines Vaters in Besitz nehmen. Er schiffte sich nach Xanten ein und dachte nicht mehr an die Erbin der Inseln im Norden, die auf seine Rückkehr wartete.

Nur der Rheinvater und die schöne Frau Ley, die ihre Boten nach vielen Meeren schickten, um zu horchen, wie es an deren Ufern zuging, hörten von der Verlassenen auf einer der Inseln im Norden und machten sich Sorgen. Und sie warfen Lose über Siegfried, den doch alle gern hatten und der von Frauenminne nichts verstand. Aber sie erhielten keine Antwort über sein Schicksal, es war wohl zu früh.

Auch die Meermaiden in den Altwassern des Rheins erfuhren nichts. Manche von ihnen nahmen Ärgernis an Siegfrieds Mut, der sich schon bald den Strom hinauf wagte und mit zauberischen Zwergen und sogar mit Unholden aus dem Wasser die Waffen kreuzte.

Daß er den Drachen im Siebengebirge erschlug, war ihnen bequem; aber wenige nur wünschten, ihm freund zu sein, alle fürchteten, sein Schicksal könne Böses über sie bringen.

Der Bauer wandert durch ein Altwasser

Es gibt Unholde, die allen Menschen, wo immer sie ans Wasser des Rheins geraten, etwas antun möchten. Aber auch die guten Helfer, die uns heimlich begleiten, sind ja zur Stelle und stehen uns bei.

Ein Bauer, der vom Fest heimkehrte und eine geweihte

Weihnachtskerze in der Hand trug, geriet in eins der dunklen Altwasser bei Xanten,

in das sich schon viele Leute verlaufen haben. Er hatte sich im Nebel verirrt, dann war ihm, als wanderte er unter Wasser, und ihm wurde unheimlich zumute. Auf einmal hörte er seinen Namen rufen: „Heinz, Heinz!" Da stand eine Reihe von umgekehrten Töpfen neben seinem Weg. „Ich bin's, dein Großvater", rief es unter einem Deckel hervor.

Der Wanderer begriff. Es ist ja so, daß das Wasservolk wohl einmal Menschen zur Arbeit anstellt, aber die Seelen, mit denen es nichts anfangen kann, solange in Töpfen verbirgt.

„Du bist hier ganz tief im Rhein", hörte der Verirrte weiter, „wo kommst du nur her? Hättest du deine geweihte Kerze nicht, könnte dir niemand helfen!"

„Wer hat dich denn im Topf untergebracht?" fragte der Bauer und wollte erst nicht glauben, was er vernahm. Dann fiel ihm ein, daß sein Großvater ertrunken war.

„Eine Wasserfrau hat mich gefangen", bekam er zur Antwort. „Gut, daß du da bist! Wir müssen fliehen, die Nixe kehrt bald zurück. Das würde für uns viel Ärger bringen. Zerschlag den Deckel auf meinem Topf, leg aber nicht die geweihte Kerze aus der Hand! Wenn du den Deckel in Stücke gehauen hast, bekreuzige dich dreimal und dann folg mir rasch, ich leuchte mit einem anderen Licht vor dir her. Dank, daß du kamst, mich zu befreien!"

Dem Bauern fiel ein, daß sein Großvater im Leben nicht immer alles zum besten getan hatte. Aber er führte doch aus, was ihm geheißen war, und sah einen hellen Schein, der vor ihm her schwebte. Dem lief er nach, so schnell er konnte, ohne daß seine Kerze erlosch. Auf einmal wich der Nebel und das Licht leuchtete ihm nicht mehr. Dafür funkelten die Sterne, und der Bauer besann sich, wo er war.

Als er zu Hause ankam, sahen die Leute, daß er von oben bis unten mit Schlamm bedeckt war; sie mußten ihm glauben, daß er am Grund des Altwassers gewesen war.

Aber es ist nicht wahr, daß die Gewässer jedes Jahr einen Menschen verlangen, der bei den Meerfrauen bleiben muß. Das ist

Weibergeschwätz, ebenso wie die Geschichte von der großen Schlange, die in den Altwassern leben soll. Nein, mit der und mit den Ungetümen, die über den Grund des Rheins dahinfuhren, räumten die Recken und der Rheinvater und die Seinen auf. Wir brauchen uns nicht vor ihnen zu fürchten.

Von seinem Großvater hat der Bauer, der die Geschichte von seiner Begegnung mit dem Ahn erzählte, später nichts mehr gehört.

Der Schwanenritter zu Kleve

Der Rhein fließt langsamer, je näher er der Stätte kommt, wo der Rheinkönig das Reich den Söhnen und Töchtern überläßt.

Ein gutes Stück vor der Trennung liegt das alte Schloß von Kleve, das voll schöner Sagen ist.

Einer der Grafen von Kleve, der seinem Kaiser in Treue gedient hatte, fiel in einer großen Schlacht um den Rhein, als die Seeräuber den Strom bergauf fuhren. Bald folgte ihm seine Frau in den Tod.

Ihr einziges Kind war die junge Beatrix, die fortan sehr einsam auf dem Schloß wohnte, das Auge auf den Rhein gerichtet, die Ohren voll von Vogelliedern, die aus Busch und Wald wie für sie allein erschollen.

Als die Grafentochter nun erwachsen war, da sah sie eines Tages, wie zwei weiße Schwäne ein Schiff den Rhein hinaufzogen. In dem kleinen Hafen, der zwischen Strom und Burg lag, stieg ein junger Ritter an Land. Er führte die Farben grün-weiß-rot im Gewand; ein blauer Mantel, mit Gold verziert, fiel ihm über den Rücken. Um die Schultern trug der Fremde eine Laute mit goldenen Saiten.

Beatrix war zu Sinn, als hätte sie sein Lied schon im Herzen.

Kurze Zeit danach trat ein Knappe in ihr Gemach und meldete, daß ein unbekannter Ritter vorm Burgtor stünde. Sie freute sich der Grüße, als sei Vater oder Mutter heimgekommen.

Die Tochter von Kleve ließ es sich nicht anmerken, sie befahl, den Fremden zu bitten. Als er in die Tür trat, fragte sie ihn, wie es üblich war, nach dem Grund seines Besuchs und nach seiner Heimat.

Der Ritter verbeugte sich tief und sagte, er komme von einem der glücklichen Eilande, die im westlichen Meere lägen. Lieblich sei dort

das Blau des Himmels, die grünen Haine seien voller Duft und von dunkelroten Blumen besteckt. Wechselnd zwischen ebenen Feldern und Bäumen in Silberblüte dehne sich das Land, und blumenreiche Wiesen mit Herden wie aus schneeweißer Seide füllten die Mulden. Von den Bergen stiegen die Hirsche, ohne sich zu fürchten, und grüßten Schlösser und Hütten.

Inmitten der glücklichen Insel erhöbe sich ein Feuerberg, der manchmal glühende Steine bis zu den Adlern emporwürfe, aber auch kostbare Schächte und Adern mit Gold und Silber bürge.

Noch vieles berichtete der Ritter der jungen Beatrix von dem Eiland. Die Innenhöfe der Paläste schilderte er und die Wandteppiche und die gute Kunst einer Zauberin, die Herrin jener Inseln im Westen sei. Auch von einem König erzählte der Ritter, der einst durch Schiffbruch an den Strand geworfen sei, der danach Vertrauter der hohen Frau wurde und bald in Freundschaft mit der Königin Land und Meere beherrschte.

Aber soviel er von seiner Heimat erzählte, von sich selbst sprach der Fremde nie, noch gab er seinen Namen preis. Nur daß er mit zwei Brüdern bei der Zauberin aufgewachsen sei, entnahm die Gräfin von Kleve seinen Worten.

Nach einigem Schweigen fuhr der Unbekannte fort: Es habe sich zugetragen, daß er selbst einst im Garten geträumt und daß der Traum ihn in eine Landschaft am Rhein geführt habe Gleich habe er die Königin gefragt, was dieser Blick in die Ferne bedeute.

„Sorge dich nicht", habe sie erwidert, „ich ließ dich jenes Land schauen, weil ich dich dorthin senden will. Du wirst in ihm ein großes Glück finden und viel Liebe. Möchtest du jedoch bleiben und Herr am Rhein werden, so entdecke deiner Geliebten nie deinen Namen noch aus welchem Geschlecht du stammst!"

Die junge Gräfin vernahm alles, aber sie antwortete nicht.

Da fuhr der Ritter fort: „Die Zauberin auf meiner Insel hält in den Teichen rund um ihr Schloß Getier von erlesener Art, darunter auch Schwäne, denen sie von ihrer Kraft schenkt. Zwei von ihnen ließ sie vor ein Schiff spannen, mit ihnen fuhr ich bis zur Ebene, die der Rhein durchströmt. Sie brachten mich auf ein Geheiß des Schicksals vor Euer Schloß!"

Danach sprach der Fremde vom Tod des Grafen von Kleve, als ginge es um einen Verwandten und als seien sie beide, Beatrix und er, seit langem einander zugedacht.

Die junge Gräfin blickte zum Rhein hinab. Das Schwanenpaar kehrte mit seinem Boot um und war bald nicht mehr zu sehen.

Da gewährte die Einsame dem Ritter Herberge auf dem Schloß von Kleve, und er diente ihr.

Nach kurzer Zeit schon begann er Knechte anzuwerben und zu üben und kaufte von dem Gold, das er bei sich führte, starke Streitrosse und Rüstungen für sie.

Als ein Jahr vergangen war, rief der Kaiser zum andernmal zur Wehr gegen den Feind, der vom Meer den Rhein hinaufdrang. Der Fremde bat den Kaiser, an Stelle des gefallenen Vaters der Beatrix sich einsetzen zu dürfen, und es wurde ihm erlaubt. „Gott mit dir", seufzte die Gräfin, als er zum Burgtor hinaussprengte.

Der Krieg dauerte lang; als er zu Ende ging, kehrte der Unbekannte nach Kleve zurück, und nach wiederum einiger Zeit bat er um die Hand der Schloßherrin.

Sie willigte ein, und die Vermählten wurden sehr glücklich miteinander. Fünf Söhne wurden ihnen geboren, die dem Vater nachschlugen in Rechtlichkeit und Tugend.

Die Sage will sogar wissen, daß Beatrix und der Fremde einundzwanzig Jahre am Rhein auf der Burg Kleve zusammen lebten. Der Ritter erwarb die Gunst des Kaisers, für den er die Schlachten schlug und den er in Weisheit beriet.

Danach aber fiel eine große Traurigkeit über die Gräfin von Kleve. Oftmals drang ihr Gemahl in sie, doch den Grund ihres Kummers zu sagen. Schließlich gestand sie ihm, daß sie um ihrer Söhne willen wissen müsse, welch ein Geheimnis um seine Abstammung läge. Die Leute spotteten, vielleicht sei der fremde Ritter heimlich ein Zugelaufener gewesen und habe in all der großen Zeit, die er dem Kaiser gedient habe, gelogen. Auch den Kindern müsse man die Wahrheit mitgeben.

Der Gemahl der Gräfin wiederholte, daß ihm König und Königin auf dem glücklichen Eiland verboten hätten, Namen zu sagen.

Wie die Insel heiße?

Aber der Ritter verriet es nicht. „Glaube mir", flehte er, „die Königin hört alles und weiß um uns, und es würde nicht lange dauern, bis sie mich heimriefe!"

Wieder versuchte Beatrix, ihr Verlangen nach dem Geheimnis zu unterdrücken, und es gelang ihr eine Weile. Als sie dann aber hörte, wie häßlich ihre eigenen Nachbarn über sie und ihren Vertrauten sprachen, verfiel ihr Antlitz, so sehr litt sie darunter. Und der Ritter fragte sich und seine Liebe, ob er seinem Weib nicht zuviel auferlege.

Nachdem wieder eine Zeit vergangen war, meinte er schließlich, die Königin der Insel werde ihm verzeihen, wenn er seiner Gemahlin den Namen ihres Eilands sage.

„Ich bin unglücklicher als du", klagte er, „ich vermag nicht zu schweigen, wenn ich dich leiden sehe!" Dann bat der Ritter die ferne Königin, wenn sie seine Worte vernähme, ihm gnädig zu sein, und offenbarte Beatrix: „So wisse, die Insel, auf der ich aufwuchs, heißt Hilgenö, sie liegt weit draußen im Meer und ist nur wenig Menschen erreichbar. Die Zauberin aber ist meine Mutter. Mich hieß man .. ." Und er nannte seinen Namen. Im gleichen Augenblick sah er das Schwanenschiff, und eine Stimme mahnte milde: „Sprich nicht weiter, noch kann ich dich heimholen!"

Da breitete in tiefem Schrecken die Gräfin ihre Arme aus. „Was tat ich", schrie sie, „was habe ich verlangt!"

Ihr Gemahl aber vermochte kein weiteres Wort zu finden; das Schwanenschiff wendete sich dem Ufer zu. Schon rief man ihn, der Ritter verließ die Burg, ohne Abschied zu nehmen. Erst als das Boot in Adlerseile über das Wasser dahinzog, grüßte er zurück und hob die Arme.

Nie ist eine Kunde von ihm zum Rhein gelangt.

Die Gräfin von Kleve ließ die Hoffnung nicht fahren. Sie bestieg alle Tage einen hohen Turm am Rhein und blickte den Strom hinauf und hinab. Der Ritter kehrte nicht heim. Sie aber erwies ihm den letzten Dienst und gab den Namen an niemanden weiter; er blieb verschwiegen, bis das Grab sie deckte.

Das Schloß von Kleve wird seit jener Zeit auch die Schwanenburg genannt. Es sind noch manche Sagen von Schwänen und

Schwanenburgen am Niederrhein im Umlauf. Vielleicht hat die Königin der Insel Hilgenö ihre anderen Söhne in unsere Welt geschickt?

Die fromme Gertrudis gewinnt über den Teufel auf der Heide

Der Teufel wird ja trotz aller guten Sorgen des Rheinvaters in seinem Amt nicht müde.

Ein Ritter am Niederrhein hatte eine vornehme Nachbarin, Jungfrau Gertrudis, in sein Herz geschlossen. Sie hatte ein gütiges Wesen und lebte so sehr der Mildtätigkeit, daß sie schon als Kind alles veräußerte, was sie besaß, wenn es galt, Not zu lindern und den Armen zu helfen. Der Ritter folgte ihr bald auf ihrem Weg und verkaufte, was er hatte, um dem gnadenreichen Leben des frommen Mädchens zur Seite zu stehen.

Als Gertrudis nun ihren achtzehnten Geburtstag feierte, meinte der Getreue, die Zeit sei reif, auch ihrer Schönheit zu dienen, und bat sie, ihn auf seine Burg zu begleiten und ihm als sein Weib zu helfen, so wie er sie als Jungfrau geleitet habe.

Aber Gertrudis, auf deren Brauttum er gehofft hatte, wollte das weltliche Leben verlassen. Und der Ritter fügte sich darein und opferte weiter, was er besaß, für ihren Orden und für ihr Werk und diente, wie sie ihn bat, der Heiligen Jungfrau.

Als das dritte Jahr verging, war jedoch auch er ein armer Mann geworden; nur seine Liebe blieb die gleiche.

Schließlich wanderte der Ritter ohne einen Dukaten über die Heide und wußte nicht, wo er zur Nacht schlafen sollte. Da begegnete er in der Dämmerung dem Bösen. Der tat wie ein guter, frommer Nachbar. „Wie ist, Freund, solch Leid des Armseins über dich gekommen?" klagte er. „Hör, ich weiß der vergrabenen Schätze genug. Soviel du willst, werde ich dir beschaffen, damit du den leidenden Menschen und dem Orden der schönen Gertrudis weiter helfen kannst. Nur setz mir deine Seele zum Pfand und sag mir, wie lange du noch leben willst!"

Der Ritter dachte eine Weile nach. „Sieben Jahre", antwortete er, „dann habe ich für dies irdische Sein genug getan."

Und er unterzeichnete den Brief des Bösen mit seinem Blut und verschrieb seine Seele dem Verlocker.

„Hier um Mitternacht nach sieben Jahren!" forderte der Teufel. „Aber bedenk, ich hab's eilig und werde dir keine Stunde schenken!"

Der Ritter hatte jetzt noch einmal Geld genug für das helfende Werk und seine Minne zu Gertrudis. Nichts durfte ihr fehlen, dafür sorgte er. Aber auch auf den Turnieren stach er der Frommen zu Ehren viele Gegner

von den Pferden und schickte alle zu ihr, um für sie zu wirken und ihr beizustehen.

Als die sieben Jahre um waren, trat der Getreue zum Abschied vor die Geliebte. „Du wirst mich nicht wiedersehen", klagte er. „Der, den ich nicht nennen darf, wartet auf mich auf wilder Heide. Aber ich bin froh, daß ich dir noch einmal sieben Jahre helfen durfte!"

Die Jungfrau reichte ihm einen Becher köstlichen Weines. „Trink, Ritter, auf unsere Minne! Trink, so traurig du bist, auf die Heiligen all und auf die Gottesmutter!" Da leerte er den Becher bis auf den Grund.

Dann nahm er das schnellste Pferd und bedachte sich nicht mehr. „Es ist ja doch alles verloren und die Liebe zu Ende", sang der Einsame und ritt zur Heide, auf den Teufel zu warten.

Von weitem schon sah er den Bösen in grünem Rock am Dornbusch stehen. Aber als er sich ihm näherte, war es auf einmal, als wiche der Verlocker vor ihm. Und als der Ritter ihm folgte, schrie er: „Nimm deine Verschreibung zurück, komm mir nicht nahe! Die, auf die du den letzten Becher trankst, hockt hinter dir im Sattel!"

Dann war der Jäger verschwunden, und auf der Heide lag nichts als das zerknitterte Pergament. Der Ritter aber kehrte sich um und sah, daß die Heilige Jungfrau hinter ihm auf dem Roß saß. Und er grüßte sie, ritt mit ihr heim und fand in seinem Hause den ganzen Schatz, den er für sie verbraucht hatte, erneuert und unversehrt.

Die Zedern am Niederrhein

In der kleinen Stadt Rees am Niederrhein geht es oft lustig zu, sie liegt ja auch zwischen lauter fröhlichen Nachbarn. Nur mitunter

fallen Stunden verzehrender Trauer über die Menschen dort. Von einer solchen erzählen die Zedern des Schlosses Aspel, das sich vor Rees erhebt und sich einst im Rhein spiegelte.

In der Zeit der Kreuzzüge schloß sich der Herr von Aspel seinen Glaubensgenossen an und kehrte nach einigen Jahren glücklich zurück. Er hatte sogar die gleichen Knechte bei sich, mit denen er ausgeritten war. Aber einer der beiden lag in Ketten. Ihm wurde von dem anderen vorgeworfen, er habe einen Priester ermordet, den man dicht beim Lager der Ritter im Schilf aufgefunden hatte. Weil der angebliche Täter jedoch so leidenschaftlich seine Unschuld beteuerte, hatte sein Herr ihn gegen alles Verlangen nach schnellem Gericht mitgeführt, um in der Heimat ein ordentliches Gericht zu halten.

Als nun der Tag kam und der vermeintliche Mörder noch einmal vor den hohen Schöffen eine Erklärung ablegte und auf seine Unschuld pochte, da stand auch der andere Knecht auf und berichtete, wie er den Gefangenen mit blutender Hand über dem Toten angetroffen habe. Der aber schwor, er sei von einem Türken angefallen und verwundet worden. Vielleicht sei der Priester von dem Feind gemordet, vielleicht sei er, der Anklagende, der Mörder und entschuldige sich, indem er ihn, seinen Kameraden, meineidig der Tat bezichtige.

Die Richter schwiegen, es stand Wort gegen Wort. Schon dachten sie nach, wie sie durch ein Gottesgericht die Wahrheit ergründen könnten. Noch bevor sie sich indes entschieden, trat der Angeklagte vor, hob einen aus Zedernreisern geflochtenen Peitschengriff und wies ihn den Herren. „Dieses Holz", sagte er feierlich, „ist gewiß ohne Leben. Aber es hat einst das Morgenland und den Mord an dem Priester geschaut. Ich stecke es in die dürre Erde unter unseren Füßen. Wächst es, so zeigt Gott, daß Er um meine Unschuld weiß!"

Und der Gefangene trieb den Peitschenstiel in die dürre Erde zu seinen Füßen und betete zu Gott, ihm zu helfen und die Lüge zu vernichten, er sei am Tod des Priesters schuldig.

Als er seine Worte kaum beendet hatte, begannen die sieben Reiser, aus denen der Peitschenstiel geflochten war, sich voneinander zu lösen, und wanderten wie lebende Wesen, die einen hierhin, die

anderen dorthin, als lenke sie eine pflanzende Hand.

Und sie trieben Rinde, junge Schossen, die Knospen trugen, und die Knospen schlugen aus und wuchsen vor den Augen aller Anwesenden zu grünenden Bäumen.

Da schwiegen die Zuhörer und auch die Richter, aber ihr Herz schlug. Und der Herr von Aspel, der seinen Knecht gern gehabt hatte und ihn gegen alles Verlangen nach einem schnellen Gericht geschirmt hatte, trat auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme. Froh war er, daß des Gefangenen Unschuld durch Gottes Wunder erwiesen wurde.

Der Befreite pflanzte, und vielleicht hat der Gütige es ihn tun geheißen, die Zedern weit auseinander und hat sie gepflegt, bis der Tod zu ihm kam. Aber die Bäume leben länger als die Menschen und standen noch bis in die jüngste Zeit.

Von dem Riesen, dem jemand auf die Hacken trat

Daß der Rheinvater neben allen Sorgen um die Seinen und um die Ufer auch noch den Stromweg offen halten muß, brachte manche Mühe. Die Menschen mit ihren Schiffen und Mühlen, die Riesen, die früher noch sichtbarlich und plump am Gestade wohnten, machten ihm viel zu schaffen. Selbst wenn freundliche Kerle unter ihnen waren, besonders solche, die bei der Frau Ley und den Rheintöchtern einen guten Leumund hatten und sich gern am Ufer streckten und ins Wasser lachten, so gab es doch auch Ungehobelte und Eingänger. Die machten sich nichts aus Frauen und höflichen Worten und Sonnenschein, sie liebten das graue Wetter und grobe Zurufe.

Einer von ihnen war so unwirsch und heimtückisch, er nahm sich eines Tages vor, den Rhein zuzuschütten. Der Riese füllte also einen großen Sack voll Sand und warf ihn schwitzend über die Schulter, um ihn bei Wesel oder Emmerich auszuschütten und den Flußlauf zu verstopfen. Aber der Rheinvater sah ihn, er konnte sich denken, was der Unhold vorhatte, und rief seinen Söhnen zu, auf den Fremden achtzugeben.

Und die streitlustigen Söhne hatten Freude daran, daß der Alte, der sonst immer alles allein regieren wollte, ihnen einen Kampf

auferlegte. Der älteste der Jungen, der „Krumme" hieß er, war ein besonders Gewitzter; er schlich sich hinter dem Riesen her und kam ganz dicht an seinen Holzschuh heran, ohne daß der Schwitzende es merkte. Dann sprang er ihm, hupp, mit aller Gewalt von hinten auf die linke Hacke.

„Pottverdecke", schrie der Unhold, stolperte und lag der Länge nach auf Bauch und Nase. Und der Sack mit Sand platzte.

Mit einem Wutschrei hob sich der Riese auf und suchte, wer ihm da auf die Hacke getreten war. Aber er sah keinen Schopf, der Krumme war längst wieder im Wasser und hielt sich wohlverborgen.

„Pottverdecke", schalt der Riese noch einmal und verwünschte, wer ihm hinten auf den Holzschuh getreten war. Weil sich indes niemand zeigte, konnte er niemanden strafen; nur einige ungezogene Hünenmädchen, die vor Lachen laut kreischten, verfolgte er wütend, bis sie in ihre Höhle krochen. Und der Sand ist als Hügel zurückgeblieben.

Er liegt heute eine ganze Strecke abseits vom Ufer, nicht da, wo der Rhein strömt. Einige sagen, es sei der Elterberg, aber das weiß man nicht zuverlässig.

Herzog Hans Adolfs starke Zauberkarosse

Als der deutsche Kaiser den Dreißigjährigen Krieg verloren hatte, machten sich die Nachbarn auf, an allen Grenzen seines Landes etwas abzureißen. Er befahl deshalb einem seiner alten Feldherren, dem Herzog von Holstein, unten am Rhein neue Truppen aufzustellen und sie gegen die Franzosen zu führen. Das war eine schwere Aufgabe, denn der Herzog von Luxemburg, der mit einem Heer auf der anderen Seite des Stromes stand, galt als der beste Feldherr der Franzosen und als ein großer Hexenmeister. Nun war es freilich so, daß beide hohe Herren um die Magie Bescheid wußten. Vorerst also erprobten sie ihre geheimen Kräfte und taten einander Abbruch, wo sie nur konnten.

Nebel sandte der Luxemburger über das kaiserliche Lager und wollte unter ihrem Schutz seinen Feinden schaden. Hans Adolf aber, so erzählten seine Soldaten, hatte von Doktor Faust einen weißen

Stein geschenkt erhalten und blies darauf; da wandte sich der Wind, und der Dunst legte sich über die Zelte der anderen.

Wütend wurde der Luxemburger; er schuf Mäuse ohne Zahl und schickte sie über den Rhein. Sie fraßen den Leuten Hans Adolfs Lederzeug und Zelte weg. Der aber zauberte Katzen um Katzen, da flüchteten die Mäuse zurück zu des Luxemburgers Heer, und die Franzosen verwünschten ihren Feldherrn. In der gleichen Nacht jedoch, während die Heimgesuchten sich noch mit dem Unzeug beschäftigten, setzte Hans Adolfs Heer über den Strom und stellte sich, so heißt es, Luxemburg gegenüber auf.

Schließlich sahen die beiden Gegner ein, daß es Zeit wurde, mit der Schlacht zu beginnen; keiner war dem anderen in der Magie über.

Der König von Frankreich war freilich noch um einen Faden klüger.

Im letzten Augenblick nämlich kriegte der Luxemburger Befehl, er möge mit dem Angriff warten, bis der Feldherr des Kaisers, Hans Adolf, abgerufen werde. König Ludwig hatte erfahren, daß der Holsteiner einen Erben erwarte. Er war in den mißtrauischen Jahren und hielt darauf, daß seiner Frau Kindlein ein Junge sei. Ja, er wollte ihn auch selbst besehen; man hatte ihm schon einmal einen Knaben für ein Mädchen gemeldet, nur um ihm Freude zu bereiten.

Eine Weile wartete der Luxemburger noch. Dann schien ihm, daß man deswegen die Schlacht nicht verschieben könne, und die beiden Feldherren machten ritterlich ab, sie am anderen Tag zu beginnen.

"Morgen um acht beginne der Kampf. Und glückliche Nacht!"

Gerade als Hans Adolf dem Franzosen die Antwort zugeschickt hatte, kam ein Eilbote von des Herzogs Gemahlin, er sei Vater eines Knaben geworden. Aber der Holsteiner traute dem nicht.

Auch der Luxemburger hörte von der Geburt, er grinste fröhlich. Just den Tag hatte er ja haben wollen!

Herzog Hans Adolf war gewiß, die Schlacht zu gewinnen. Könnte er sich nur vorher in Plön den Jungen besehen!

Dann fiel ihm ein, daß die Herren Faust und Truhoved ihm vor einiger Zeit eine Zauberkarosse geliehen, und daß sie ihm ihr magisches Werk für eine Reise erlaubt hatten. Und der Herzog, der

sie zu bedienen wußte, rechnete nach und glaubte, er werde am anderen Tag früh genug zurück sein. Da ließ er sie kommen.

Die Kaiserlichen erzählen, die Zauberkarosse habe sich, kaum daß Hans Adolf auf ihrem Bock saß, erhoben, habe zweimal um das Lager bis zu den Wolken Kreise gezogen und sei dann geradenwegs vom Rhein nach dem Schloß der kleinen Stadt Plön in Holstein gefahren.

Und es ist sicher, daß der Herzog in der Nacht vor der Schlacht am Rhein in seinem Schloß gewesen ist und sich vergewissert hat: ihm war ein Junge geboren. Kein Mensch wußte, wie er herübergekommen war. Nur daß er mit viel Gerassel durch die Luft gebraust und wieder davongefahren sei, will man gehört haben. Und daß ihm in der Aufregung die Peitsche am Plöner Kirchturm hängengeblieben und er nach einer anderen gerufen habe, ist überliefert.

In der Frühe aber hat sich, gerade vor Beginn der großen Schlacht am Rhein, bei den Kaiserlichen eine alte Zauberkarosse aus den Wolken niedergelassen. Davon hat auch der Luxemburger erfahren, und es hat ihm alle gute Laune verdorben. Schon bis zum Mittag hatte er sein ganzes Geschütz verloren.

Der Kaiser in Wien hat eine Weile danach Herzog Hans Adolf als Gast und mit ihm alle zwölf Ritter der weißen Magie zu sich geladen, den Sieg zu feiern. Daran hat man erkannt, daß die Schlacht ihm wichtig gewesen sein muß

ZWEITER TEIL:

DER »KRUMME RHEIN«

Der Rheinvater begegnet der Meerfrau

Wiederum nach langer Zeit besann sich der Rheinvater darauf, daß er es auf sich genommen hatte, das Meer zu grüßen, von dem die Wasser ausgehen, die an den hohen Bergen niederschlagen. Er bedachte auch, daß er seinem Ehgemahl vieles noch nicht gezeigt, was er heimlich erkundet hatte, obwohl sie vor langer, langer Zeit Hochzeit gefeiert hatten.

Frau Ley mußte wissen, wie Söhne und Töchter draußen lebten und wie das Land aussah, wo die Wasser statt der Erde wuchsen. So wendete er sich mit ihr nach Westen.

Ihre Tochter, die Waal, grüßten die beiden als erste, eine starke und schöne Tochter, die der Mutter ähnlich wurde. Aber als die Waal die Eltern in ihre Burg unterm Wasser einlud, meinte Frau Ley, daß auch sie einmal den Weg zum Meer reisen müsse. Da rief schon auf der anderen Seite die Yssel und verlangte, die Eltern möchten bei ihr zu Gast kommen.

Der Rheinkönig war freundlich, er ließ Frau Ley für eine Weile bei den Kindern und fuhr allein im engen Bett des „Krummen" nach Westen. Und der Sohn führte ihn, bis die Türme von Utrecht auftauchten.

Schön war das Land, und schön war die Stadt. Die Schatten, die aus alter Zeit über der Ehrwürdigen lagen, und die Liedweisen und die Geister, die in den Hügeln und Heiden wohnten, wachten aus ihrem Schlaf auf. Sie waren froh, daß der Rheinkönig zu ihnen kam, und manche rieten ihm und halfen einen Platz suchen, wo der hohe Herr eine Burg unter den Wassern erbauen könnte für sich und sein Ehgemahl. Der Bärtige sah sich um. Er grüßte viele, die ihm bekannt schienen, auch Dichter und Spielleute der Lande, und sagte, daß er sich mit ihnen zusammen alter Geschichten erinnern wolle, sie möchten nur erzählen.

An einem der nächsten Tage, denn es war gegen Sommersbeginn, daß er die Fahrt unternahm, trieb es den Rheinkönig bis an die weite See. Er fuhr in der Vorfrühe sehr schnell bis Katwijk, wo der „Alte Rhein" in das

Meer strömt. Die Mündung war aber nicht breiter als jene Betten,

aus denen der Fluß zwischen den Bergen geboren war.

Als der Rheinherr das erkannte, ließ er den Kopf sinken und dachte an die Grüße der Berge, die er zu überbringen hatte.

Und er sah eine Meerfrau, die ihn von draußen unbeweglich anstarrte, als kennte sie ihn und hätte ihn erwartet. Er wußte aber gleich, daß es die Greisin Rahen war; es gab viele Lieder, die über sie umgingen. Und der Rheinvater vergaß, an die Irdischen zu denken, und fragte ins Vordämmern hinein: „Bist du die Älteste des Wasservolkes?" Seine Stimme bebte, der Wind trug sie ins Land zurück, da klang sie heiser und dunkel.

„Ich wartete lange auf dich", antwortete die aus dem Meer, „ich kenne dich, Herr des Rheins! Und ich bin, die du suchtest."

„So nenne ich dich Mutter", sagte der andere nach einer Weile, als müßte er sich zur Ehrfurcht sammeln. „Ich kam, um dir die Grüße der Berge zu verkünden und meinen Dank, Mutter!"

Frau Rahen bewegte sich nicht. Ihr Haupt lag wie eine ungeheure Woge, die sich nicht rührt, auf dem Dämmern der See.

„Mutter der See", schrie der Rhein, „sind wir denn nicht von dir?"

„Du bist von mir geboren", sagte Rahen langsam.

„Nenn mir meinen Vater!"

Die Meerfrau antwortete nicht. Wußte der Rheinkönig nicht, daß alle Ströme von Gott kamen? Sie blieb unbeweglich, nur ihre Lider senkten sich, als dächte sie über unendliche Zeiten hinweg; über ihrem Haupt sammelten sich Wolken, aber zwei Strahlen blasser Helle fielen auf das Meer, wo ihre Brüste ruhen mochten.

„Mein Sohn ist täglich bei dir, und meine Töchter senden dir die Wasser, die aus den Bergen fallen. Besuch auch du mich, Mutter! Und laß mich Rause sehen, den Herrn der Stürme, und zeig mir meine Schwestern, die Ströme, die in der See weither fahren und unsere Küsten wärmen, und weise mir dein Angesicht, Mutter! Ist es nicht auch von Gott und dem Schöpfer nachgebildet?"

Aber als er so fragte und sich selbst hoch aufrichtete, wurde das Licht heller und das Antlitz der Meerkönigin blasser.

„Bleib noch, Mutter", bat der Rheinvater, „die Sonne wird dir nicht weh tun. Ich habe so viele Fragen!"

Rahen antwortete nicht. Es war, als ließe sie ihr Antlitz vornüber

auf das Wasser sinken und wolle den Sohn auf eine andere Dämmerung bescheiden.

Der Verwunschene von Uitland

Einst fuhr ein Schiff mit kostbarer Ladung vom Rhein nach England. Auf dem Weg lag in der See die Insel Uitland. Das Schiff scheiterte in der dunklen Nacht, und die Fischer von Uitland machten sich auf, den Ertrinkenden beizustehen. Der Vormann des Rettungsbootes aber, der das Wrack erreichte, kümmerte sich bald nicht mehr um die Versinkenden, sondern nur um die Ladung, von der er für sich und die Seinen etwas zu bergen suchte. Und die Letzten an Bord, die er hätte retten können, kamen um.

Da sprach Gott auch ihm das Leben ab. Er wurde indes von den Toten nicht aufgenommen, irrte viele hundert Jahre vor der Mündung des Rheins auf und ab und wartete auf Vergebung. Aber die Frau aus der See begnadigte ihn nicht ohne Bitte ihres Sohnes, dessen Leute er zu retten vergessen hatte.

Als er nun so jammernd vor dem Rheinvater hin und her fuhr, dachte der noch einmal an sie, die mit jenem Schiff umgekommen waren. Dann freute er sich über die Begegnung mit dem Meer und möchte seiner Mutter die neue Nachbarschaft weisen. Und er ließ zu, daß der Verdammte sterben und zur Ruhe eingehen durfte.

Da hörte das Schreien des Verwunschenen auf, und Mutter und Sohn grüßten sich.

Warum die Waal breiter geworden ist als der „Krumme Rhein"

Es gibt eine besondere Erzählung darüber, wie die Flußbetten des „Krummen Rhein" und der „Waal" entstanden.

In unvordenklichen Zeiten, so heißt es, wurden Holland und auch die Nachbarländer von Riesen bewohnt. Es waren meist gutmütige Leute, die fleißig kleine Gärten bebauten und Fischerei und Jagd betrieben. Aber es gab viel Sumpfland rund um sie, und oft ertranken ihre Saaten.

Eines Tages nahmen zwei von ihnen sich vor, dem Rhein ein

neues Strombett durch Holland zu graben, damit das Wasser einen besseren Abfluß hätte. Hundert Jahre arbeiteten sie, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Dann wischte sich einer der beiden den Schweiß von der Stirn und sagte: „Het werk gaat goed voruit! Das Werk geht gut voran!"

Der andere hörte den Seufzer, er entgegnete nichts, sondern arbeitete weiter. Da wiederholte sein Kumpan die Worte, er meinte, man hätte ihn nicht verstanden. Der zweite Riese wurde böse. „Was bist du für ein Schwätzer", murrte er. „Kaum sind hundert Jahre verflogen, da mußt du schon wieder reden!"

Danach trennten sie sich, jeder schaufelte ein eigenes Strombett. Der eine führte jenen Lauf des Rheins fort, in den später der „Krumme" zu wohnen kam. Der Verschlossene aber legte einen zweiten an, in den sich die „Waal" einsiedelte.

Und gewiß ist, daß der schweigsame Riese, der an der „Waal" grub, ein breiteres und tieferes Bett schuf.

Das Eidikratt hält die Blätter fest

Das Geldernsche Land war reich, aber es war auch gottlos. So kam es, daß viele Menschen, die in Sünden gefallen waren, als Werwölfe umgehen mußten. Manch einer, dem die Schätze des Nachbarn ins Auge blinkten, lief zum Teufel, um sich zu verkaufen, oder der Teufel begab sich zu ihm, um ihm den Handel leicht zu machen. Wer weiß, wieviel Seelen er dort gewonnen hat!

Dabei ist der Böse zuweilen aufdringlich geworden. Zu einem Mönch von Mariendaal am holländischen Niederrhein floh eines Tages ein Jugendfreund. „Ach, Bruder Bernhard, hilf mir doch!" schrie er. Und als der fromme Mann vor die Klostertür trat, erzählte der Verfolgte, wie der Teufel ihn fast täglich durch den Schornstein aufsuche und ihm viel Geld anbiete, wenn er nur seine Seele verkaufe — ach, und er sei sehr arm, was solle er tun?

Gerade da kam wirklich der Böse wie ein feuriger Streif durch die Luft gefahren. Er hatte von dem Weg des Bauern gehört und wollte ihm von dem Mönch abreden.

Bruder Bernhard hielt jedoch sein Christenkreuz hoch in der Hand

und verhandelte tapfer mit dem Teufel. „Gib diesem Mann, meinem Freund, soviel Geld, wie er braucht und wie ich ihm rate", verlangte er. „Dann darfst du seine Seele holen, sobald alles Laub gefallen ist!"

Der Verfolgte erschrak sehr, er hatte indes Vertrauen zu dem Mönch. „Topp!" rief er, „so soll es sein!" Und auch der Teufel schlug ein.

Danach warteten die drei, daß alles Laub abfalle, und Bruder Bernhard lächelte heimlich. Denn das junge Buchenlaub hielt sich bis zum Frühling an den Zweigen fest, aber noch länger das im Eichkratt des Niederrheins — daran hatte der Versucher nicht gedacht. Ja, so starke Stürme der Böse herbeirief, die Bäume behielten den ganzen Winter über eine Menge dürrer Blätter, und als der Frühling kam, sprossen und trieben schon die neuen. Bald konnte man von Mariendaal aus weder das schöne Kastell noch den Rhein erkennen.

Da sah der Teufel ein, daß sein Vertrag ihm nichts einbrachte. Gerade als er die letzte Zahlung übergeben wollte, wurde er mutlos, kehrte vor der Tür des Bauern um und fuhr wütend viermal um das Kloster. Dabei verlor er viel Dreck. Aber dem Mönch ist er nicht begegnet.

Der Bau des Turms der Domkirche von Utrecht

Einst, als der Turm der Domkirche zu Utrecht gebaut werden sollte, suchte man lange nach dem rechten Baumeister. Endlich schien es, daß ein Hennegauer, Thomas, den Auftrag erhalten würde.

Es kam jenem Thomas viel darauf an, einen Namen zu gewinnen. Er umwarb eine junge Nachbarin, Maria van Ath, und der Vater, der selbst Gotteshäuser baute, hatte ihm die Tochter zugesagt, wenn er einen hohen Kirchturm in zwei Jahren würde errichten können.

Auf dem Weg nach Holland lernte Thomas nun einen alten Mann kennen, der sich, wie aus dem Gespräch hervorging, gleichfalls um den Auftrag zum Turmbau des Utrechter Domes bewerben wollte. Er war ein Schüler des Meisters des Straßburger Münsters. Als die beiden im Gasthof an der Straße einkehrten und der gutherzige Greis dem Hennegauer seine Pläne zeigte, merkte der wohl, daß sie seinen

eigenen überlegen waren. Das erregte ihn so sehr, daß er den anderen, als sie gemeinsam ihren Weg nach Utrecht fortsetzten, heimlich erstach und seinen Leib verscharrte.

Thomas erhielt den Auftrag. Der Bau nach den Zeichnungen des Toten gelang ihm so gut, daß er schon mit sich zu Rate ging, wie er sich bald auf den Weg zum Hennegau machen sollte.

Aber die Zeit von zwei Jahren wurde doch um einiges überschritten, und die Braut wartete vergeblich auf eine Nachricht von einem Tag zum anderen. Endlich sagte man ihr, daß ihr Bräutigam ein so heiliges Werk übernommen habe, daß er allein daran denken dürfe. Gewiß hätte er sie längst vergessen.

Da nahm sie den Schleier.

Der Turm der Domkirche wurde fertig, und der junge Baumeister wollte aufbrechen und die Braut holen. Da erfuhr er, daß Maria van Ath Nonne geworden war. Thomas sagte sich, daß es wohl die Strafe für seine heimliche Tat an dem alten Baumeister war, und versuchte, die Braut zu vergessen. Aber es gelang ihm nicht, er trank und seufzte viel. Schließlich beichtete er, was geschehen war, einem Dominikaner. Und der Geistliche legte ihm auf, den Rest seines Lebens in einem abgeschiedenen Kloster in Reue und Buße zu verbringen. Der Weiterbau der Kirche wurde einem seiner Schüler aufgetragen. Thomas starb bald danach.

Nach vielen Jahren kam eine alte Frau auf einer Wanderung vom Hennegau nach Utrecht und bat den Bürgermeister, er möchte ihr von jenem Thomas erzählen, der einst den Turm der Domkirche gebaut hatte. Aber der konnte nichts Gutes berichten. Da bekannte sie ihm, daß sie Nonne gewesen und aus ihrem Kloster geflüchtet sei, um ihn noch einmal wiederzusehen, den sie in ihrer Jugend liebgehabt hatte. Und sie stahl sich in die Domkirche und kniete betend unter dem Turm, um dessentwillen Thomas von ihr gegangen war. Drei Tage blieb sie an der gleichen Stätte, bis der Tod über sie kam.

Ermordung Bischof Konrads

Aus der Zeit des Baus der Kirchen Utrechts wird noch eine

unheilvolle Tat erzählt.

Als Bischof Konrad die Marienkirche errichten lassen wollte, wählte er einen friesischen Meister dafür aus. Der Bau kam aber sehr teuer, weil vom Rhein her eine Quelle den ganzen Untergrund durchströmte und, sooft man sie abzufangen suchte, immer wieder aufbrach.

Der Bischof wollte sparen und fragte andere Baumeister, ob sie der Quelle unter der Kirche nicht wehren könnten. Da meldete ein gewisser Pleberus, daß er mit einem Geheimnis das Wasser bekämpfen könne. Aber auch er verlangte eine immer noch hohe Summe Geldes.

Konrad, der sehr sparsam war, ließ überall nach dem Geheimnis des Pleberus forschen. Schließlich verriet dessen kleiner Sohn beim Brotholen dem

Bäcker, daß sein Vater viele Ochsenhäute nötig habe, um sie zu vergraben und das Wasser von den Grundpfeilern der Kirche abzusperren. Als der Bischof davon erfuhr, erzählte er das Geheimnis dem ersten Baumeister und gab ihm den Auftrag, wenn er die Kosten unter die des Pleberus zu senken vermöchte.

Den verratenen Baumeister aber packte ein wilder Grimm erst auf sein Kind, das er im Jähzorn erschlug, dann auf den Bischof, der seinem Sohn durch den Bäcker das Geheimnis entlockt hatte. Er verfolgte Herrn Konrad und erstach ihn mit einem Dolch, den er unter seinem Mantel mit sich führte.

So wurde die schöne Kirche zu Beginn ihres Baues mit einer Untat beladen, die man lange nicht zu vergessen vermochte.

Der Burgherr von Utrecht

Im Schloß „Haar" zu Utrecht wohnte einst ein gottloser Ritter Allaert. Ein mutiger Klausner suchte ihn auf und hielt ihm sein Leben vor. Der Ritter packte ihn spottend und stieß ihn in den Wassergraben.

Der fromme Mann aber hat sich gewehrt und noch, bevor er sterben mußte, aufgeschrien: „Muß ich dir erliegen, wird jedes Jahr an diesem Tag einer der Deinen folgen!"

Es schien, als sollte sich die Verwünschung erfüllen. Ein Jahr danach starb des Ritters Frau am Tag des Klausners, in den nächsten beiden je einer der Söhne.

Aber der Burgherr erklärte, es sei ein Zufall, und der komme nicht von Gott oder dem Toten, sondern ohne Gebot.

Nun hatte Allaert nur noch einen siebenjährigen Sohn und einen Diener, der das Kind über alles liebte. Als zum vierten Male die Stunde des Unheils nahte, ging der Ritter auf Jagd, um zu zeigen, daß er ohne Aberglauben lebte.

Es war ein Tag, an dem er keinem Tier begegnete, so daß er mit seinem Hunde verdrossen und frühzeitig heimkehrte. Als er die Brücke erreichte, sah er, wie sich der Diener, den ein Wahn ergriffen hatte, gerade mit dem Knaben in den Schloßgraben warf.

„Herr im Himmel!" schrie der unglückliche Vater auf und spürte, daß zum vierten Male der Fluch in Erfüllung gehen wollte.

Zugleich war es jedoch, als werde sein Anruf an Gott als Reue oder Gebet vom Himmel angenommen. Der große Hund des Burgherrn sprang in den Schloßgraben, packte das Kind und zog es aus dem Wasser. Der trotzende Ritter aber ließ sich auf die Knie nieder, dankte Gott und ging in sich. Fromm und von den Pflichten gegen die Armen erfüllt, ist Allaert gestorben.

Das Geheimnis des Bischofs Adelbold

Einst standen die Holländer und Friesen einander wieder einmal zur Schlacht gerüstet gegenüber. Die Holländer hatten viel hohe Herren auf ihrer Seite, Lothringer, Brabanter, und führten als Gefangenen den Bischof Adelbold von Utrecht mit sich. Er sollte dabei sein, sagten sie, wenn die Friesen vernichtet würden, deren Freund er sei.

Und es war das beste Heer, das Graf Dierk von Holland hatte sammeln können; aber es war verkehrt, den Bischof von Utrecht mitzunehmen. Wußte man nicht, über welche besonderen Kräfte er verfügte, nicht unähnlich denen des Albertus von Köln?

Als die Schlacht begann, sah es erst aus, als würden die Holländer, die so viele gute Bundesgenossen besaßen, in Bälde

Sieger sein. Dann aber fuhr ein Schrecken über sie dahin. In der Luft war plötzlich ein lautes Schreien zu hören: „Flieht, flieht, flieht!" Und so tapfer die Ritter der Holländer waren und so mutvoll sie angriffen, sie kamen nicht voran. Dafür begann wieder der Ruf, dicht über ihren Köpfen, und viele Hundert vernahmen ihn: „Flieht, flieht, flieht!"

Da wurde sogar Graf Dierk unruhig; er sah, wie die Seinen sich wandten, die Reihen lösten sich auf. Er mußte sich wohl zum Rückzug bequemen. Vor allem versuchte er, dabei den Bischof von Utrecht mitzunehmen, seine beste Beute des ganzen Feldzugs.

Aber man fand ihn nicht mehr, und als Graf Dierk noch einmal gegen die Friesen vordrang, wurde ihm klar, daß der Bischof schon unter seinen Feinden ritt. Zum dritten Mal scholl Adelbolds furchtbarer Ruf „Flieht, flieht, fliehtl" über den Seinen und in des Grafen Ohren.

Da wandten sich die Holländer zur Flucht.

Sie haben danach nie wieder einen ihrer Bischöfe in die Schlacht mitgenommen.

Papst Hadrian

Der Papst Hadrian war in Utrecht als armer Leute Kind geboren. Er hatte den Seinen versprochen: „Wenn ich einmal Papst werde, will ich doch nirgendwo anders wohnen als zu Utrecht und der Stadt Gutes tun!"

Er muß in seinen Jugendjahren viel daran gedacht haben; denn als er einst von der Margaretenkirche heimkehrte, wo er seine Bücher im Schein der Ewigen Lampe heimlich las, warf er seine Mütze steil in die Luft, so daß die Leute ihn fragten, was in ihn gefahren sei. „Habt ihr meine Mütze fliegen sehen? Meßt ab, wie hoch, denn ebenso hoch werde ich zu Utrecht einst eine Stätte für arme Studenten bauen, wenn ich Papst bin!"

Es wird behauptet, daß er schon früh von einem Engel erfahren hätte, wozu er auserlesen war.

Willibrord und die Unterirdischen

Als die Mutter von Willibrord, des späteren Bischofs von Utrecht, einige Zeit vor seiner Geburt stand, hatte sie einen sonderbaren Traum. Sie sah des Nachts am dunklen Himmel den zunehmenden Mond, der sich füllte und weiter füllte, bis ein heller Schein, noch über dem aller Sterne, von ihm ausging. Dann fiel er plötzlich auf sie herab und in ihren Mund, so daß sie sich ganz von Licht entzündet fühlte. Ihr Sohn aber, den sie danach gebar und der rasch aufwuchs, war bald so stark, daß die Menschen glaubten, er würde Drachen erschlagen, und ihm rieten, den Rhein auf und ab nach Unholden zu suchen. Die Helden Siegmund und Siegfried lebten damals noch nicht, wohl aber sieben Lindwürmer auf den Inseln und an den Gestaden des Stroms.

Als Willibrord älter wurde, schien es ihm nötiger, den christlichen Glauben zu verkünden als Drachen zu erschlagen, und es wurde manches von ihm erschaffen, was uns noch heute dient.

Eines Tages, als Stürme die Küsten Hollands zerrissen, erklärte der Bischof dem Volk, wie Jesus über die Wasser ging. Die Gemeinde wollte es ihm nicht glauben. Da wanderte er mit Gottes Hilfe über die überflutete Küste zwischen den vier Rheinmündungen ab, und überall erhoben sich hinter ihm jene Dünen, die noch heute die Ufer Hollands beschützen.

Danach beendigte Willibrord den Krieg zwischen den Irdischen und den Wichtelleuten. Es war eine schlimme Geschichte, daß die Menschen, sobald das Dämmern begann, nicht mehr ihres Lebens sicher waren. Die Unterirdischen molken die Kühe, sie brauchten über Nacht die Pferde, sie lockten die Mädchen von den Wegen und riefen Bauern wie auch Kaufleute in Sümpfe und Moore. Und alles Beten half nichts, denn auch die anderen Wesen sind ja von Gott geschaffen, der sie schützt. Da bat Willibrord den Herrn, die Straßen, die er schreiten würde, für die kleinen Feinde zu verbieten. Und er wandelte zuerst alle großen Straßen ab, die Erdmännchen konnten nicht mehr eilen, wohin sie wollten.

Es ärgerte die Wichtel sehr, und sie beschlossen, auszuwandern. Um davonzukommen, versuchten sie, unter der Hauptstraße, die Willibrord ihnen versperrt hatte, noch vorm ersten Hahnenschrei

einen tiefen Schacht auszugraben und so, ohne des Heiligen Hilfe, hinüberzugelangen.

Aber bevor der Hohlgang fertig war, krähte der Hahn auf einem Hof weit vor der Zeit. Man weiß heute noch nicht, wer ihn geweckt hat, vielleicht ist es der Bischof selbst gewesen.

Die Unterirdischen sind jedenfalls nicht mehr aus dem Land gekommen, sie haben sich ja auch später wieder mit den Menschen vertragen.

Die treue Braut

Als der Ritter Aelbert aus Utrecht nach dem Heiligen Land zog, ließ er seine Anverlobte, die getreue Agniet, zurück. Und sie versprach, auf ihn zu warten. Die Zeit wurde jedoch immer länger, Jahr um Jahr verging. Ein Günstling des Bischofs Wolfaert warb schließlich um sie und bat die Eltern, ihm die Wartende zur Braut zu geben.

Agniet war Aelbert getreu und verlangte zwölf Monate Bedenkzeit. Man gewährte sie ihr; der Ritter kehrte indes auch innerhalb des Jahres nicht zurück. Agniet weinte sehr und bat noch einmal um eine Frist vom Heiligen Abend bis Ostern. Sie wurde ihr geschenkt, aber der Vertraute kam immer noch nicht.

Da flehte die getreue Braut zum letzten Male um Aufschub — so lange, bis sie ihren Spinnrocken abgesponnen hätte.

Niemand wagte es ihr zu versagen. Es geschah jedoch das Wunder, daß, während sie spann, der Rocken immer prall und voll blieb, obgleich der Werber wie auch die Mägde wohl achtgaben, daß niemand der Braut Flachs brächte. So ging es von einem Tag zum anderen, sieben Tage lang.

Da stand der echte Bräutigam vor der Tür.

Und der Ritter Aelbert kämpfte mit Wolfaerts Günstling, tötete ihn und heiratete Agniet. Ein Bild im Sankt-Geerden-Kloster am Rhein erinnert uns noch heute an das Geschehen.

Der Teufelsgulden

Man erzählt sich viel von dem Teufelsgulden. Er ist ein Einfall des Bösen, der sich bei einfachen Leuten sein Werk leichter machen wollte als bei den großen Zauberern, bei denen er zuweilen die Partie verlor. Der Teufel gab einfach dem, der sich ihm verschrieben hatte, einen Zaubergulden. Sobald er die Tasche verließ, war ein neuer Gulden da. Manchen schien es ein beneidenswerter Vertrag, aber es waren, Gott sei Dank, ihrer mehr, die wieder davon loskommen möchten.

Besonders in der frommen Stadt Utrecht, und von da den Rhein hinab bis Katwijk, hat es viele gegeben, die sich dem Teufel verpflichtet hatten; es ist ja so, daß, wo eine Menge guter Leute wohnen wie in Holland, sich auch der Widersacher ansiedelt. Meist aber fiel der Böse bei den schlauen Utrechter Bauern herein. Der eine konnte ihm nachweisen, daß sich ein falscher Gulden eingeschlichen hatte, der andere, daß er einen mit geschabtem Rand ausgegeben hatte. Und jedesmal hatte der Besitzer das Recht, den Teufel in den Rhein zu werfen und selbst ein neues gottesfürch-tiges Leben zu beginnen.

Eine Wasserfürstin verführt einen jungen Burschen

Die schönen Frauen, die in der See und hinter den Dünen der Rheinmündung wohnen, sind oft besungen worden. Zu Kindern sind sie zärtlich und gut, aber auf die jungen Bauern und Bürger am Meer haben sie es abgesehen. Bekannt ist die traurige Geschichte von einer Wasserfürstin, die im „Krummen Rhein" bei Arnhem den Sohn eines Ratsherrn der Stadt zu sich niederzog. Ein altes Lied erzählt davon.

In einer Nacht im Mondlicht wurde der Bursch ihrer zum ersten Mal gewahr. Und sie war so weiß, daß er sie im dunklen Strom erkannte und die Unbekannte fragte, woher sie komme und wohin sie fahre. Da gab sie ihm lachend Antwort und schwamm zu ihm ans Ufer. Jede Nacht begegneten sich die zwei von da an und waren zärtlich zueinander. Der Bursch vergaß schier die Welt der Seinen.

Seine Mutter aber wurde mißtrauisch und schlich ihm nach. Und sie hörte die Gespräche der beiden und weinte und versuchte zum

Abend, ihren Sohn zu den Sommerrosen und zu den Blockflöten seiner Freunde zu schicken; oft besinnen sich ja die Burschen wie auch die Mädchen und lassen von denen im Wasser ab.

Aber die Nixe war klüger als die Mutter. Sie hielt den Verführten fest und wußte ihm so viel von einem Schloß bei Utrecht vorzusingen, in dem sie mit anderen hohen Rheinfürstinnen wohnte, daß den Jungen die Sehnsucht überwältigte. Eines Tages wartete er nicht mehr ab, bis sie vor ihm auftauchte, sondern warf sich ins Wasser, ihr entgegenzuschwimmen.

„Nu woont hij in de diepte
In't kristallyn palais."
„Nun wohnt er in der Tiefe
Im kristallenen Palast."

Niemand hat ihn wiedergesehen.

Warnung freundlicher Wichtelleute

Die Unterirdischen helfen den Menschen gern, wenn es gilt, dem Teufel einen Streich zu spielen. Sie geben besonders acht, wenn jemand mit Gulden bezahlt, die immer nachwachsen. Sie wissen dann Bescheid und verlangen nur ein paar Stuivertjes als Lohn dafür, daß der arme Verführte wieder vom Bösen loskommt.

Die Zwerge helfen den Menschen oft aber auch ohne Lohn. War da bei Utrecht eine Brücke über einen Arm des Rheinstroms, die vom Fuhrwerk lange nicht benutzt worden war. Als nun ein Bauer ausfuhr, um das Gras von seiner Insel zu holen, sah er auf einmal fünf Unterirdische schmauchend neben seinem Wagen laufen. Er wollte sie schon fragen, ob sie nicht aufsitzen möchten, aber er hatte nicht den Mut, das erste Wort zu sagen. Zudem blickten die Kleinen ihn so sorgenvoll an, ihm wurde unheimlich zu Sinn.

Dann blieben sie vor der Brücke stehen, als wagten sie selbst sich nicht hinüber. Da traute sich auch der Bauer nicht und sprang vom Wagen, um nachzusehen, was es gäbe. Das Hochwasser hatte einen der Pfeiler der Brücke versetzt, der Mann wäre nicht heil nach drüben gekommen.

Als er sich bedanken wollte, waren die Wichtelleute

verschwunden.

Die Witten Wieven fangen die Spielleute ab

Es gibt neben den freundlichen Unterirdischen ja auch die Witten Wieven oder die Witten Juffern, das sind die kleinen weißen Frauen, die sich am Strand oder in den Dünen zeigen und die gefährlich sind. Einmal haben sie drei arme Musikanten, die doch zum Sonntag früh bei einer Trauung in der Kirche spielen wollten, in ihre Höhle hineingezogen. Sie haben ihnen die ganze Nacht über zu trinken gegeben, so daß die drei Burschen nicht mehr wußten, wie sie mit Brummbaß und Geige weiterkommen sollten. Glücklicherweise hatte Frau Holle die Braut gern, die am Sonntagfrüh hochzeiten wollte, und hat die Witten Wieven, wie die am Krummen Rhein genannt werden, bedroht und versprochen, ihnen je einen Buhmann zu schicken. Man sagt, daß es jene Buhmänner gar nicht mehr gibt und daß die schöne Holle, als die abergläubischen weißen Frauen die Musikanten in ihrer Angst freigelassen hatten, sie laut ausgelacht hat. Die drei Spielleute aber hat sie mit ihren Instrumenten auf einen Schimmel geladen, nur damit sie rechtzeitig zur Kirche kämen.

Ein Basilisk in Utrecht

Das Folgende erzählen die am Krummen Rhein ihren Gästen vom Basilisk: Wenn ein alter Hahn von sieben Jahren ein Ei legt, und das Ei wird durch eine Schlange ausgebrütet, schlüpft, wie es ähnlich die Baseler Hexenmeister erzählen, ein Basilisk heraus. Er hat die Flügel eines Drachen, den Fang eines Geiers, den Schwanz eines Eichhorns, aber er trägt eine Krone auf dem Kopf; denn von allen Untieren, die am Rhein auf und ab wandern, ist er das furchtbarste.

Meist wächst er heimlich in feuchten Gemächern, in denen die Tapeten von den Wänden hängen, und vertreibt alles, was darin haust, durch seinen Atem. Den Kröten allein vermag er nichts anzutun. Die Menschen aber müssen achtgeben. Ein Blick von ihm kann den Tod bringen; man soll sich ihm nicht ungeschützt nahen.

In Utrecht war ein Basilisk in einem feuchten Brauereikeller zur

Welt gekommen, der dicht am Rhein lag und in den zuweilen das Hochwasser eindrang. Bei solcher Gelegenheit hat man den Unhold ertappt; er verfolgte gerade einige unschuldige Wasserfräulein, von denen er meinte, sie hätten die Überschwemmung in seinen Schlupfwinkel geleitet. Glücklicherweise war der Rheinvater selbst damals in der Nähe, der hat ihn angehalten und gefragt, was ihm die Nixen zuleide getan hätten. Da hat der Basilisk einen furchtbaren Schrecken gekriegt, er hat zornig wieder Unterschlupf in seinem Brauereikeller gesucht.

Bald danach ging ein Knecht in den Keller, der Bier holen sollte. Er kehrte nicht zurück. Man meinte erst, er hätte vielleicht selbst des Guten zuviel getan, und schickte einen starken Faßträger aus. Auch er verlor das Leben. Einer nach dem anderen stieg nach unten, um nachzusehen; es waren insgesamt siebenundzwanzig Menschen, die den Tod erlitten, so will die Chronik wissen.

Gewiß hätte es nicht mehr lange gedauert, und der Basilisk wäre als Drache aufgetaucht.

Ehe es so weit war, meldete sich ein junger Utrechter und versprach, er werde das Untier überwinden. Die Stadtobersten wollten nicht, daß er sich opferte; er verriet auch nicht, welche Waffe er gebrauchen würde.

Aber als sie ihm dann nach einer langen Beratung im Rathaus von Utrecht seinen Weg erlaubten, da lief der Bursch, als habe er einen Scherz vor, leichten Fußes die Treppe zum Brauereikeller hinab. Noch bevor er unten den Basilisken gesehen hatte, knüpfte er seine Jacke auf und drehte ein Schild um, das er auf der Brust trug. Da war es ein Spiegel.

Der junge Utrechter hob den Spiegel bis vor seine Augen und schritt mutig durch den Keller. Schon hörte er den Basilisken näher kommen. Ehe der andere ihm aber Schaden zufügen konnte, wurden die flammenden Augen des Unholds müde. Er hatte sich selbst im Spiegel gesehen. Und die Stichfeuer, die er aussandte, fielen auf ihn zurück und verzehrten ihn wie einen feurigen Zweig. So gewann der junge Fant. Und er wurde von der Stadt Utrecht hoch gelobt.

Er ist später sogar Bürgermeister geworden und hat den großen Kanal zum Meer bauen wollen, aber nach Norden hinauf, nicht den

Alten Rhein hinab, um Utrecht wie Amsterdam zu einer Seestadt zu machen. Bevor er ihn fertig hatte, ist er gestorben.

Die unsauberen Geister und der tapfere Bischof Kunibert

Sonderbar ist, daß die unsauberen Geister, wenn man sie austreibt, gern in den Rhein einfahren möchten; das gilt für den oberen und für den unteren Strom. Der Erzbischof von Köln und der von Utrecht waren so stark, daß sie selbsteigen arme Befallene von bösen Geistern reinigten. Beide haben auch versucht, sie gleich bis ins Meer zu jagen. Meist bettelten die Unholde aber weinend, sich im Rhein bergen zu dürfen. Verspräche man es ihnen, dann wollten sie, so beschworen sie, sich sofort auf den Weg machen und die armen Befallenen für immer verlassen.

Bischof Kunibert, der in Gegenwart des Königs Pippin in beiden Städten die Bösen austrieb, hat ihnen indes mannhaft mit Worten geantwortet, die in der Chronik festgehalten wurden. Er hat ihnen gesagt, sie taugten nicht für den heiligen Rhein, den Gott gesegnet habe von seinem Ursprung unter den Bergen bis dahin, wo das Meer ihn aufnähme, und den so vieler Götter Kräfte geadelt hätten. „Fahrt aus in den Abgrund des Meeres unter die Ungeheuer der Nacht!" hat er ihnen zugeschrien.

Es heißt, daß dadurch aber ein Zwist zwischen dem Rheinkönig und der Meerkönigin Rahen entstanden sei, die ebensowenig des Teufels Helfer, die Unsauberen, zu Gast haben wollte, und daß der höchste Fürst der See der greisen Rahen recht gegeben und die bösen Geister hat aufspüren und noch einmal verjagen lassen. Wohin sie gefahren sind, weiß man aber nicht.

Faust am Unterrhein

An einem der Mündungsgewässer des Rheins, an der Waal, liegt die Stadt Bommel. Es ist bekannt, daß der Doktor Faust von Basel über Frankfurt bis Bommel seine Streiche gegen den Teufel geführt hat. Er war dabei sehr mitleidlos, war sieben Jahre lang dem Widersacher über und hat ihn wahrscheinlich noch zu allerletzt

übertölpelt. Welcher rechtschaffene Mann soll sich nicht darüber freuen?

Eines Tages, so heißt es, erschien der Teufel, wie ein Reisender angetan, in dem Studierzimmer des Herrn Faust, der damals auf der Waerdenburg bei Bommel wohnte. Sie kamen ins Gespräch, und der Böse wußte soviel Herrlichkeit über das bunte Leben in der Welt zu erzählen, daß der Gelehrte dem Gast seine Seele nach sieben Jahren versprach, wenn der Verlocker ihm so lange gehorche, ihn hier- oder dorthin führe, alle verlangte Arbeit verrichte und alles Wichtige besorge.

Faust war ja kein Mann, der etwas leichtfertig oder billig auf sich nahm, er wußte, was er tat. Kaum hatte er dem Teufel das Pergament unterschrieben und seine Seele verpfändet, da jagte er seinen Gehilfen hierhin und dorthin durch die Welt. Viele fremde Erze, die der hohe Herr in seiner chemischen Kammer brauchte, mußte Joost aufbringen — Joost nannte Faust den neuen Gesellen. Dafür bestellte er sich für die Mußestunden

lauter Herrlichkeiten, die feinsten Leckerbissen und die schwersten Bücher. Auch auf weite Reisen schickte er den Teufel. Von Holstein ließ Faust den großen Zauberer Truhoved nach Bommel einladen und befahl, bei der Gelegenheit auf dem Hof Grone einige Scheffel Mehl einzukaufen. Als der Böse sie heranschleppte, warf Faust, um vor seinem Freunde zu prahlen, das Mehl in den Wassergraben von Waerdenburg und hieß den Teufel, es ebenso sauber wieder heraufzuholen, wie er es gebracht hatte. Was mußte Joost sich für Mühe geben, erst den Graben auszuschöpfen und dann Sieb über Sieb zu legen!

Sein Herr und der Gast aus dem Norden saßen unterdessen auf dem Balkon und tranken den schönsten Wein, während der Böse sich abrackerte.

Sogar die herrlich geschnittenen Buchstaben des Druckkästchens, die der große Magus des Kaisers in Wien und des Königs in Kopenhagen seinem Gastgeber mitbrachte, schleuderte Faust erst einmal in die Hecken und befahl dem Teufel, sie wieder aufzulesen.

Jahr um Jahr führte Joost sein Amt. Er bekam schließlich so müde Beine, daß er sich eines Tages entschloß, den Dienst bei dem

Gelehrten aufzugeben. So trat er, als schon vier der sieben Jahre verstrichen waren, mit der Mütze in der Hand vor seinen Herrn.

„Ich möchte Euch das Pergament zurückgeben", sagte er zu Faust.

„Wieso?" fragte der, „sind die sieben Jahre um?"

Das seien sie zwar nicht, antwortete Joost, aber er hätte keine Lust mehr an dem Vertrag und sei müde.

„Bist du müde, ich bin es nicht", lachte Faust. „Vertrag ist Vertrag, und wenn du keine Lust mehr hast, ich habe noch auf drei Jahre Spaß an unserer Abmachung!" Gleich jagte er den Teufel hin und her; solch fleißigen Diener sollte er wohl nicht so rasch wiederfinden.

Der Böse kam noch einige Male zu ihm und bot und bat, aber sein Herr ließ sich nicht erweichen, er wollte den Vertrag nicht kürzen. Und er hat alle sieben Jahre Joost um sich gehabt und hat ihm keine ruhige Stunde geschenkt.

Die einen sagen nun, Faust hätte, als die Zeit beinahe herum war, den Teufel, der schon graue Haare bekommen hatte, ausgeschickt, ihm etwas aus dem Himmel zu holen. Das hätte Joost nicht mehr vermocht, wenigstens sei er bis heute noch nicht zurück, während Faust weiterhin ein fröhliches Leben und Freunden von Holland bis Zürich führe. Andere meinen freilich, man hätte vom Widersacher nicht verlangen dürfen, daß er zum Himmel auffuhr, und er hätte es auch nicht getan. Nach sieben Jahren, mit dem zwölften Glockenschlag der Bommeler Kirche, hätte der Teufel vielmehr die Macht übernommen, so sagen viele. Und er habe seinen früheren Herrn bei den Haaren gekriegt und durch die eisernen Stäbe des hohen Fensters der Gelehrtenstube gezogen und sei geradenwegs mit ihm zur Hölle gefahren. Noch heute zeigt man die Blutspuren an den Mauern.

Da Faust indes danach wieder in Leeuwarden beim Rektor der Universität wie auch in Kiel mit Truhoved zusammen gesehen worden ist, wird es wahr sein, daß er die Oberhand über den Teufel gewonnen und daß der dumme Joost irgendwo den Engeln oder Elfen in die Hände gefallen ist und in einem eisernen Käfig wohlbewacht seine Tage verbringt.

Das Spukhaus in Wyk an der See

Der Rheinvater duldet auch sonst ungern Hexerei an seinen Ufern. Das zeigt die Geschichte der Witwe von Oostbrock bei Utrecht — sie ist sehr lange her.

Die Frau, die einem der Gelehrten der Stadt angehört hatte, war in vielen Dingen der Schwarzen Kunst wohlbeschlagen. Für die Arbeit auf den Feldern und auch daheim hatte sie einen getreuen Knecht. Er wußte über die Gewohnheiten seiner Herrin Bescheid und wunderte sich nur, daß sie zu bestimmten Nächten in jedem Jahr aus ihrem Haus verschwand. Schließlich wurde er wißbegierig, beobachtete sie und sah, daß sie immer vor ihrer Ausfahrt von der Krippe des dritten Pferdes eine Handvoll Heu nahm und sich dann, hui, in die Luft erhob.

Der Knecht tat in einer jener Nächte ein gleiches. Er nahm Heu aus der dritten Krippe und fuhr im nächsten Augenblick durch die Lüfte nach der Stadt Wyk, die nahe der Mündung des Rheins liegt. Dort landete er in einem Keller und traf eine Menge von Leuten an, die schon früher bei seiner Herrin zu Gast gewesen und ihm bekannt waren.

Dann sah er auch seine Meisterin.

Die meisten Besucher schalten und waren ungehalten, daß ein Fremder unter ihnen war und daß die Frau auf ihre Pferdekrippe nicht achtgegeben hatte. Aber mit dem Knecht selbst hatten sie allesamt Mitleid, und als die Herrin vorschlug, ihn umzubringen, waren sie dagegen. Sie legten der Witwe von Oostbrock vielmehr auf, wenn der Mann Schweigen verspräche, ihn sicher heimzuführen.

So geschah es, daß der Knecht vom Spukhaus in Wyk mit der Hexe zurückfliegen mußte. Die Frau aber machte sich unterwegs Sorgen, ob er auch den Mund halten würde, und weil er ihr lästig war, warf sie ihn dicht vor Utrecht in ein Altwasser des Rheins.

Das Wasser war seicht; der Knecht verletzte sich, aber einer der Nöcke fing ihn auf und schleppte ihn ans Ufer. Dort lag er stöhnend und klagend, bis ein paar Bauern vorüberkamen und ihn auf ihrem Wagen mitnahmen. Sie horchten ihn aus und fuhren gleich bis Utrecht, wo er dem Bürgermeister Johannes Culemberg die Geschichte hat erzählen müssen.

Der Knecht hat erlaubt, die Sache aufzuschreiben, und das ist geschehen. Aber er bat auch, der Frau nichts anzutun, weil er doch versprochen hatte, über das Spukhaus in Wyk zu schweigen. Das hat man ihm zugesichert.

Man hatte damals und vielleicht noch jüngst in allen großen Städten, wie Amsterdam und Hamburg, solche heimlichen Zauberhäuser, und es gibt Weise und Dichter, die dort gern gesehene Gäste waren und in den Büchern studierten und Gelehrte aus anderen Schichten und sogar von anderen Sternen empfingen. Daß auch in Wyk solch Haus bestand, hat man freilich erst aus dem Bericht des Bürgermeisters Culemberg erfahren.

Sorgen der Umgänger

Viele Abgeschiedene plagt es, wenn sie aus ihrem letzten Leben noch ein Diebserbe zurückzugeben haben oder um einen Schatz wissen, der anderen zustand.

Zwischen Arnhem und Utrecht lag dicht am Rhein ein Dorf Wolfswinkel, in dem lange Zeit ein Geist umging. Er gehörte einem armen Bauern, der mit Napoleon gegen Rußland hatte ausziehen müssen und der vorm Aufbruch all sein Geld vergraben hatte. Der Mann war in dem Feldzug umgekommen. Er hatte aber das Geld den Angehörigen geben wollen und nur den Platz vergessen, wo er es vergraben hatte. Daß es nahe beim Wegweiser nach Wolfswinkel gewesen war, wußte der Mitternächtige noch und flehte jeden an, der vorüberkam, ihm doch suchen zu helfen, damit er den Weg in den Himmel antreten könnte. Er hat schließlich einen Knecht gefunden und ihn reichlich belohnt, als es gelang, den Schatz zu entdecken.

Ein zweiter Umgänger hatte zu Lebzeiten viel zusammengestohlen und fürchtete sich jetzt vor der Rechtfertigung vor Gott. Immer um zwölf Uhr nachts erschien er in einem Haus bei Arnhem und bat, doch das vermauerte Gold ans Tageslicht zu bringen und es den Armen der Stadt zu geben. Wirklich haben einige mutige Männer sich ans Werk gemacht, haben den Schatz gefunden und die Bitte des reuevollen Umgängers erfüllt. Danach hat er sich nicht mehr gezeigt.

Tod des Bischofs Frederik

Der milde Bischof Frederik von Utrecht hat, wie es heißt, vielen geholfen. Er hat die Witten Wieven, die in den Dünen hausten, bis Flandern und Friesland getrieben und hat mit Mut allen Bescheid gegeben, die unrecht lebten und sich dessen noch rühmten. Die guten Geister verehrten ihn deshalb.

Kaiser Karls Sohn Ludwig, dem man nach dem Tod des Vaters die Krone auf das Haupt gesetzt, hatte seine Nichte Judith geheiratet. Darüber war die Kirche unwillig, weil es als Verwandtenehe galt, und der Utrechter ließ es Ludwig und Judith wissen.

Die junge Kaiserin aber ertrug es nicht, daß Bischof Frederik von ihrem Gemahl verlangte, er solle sie verlassen, und schickte zwei Ritter, ihn wegen der Verwünschungen zu strafen, die er gegen sie, seine Herrscherin, gebraucht hatte.

Als die beiden sich nun, als Boten verkleidet, beim Bischof meldeten, ließ er ihnen bestellen, bevor er sie empfange, müsse er noch die Messe lesen. Dann rief er sie zu sich und sagte milde: „Ich weiß, was ihr vorhabt!"

Die Ritter dachten aber an die Frau, die sie verehrten, verwundeten den Bischof schwer und machten sich davon. Frederik preßte mit den Händen die Wunde zusammen und blickte ihnen nach. Und er sah vom Fenster, wie die guten Geister sie am Rhein anzuhalten suchten und den Flüchtenden die Fähre verbargen. Da rief er, man möge den Mördern nicht den Weg versperren, er habe den beiden verziehen.

Bischof Frederik starb, und die Irdischen und auch die Engel und guten Geister trauerten um ihn.

Frau Ley und König Eselsohr

In einer Stadt am Rhein, die schon in der Nähe des Meeres liegt, herrschte lange Zeit ein König Arundel, der eine Riesin zur Frau hatte. Sie lebten gut miteinander und hatten mehrere Söhne. Der älteste trug den Namen Falk. Arundel hatte aber sehr lange Ohren —

König Eselsohr hieß man ihn deshalb —, und alle Söhne und Enkel erbten sie von ihm.

Falk war ein angesehener Baumeister. Er rief Werkleute und schlug dicht bei der Burg der Seinen eine große Brücke über den Rhein, der er den Namen nach seinem Vater gab. Sie wurde von den Normannen zerstört, und die Leute nannten die Burg und die Stadt, so heißt es, nach ihren schlimmen Erlebnissen „Leyden". Aber sie bauten alles mit frischem Mut wieder auf.

Als der Rheinkönig nun mit seiner Frau Ley einmal von Utrecht nach der Rheinmündung bei Katwijk fuhr, wunderten sie sich über den Namen der Stadt und auch über die vielen Leute mit den Eselsohren, und die Königin wollte schon umkehren. Falk war aber schlau und sagte der Frau Ley, man trage die großen Ohren dem Wasservolk zu Ehren und habe die Stadt nach der Königin benannt. Dafür müsse die Rheinherrin nun auch eine Weile zu Gast bleiben. Frau Ley wurde freundlicher, sie spiegelte die Burg, bunter und schöner als sonst, in ihren Wassern. Aber ihr Gemahl wußte, daß Falk alles erlog, und zog dem Baumeister die Ohren noch ein Stück länger.

Als des Rheinkönigs Gemahlin den Grund der Bestrafung erfuhr, tat sie erzürnt und kehrte schon nach einiger Zeit nach Utrecht zurück. In Wirklichkeit hatte sie Furcht vor dem Wasservolk im Meer und lebte lieber bei ihren Töchtern und Söhnen rheinauf und rheinab.

Eine Meerminne wird gefangen

Einmal, als die Fischer von Westerschouwen vom Strand aus ihrem Tagewerk nachgingen, war ihnen beim letzten Einziehen der Taue, als hätten sie eine große Last gefangen.

Sie schleppten Fische und Feek hoch auf den Sand, da zeigte sich, daß sie eine Meerminne im Netz hatten.

Die arme Frau bat in hundert Ängsten, sie doch wieder freizugeben. Statt dessen lief alles Volk neugierig zusammen, um sich den Fang zu besehen.

Eine Nixe war es, die einen Fischschwanz hatte. Vergeblich

versuchte sie, die Maschen des Netzes zu zerreißen, vergeblich bot sie ihre goldenen Halsketten an, vergeblich ihre Lieder. Einmal schrie sie gellend auf und winkte zur See hinüber. Die Fischer sahen einen bärtigen Meermann, der sich schnell dem Ufer nahte.

„Gebt mir meine Frau zurück", bat er klagend. „Sie kann nur einige Tage außerhalb des Wassers leben. Bitte, gebt sie mir zurück! Ich werd's euch hundertfach lohnen!"

Aber die Fischer von Westerschouwen lachten nur. Und das Volk, das immer zahlreicher zuhauf kam, verspottete die flehende Nixe und den bettelnden Nöck. Schon warf man mit Steinen nach ihm.

Da hob sich der Meermann hoch aus den Wogen, sein Haar flatterte im Wind. „Wehe über Westerschouwen!" schrie er. Und dann sang er, wie die Wasserleute es vermögen, mit weittragender Stimme: „Bereuen werdet ihr von Westerschouwen, Daß ihr mir stahlt meine liebste Frauen. Westerschouwen, du wirst vergehen, Nur deine Türme bleiben bestehen. Doch gebt ihr die Frau her und bringt sie ins Watt, Ich bau euch Mauern und Türme der Stadt!"

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann lachte einer, und die anderen kreischten vor Verlegenheit und Wut. Die arme Meerminne gaben sie nicht zurück; die Fischer luden alle Städte rundum ein, die Nixe gegen Geld zu besehen.

Aber schon nach einigen Tagen starb sie.

Westerschouwen ist bald danach wirklich untergegangen, nur die Kirche und die Türme blieben unversehrt.

Der Fischer und der Sohn des Meerfürsten

Einmal verlor ein Fischer von Katwijk in einem großen Sturm sein Boot. Er hatte sich aber nichts übersparen können und wußte nicht, wie er Frau und Kinder erhalten sollte.

Als der Arme nun die anderen ausfahren sah und ihm niemand half, bemerkte er, daß ein schwarzer Hund ihn vielmals begleitete und ihn anstarrte. „Was willst du?" fragte der Fischer das Tier.

„Laß mir ein Schiff bauen", verlangte der Hund mit menschlicher Stimme. „Du kannst es später behalten und damit auf Fang gehen!"

„Ich kenne dich", murrte der Katwijker, „und will nichts mit dir

zu tun haben! Verlangst du nicht auch einen Tropfen Blut?"

Aber der Hund antwortete, daß er nur ein armer Verzauberter sei und von einer der Inseln im westlichen Meer herübergekommen sei, einer der Inseln, die zuweilen, den Menschen sichtbar, aus der Tiefe tauchen. Und er gab dem Zögernden viel Geld für das Schiff und für Segel und Netze. Da bestellte der Fischer, was der Schwarze ihm aufgetragen hatte.

Als das Schiff fertig war, besichtigten sie es.

„Den Kutter kannst du später für deinen Fang behalten", versprach ihm der Hund noch einmal. „Erst aber mußt du eine Fahrt für mich machen!"

„Wo soll ich fischen?" fragte der Mann.

„Du sollst nicht fischen! Wir werden sieben Tage segeln", sagte der Schwarze, und der andere merkte wieder, daß es ein Verzauberter war. „Dann wird sich entscheiden, was mit uns geschieht."

„Was wird sich entscheiden?"

„Das, was der Rheinvater mir versprach", antwortete der Hund. „Bisher hat er in allem recht behalten, wenn ich Rat von ihm erbat."

„Wer bist du denn?"

„Das wirst du bald wissen", tröstete der Verwunschene.

Dann fuhren sie aus. Nach sieben Tagen fragte der Hund: „Siehst du das Land?"

„Nein", sagte der Fischer, „ich sehe nur ein großes Feuer."

„Das Feuer kommt von meines Vaters Burg", erklärte der Schwarze. „Sie liegt eigentlich siebzig Faden unterm Wasser, und nur der Rheinalte und ich wissen darum. Aber nun ich komme, hat sie sich aufgehoben; es ist

alles licht rundum, das bedeutet, daß die Meermänner meinen wilden Vater überwunden haben und mich erwarten. Ich muß mich nur noch verwandeln, und dabei sollst du mir wieder helfen."

„Wieso denn?" fragte der Katwijker entsetzt.

„Du mußt mir den Kopf abschlagen. Und wenn du es nicht tust, wirst du das Leben verlieren!"

Der Fischer begann zu beben. „Wie soll das geschehen, da wir doch gute Freunde sind?"

Aber da nahten sie schon dem goldenen Schloß, und obgleich zu

sehen war, daß es sonst in der Tiefe lag, fuhren die beiden an einen Kai. Viele wilde Gesichter schienen auf das Boot zu warten.

„Schlag mir den Kopf ab, tu es rasch", verlangte der schwarze Hund, „sonst ist es zu spät!" Da nahm der Fischer das Beil und schlug dem Tier den Kopf ab.

Gleich sprang ein junger Meerfürst aus dem Fell hervor. „Dank dir, und nun fahr heim! Mein Vater hatte mich verwunschen, aber die Meinen haben ihn überwunden und haben mich zurückgerufen. Behalte das Boot und kehre um! Und grüß den Rheinvater, er wacht bei Katwijk, bis er Bescheid hat, ob mir alles gelang.

Wenn du aber wieder daheim bist, Fischer, schau auf deinem Lager in der Kajüte nach, dort findest du meinen Dank!"

Der Mann hätte wohl gern das Schloß besehen, nun es doch über Wasser lag, wagte indes nicht zu fragen. Er nahm also Abschied, drückte dem Entzauberten die Hand und versprach noch einmal, wenn er dem Rheinkönig begegnete, ihm Bescheid zu geben.

Der Fischer hat bei der Rückfahrt auch immer guten Wind gehabt und hat in seiner Koje gefunden, daß sein ganzes Kopfkissen mit Gold gefüllt war.

Den Rheinalten aber hat er nicht gesehen. Es hat ihn nur jemand im Dunkel gefragt, ob die Reise gut ausgelaufen sei. Ja, hat der Katwijker gestammelt; aber bevor er den Sprecher anhalten konnte, fuhr ein Wasser zwischen ihnen beiden entlang, als gäbe ein Wächter acht, daß er seinen Herrn nicht berühre.

Die Entstehung von Nymwegen

Vor Arnhem teilt sich der Rheinstrom, und ein großes Wasser, in dem eine der Rheintöchter Königin ist, läuft schräg ab, begrüßt bei der Stadt Rotterdam die Maas und wendet sich auf vielen Wegen zum Meer.

Mancherlei erzählt man sich von der Stadt Nymwegen, die an seinen Ufern liegt.

In alter Zeit lebte das Volk der Katten am Rhein. Ihr Königssohn Bato, der sich mit seiner Stiefmutter nicht verstand, machte sich mit einem Teil der Seinen auf und nahm das Land zwischen Rhein und

Maas, das ohne König war, bis zum Meer in Besitz.

Aber sein Haus lag ihm zu weit von der wilden See, nach der ihn verlangte. Als er das Land durchritt, fand er ein verfallenes Schloß auf einem Hügel näher am Wasser. Bato gefiel die Stätte, und er ließ überall nachfragen, wem sie gehöre. Man sagte ihm, daß ein gewisser König Magum mit den Seinen dort gewohnt habe, aber der hätte die Burg längst aufgegeben und sei weiter nach Westen gezogen.

Da ließ Bato die Burg neu aufbauen und nannte sie nach seinem Vorgänger Neu-Magum. Später wurde Nymwegen daraus, und als sich eine Ortschaft um das Königsschloß bildete, wuchs Nymwegen sogar zur Hauptstadt weithin. Den Rheinarm aber taufte man die Waal nach der schönen Nixe, die sich darin angesiedelt hatte.

Einer der Enkel Batos soll jener Kivilis gewesen sein, der das Land gegen die Römer verteidigte.

Lohengrin

Später wurde die Stadt Nymwegen eine der Burgen des Kaisers. Aus jener Zeit erzählt man sich:

Der jüngere Bruder des Herzogs von Kleve, der ja von der Zauberin einer der Meerinseln stammte, bat eines Tages seine Mutter, ob er nicht auch einmal nach dem Rhein aufbrechen dürfe. Und die erlaubte es ihm, aber sie gab ihm wie einst dem anderen Sohn auf, nie seinen Namen noch den der Eltern zu verraten. Nur den Namen ihres Eilands, Hilgenö, dürfe er nennen.

Auch der jüngere der Brüder war ein starker Recke und ging zunächst zu den Rittern des Grals. Er wollte es besser beginnen als der Herzog von Kleve und unter seinesgleichen warten, bis er gerufen würde, unter den Völkern des Rheins eine edle Tat zu verrichten.

Nun lebte zu jener Zeit in Brabant eine Herzogstochter, Elsa mit Namen. Ihr Vater hatte ihr noch auf seinem Sterbebett einen seiner Lehnsmänner, Friedrich von Telramund, als Gatten bestimmt. Er galt als Held, weil er zu Stockholm in Schweden einen der stärksten Drachen besiegt hatte.

Telramund beschwor später, daß auch Elsa ihm vor ihrem Vater

ihr Jawort gegeben habe. Aber die Erbin von Brabant wandte sich an den Kaiser und erklärte, sie wolle den Ritter nicht zum Gemahl, und niemals habe sie ihm etwas zugesagt.

Da bestimmte der Kaiser auf dem Reichstag zu Antwerpen, daß Elsa einen Streiter gegen Telramund zu stellen habe, der, da sie keine Zeugen besäße, ihr Wort vor des Himmels Gericht erweisen solle. Und der Kampf habe zu Nymwegen stattzufinden.

Nun weilte der Bruder des Herzogs von Kleve ja bei den Gralsrittern und wartete auf einen Auftrag Gottes, sein Leben einzusetzen. Eines Tages läutete die Glocke, die etwas Besonderes ankündigte. Aber als der Ungeduldige schon sein Pferd besteigen wollte, um einen Gegner zu finden, traf er nicht Roß noch Reitknecht an, sondern sah auf dem Wasser unter der Gralsburg einen Schwan, der mit einem Boot auf ihn wartete. Und der Ritter war so froh über den Ruf, er stieg ein, ohne zu essen und zu trinken, und meinte, er werde bald dort sein, wo man ihn brauche. Aber die Fahrt nahm kein Ende, am fünften Tag mußte der Schwan mit dem Schnabel Fische aus dem Rhein heraufholen. Er teilte sie mit dem Ritter, der wäre sonst mit hohlen Wangen am Ziel eingetroffen.

Nun hatte sich bis dahin keiner der vielen Lehnsleute gemeldet, der für den Schwur der Herzogstochter das Schwert ziehen wollte. Friedrich von Telramund war ein gewaltiger Feind. Wer auch vermochte für Elsas Worte *zu* stehen, die nur ein Toter gehört hatte?

Inzwischen war in Nymwegen alles beisammen gekommen, was den Ausgang des Zweikampfs erfahren wollte. Telramund ließ seine Aufforderung ergehen, zum zweiten und zum dritten Male. Da erschien plötzlich ein Schwan auf dem Wasser und bog ein, um am Ufer zu landen.

Der Schwan zog aber einen Nachen, in dem erhob sich ein Ritter und fragte nach der Erbin von Brabant, für die er nach Gottes Befehl sein Schwert einzusetzen habe. Elsa eilte ihm glückvoll entgegen und erzählte, wie der Kaiser entschieden und wofür er gerufen sei. Dabei sahen die beiden einander an, und die Liebe, die vor dem Lehnsmann ihres Vaters geschwiegen hatte, wurde in der Herzogstochter wach.

Dann fand vor vielen Zeugen der Kampf zwischen dem Fremden und Telramund statt, und der Unbekannte gewann. Noch im Sterben

bat Telramund Gott um Verzeihung und bekannte, er habe die Unwahrheit gesagt und nie ein Jawort von Elsa empfangen.

Die junge Herzogin aber bat den Sieger um seinen Schutz und sein Schwert. Da neigte er sich über ihre Hand.

Sie dürfe nur niemals fragen, wer er sei, verlangte der Fremde. Tue sie das, müsse er sie verlassen.

Ach, meinte Elsa, sie werde wohl zu schweigen wissen.

Die beiden lebten lange Zeit glücklich miteinander. Dann besuchte die Herzogin Beatrix von Kleve die Stadt Nymwegen zu einem großen Turnier, und die Brabanterin begegnete ihr.

Die Herzogin von Kleve aber hatte gehört, daß auch Elsa einen Unbekannten von hohen Rittertugenden zum Gemahl genommen hatte, ohne nach seinem Namen fragen zu dürfen. Und auch ihn hatte ein Schwan gebracht, ohne daß man von seiner Herkunft Kunde erhielt. Weil Beatrix von Kleve jedoch gar zu gern mehr über ihren eigenen Mann erfahren wollte und hoffte, über die Brabanterin dem Geheimnis näher zu kommen, drängte sie die junge Frau und tat, als sei ihr heimlich noch dies oder jenes bekannt.

„Ihr wißt auch nicht mehr", erwiderte die Brabanterin erzürnt, „und wenn Ihr in Eurem ganzen Leben die Wahrheit gesagt habt, diesmal sagt Ihr die Unwahrheit. Oder beweist es mir binnen drei Tagen und erzählt mir, was Ihr gehört habt!"

„Euer Wissen müßt Ihr Euch selbst holen", lachte die Frau von Kleve. „Ich meine aber, daß es von höchster Bedeutung für Euch und besonders für Eure Kinder ist, alles Wichtige über Euren Mann zu erfahren."

Da weinte Elsa in der Nacht neben ihrem Gemahl. „Welchen Kummer hast du?" fragte er sie.

„Die Herzogin von Kleve hat mir unrecht getan und behauptet, mehr über dich zu wissen als ich", klagte Elsa.

Ihr Mann schwieg.

Auch in der zweiten Nacht weinte sie, und der Herzog fragte: „Woher kennt die andere mich denn?" Aber es kam keine Antwort.

In der dritten Nacht fragte das junge Weib: „Mein lieber Herr und Gemahl, ich bitte dich, mir zu verraten, von wannen du geboren bist und woher du stammst, denn mein Herz sagt mir, anders als die

Leute reden, daß du von edler Abkunft bist!"

Da hatte sie die verbotene Frage getan, und der Herzog an ihrer Seite seufzte tief.

Bevor der Tag anbrach, entdeckte er ihr, daß seine Mutter die Königin der Insel Hilgenö sei, daß er Lohengrin heiße und daß sein Vater Parzival ihn zur Gralsburg gerufen habe, für das Recht der Rechtlosen zu streiten. Und jedesmal dürfe er Dank einer Frau empfangen, bis die Frau ihn nach seinem Namen frage.

Danach ließ Lohengrin die Kinder kommen, küßte sie herzlich und gab ihnen sein Horn und sein Schwert. Seinem Weib beließ er den Ring, den seine Mutter ihm anvertraut hatte. Dann verabschiedete er sich von der trostlosen Herzogin von Brabant und schritt zum Strom hinab. Der Schwan wartete auf ihn und brachte ihn den Rhein hinauf, niemand weiß, wohin.

Marieke von Nymwegen

Einmal lebte unweit von Nymwegen ein frommer Priester Gijsbrecht, der hatte als Wirtschafterin eine schöne junge Magd Marieke, seiner verstorbenen Schwester Tochter. Sie hielt ihm alles in gutem Zustand. Oft auch kaufte sie für ihn in Nymwegen ein, wo Gijsbrecht noch eine andere Schwester wohnen hatte.

Eines Tages schickte er sie wieder in die Stadt und gab ihr Geld mit, um verschiedenes zu besorgen. „Bleib bei der Muhme zur Nacht", riet er ihr, „wenn du nicht fertig wirst!"

Aber die Muhme war schlechter Laune; Marieke versuchte, noch spät abends zu ihrem Oheim heimzukehren, verirrte sich, lief schließlich in Regen und Dunkelheit auf der Landstraße und wußte in ihrer Verzweiflung nicht mehr, wohin. „Helf mir Gott oder Teufel", seufzte sie, „mir ist alles eins!"

Plötzlich tauchte jemand neben ihr auf. „Sagt, Jungfer, warum Ihr so betrübt seid! Ich kenne Euch als eine der Schönsten weithin und machte Euch gern zu einer Frau der Frauen!" Der Fremde schritt helfend neben Marieke her und führte sie nach Nymwegen zurück. „Wollt Ihr mir aber Eure Liebe schenken", bat er, „so lehre ich Euch zum Dank die sieben freien Künste."

„Und als achte Kunst die weiße Zauberei", verlangte das Mädchen schnippisch. „Damit kann man, so vernahm ich, den Teufel durch ein Nadelöhr jagen!"

Der Versucher überhörte ihre Worte. „Ich schenke Euch statt der Zauberei die Gabe, alle Sprachen der Fremden in unseren Städten zu verstehen", erwiderte der Begleiter — er nannte sich Monen. Die Sprachen schienen Marieke wichtig; sie war deshalb mit den Vorschlägen des Bösen einverstanden, folgte ihm nach den großen Städten am Rhein und lernte von ihm alle Sprachen und die sieben freien Künste, die ihr rasch eingingen. Ach, während ihr armer Oheim sie noch vergeblich suchte, tat sie schon halb wie eine vornehme Bürgersfrau, die in schlechte Gesellschaft geraten war. Der Teufel hielt ihr alles bereit und rechnete nach, daß bald hundert Seelen durch seine falsche Liebste zu Schaden gekommen waren.

Eines Tages jedoch spürte Marieke Reue und verlangte von dem Dunkeln, daß er sie nach Nymwegen bringe. Sie sehnte sich, die frommen Wagenspiele wiederzusehen. Herrn Monen gefiel die Bitte nicht, aber das Mädchen bestand auf seinem Willen und ließ sich zu dem Spiel der Heiligen führen. Und sie hörte die Worte der Schauspieler, hörte, wie der Advokat Luzifers Gott zur Rede stellte, warum Er den sündigen Menschen gnädiger sei als den Teufeln, die doch nur einmal abfällig gewesen seien. Und sie vernahm den Spott des Dunklen über die Frauen, die ihr Leben ohne Ehre verbrächten.

Monen wollte weitergehen; aber Marieke fühlte wieder Reue über ihr eigenes Leben, während der Teufel klagte, wie wenig all seine Arbeit an ihrer Seele genutzt habe.

„Bei Luzifers Milz", fluchte er, „komm fort von hier, oder ich führe dich mit Schuhen und Strümpfen zur Hölle!"

Als er jedoch mit Marieke das fromme Spiel verlassen wollte, wehrte sie sich. Er versuchte nachzupacken, um gleich mit dem Mädchen in die Tiefe zu fahren. Schon verlor die Entsetzte die Besinnung und wußte nicht mehr, was um sie herum geschah.

Glücklicherweise kam gerade in dem Augenblick der Priester Gijsbrecht vorbei. Der ging über den Markt von Nymwegen, erkannte die Ohnmächtige und schlug mit einem raschen Gebet zu Gott die Hände des wütenden Monen von seiner Nichte. Darüber

erwachte Marieke, sah ihren Oheim neben sich und begann zu weinen. „Hätte ich dich früher gefunden!" klagte sie. „Bin ich nicht arg daran, daß ich jetzt zur ewigen Verdammnis eingehe?"

Monen, der immer noch nahe stand, wollte Gijsbrecht hindern, der Nichte zu helfen. „Sie werden mich in der Hölle mit glühenden Zangen peinigen", schrie er, „wenn ich diese verliere!" Dabei blies er rote Flammen aus Mund und Ohren, daß es gräßlich anzusehen war. Der Oheim aber geleitete Marieke heim. Er sprach lange mit ihr von Reue und Besserung und brachte sie zum Dekan der Theologen. Aber der wollte nichts mit einer so schlimmen Sünderin zu tun haben. Da wandte sich Gijsbrecht an den Erzbischof von Köln, um ihn zu fragen, wie man für die Arme wohl Gnade erlangen könne.

Als der hörte, daß sie des Teufels Buhlin gewesen war, zauderte er und wußte nicht, wie er sich entscheiden sollte. Da wanderte Gijsbrecht mit der Reuevollen nach Rom, um zu erfahren, wie Marieke Gnade fände. Aber auch der Papst antwortete: „Ich weiß nicht, ob ich eine so furchtbare Sünde vergeben darf. Ich rate Euch, laßt drei Ringe aus einem machen und schließt sie um Mariekes Hals und Arme. Wenn sie verschlissen sind oder von selbst abfallen, wird ihre Strafe verbüßt sein!"

Herr Gijsbrecht reiste wieder an den Rhein zurück. Er brachte die Nichte in das Kloster der bekehrten Schwestern zu Nymwegen und mahnte sie, bis zum Tode darin zu verharren. Die Ringe blieben indes um Arme und Hals.

Erst als Marieke von Nymwegen in hohem Alter ihr Ende nahe fühlte, wurde es anders. Der Tod trat in der Gestalt eines Engels zu ihr und berührte die Ringe, so daß sie abfielen.

In der Chronik der Klosterkirche ist die Geschichte Mariekes beschrieben. Die drei Ringe hingen lange als Gedenkzeichen auf ihrem Leichenstein.

Der Teufel holt einen Kapitän

Der Teufel hatte ja früher viel mit den reichen Schiffern auf dem Rhein und seinen Mündungsfluten zu tun.

Als einst ein schönes Fahrzeug von Nymwegen nach Rotterdam

abfuhr, um von dort aus über See zu segeln, kam im letzten Augenblick ein Fremder an Bord — man weiß nicht genau, wie er an Bord gelangte, er war auf einmal da. Und der Kapitän trat aus seiner Kajüte, nickte ihm zu, rechnete nach und murrte nach einigem Besinnen: „Dich hab ich erwartet! Aber du bist einige Zeit zu früh gekommen! Wir können noch frühstücken." Dann rief er den Koch und gab ihm auf, das beste Essen zu erfinden, das ihm einfallen wollte, und für zwei zu decken. Auch sah man, wie er selbst eine der alten Flaschen holte und die Gläser bereitstellte.

Während der Koch eilig aufräumte, saß der Gast unbewegt da. Er blinzelte nur von Zeit zu Zeit auf die Uhr, die zwischen den Wandkarten hing, und redete kein Wort. Ein Papier hatte er bei sich liegen, das hatte er umgeschlagen, niemand sollte es wohl lesen.

Da wurde dem Koch unheimlich zu Sinn. Er rannte in die Kombüse und briet und brutzelte, aber es wollte ihm nichts gelingen. Schließlich tat er, als sei die Mahlzeit fertig; er deckte rasch den Tisch, für seinen Kapitän wie auch für den Fremden, obwohl der ein schlimmes Brenzeln und Knittern an sich hatte, lief wieder nach draußen und wollte den Braten holen. Da kam plötzlich — es war etwa eine Stunde von der Stadt Nymwegen entfernt — ein durchdringender Hilferuf aus der Kajüte.

Der Koch ließ vor Schrecken Teller und Fleisch fallen. Als er die Tür aufstieß, um zu sehen, was es gäbe, war der Gast, der drüben an der Wand gesessen hatte, verschwunden. Und als er nach dem Platz des Kapitäns blickte, war auch der leer. Nur ein paar Tropfen Blut leuchteten auf dem Tisch. Das war alles.

Hillegersberg bei Rotterdam

Wie die anderen Städte am südlichen Rheinwasser, an der Waal entstanden, erzählt uns eine Sage der Niederländer.

Als die Stadt Troja vor ihrem Untergang stand, da entschloß sich der Schwager des Priamus, Bavo, sein Land zu verlassen. Und er bestieg mit allen Freunden seine Schiffe. Vier mächtige Herzöge mit ihrer Mannschaft folgten ihm.

Lange irrte er mit den Seinen umher, endlich geriet er an die

Küste Englands, die damals ein Geschlecht von Riesen bewohnte.

England hieß um die Zeit noch Albion. Der Name stammt von der Königin Albiona, die einst in Assyrien herrschte. Sie hatte aber mit ihren dreißig Schwestern beschlossen, alle Könige zu stürzen. Der Plan wurde verraten, und die einunddreißig Frauen wurden auf ein Schiff gesetzt und trieben durch das ganze Mittelmeer um Spanien herum bis England. Dort heirateten sie Unholde und gebaren Riesen.

Bavo wich den Riesen in Albion lieber aus, setzte zum Festland über und landete ungefähr da, wo Maas und Waal in die See münden. Dort opferte er den Göttern und erfuhr von ihnen, daß das Land und die Städte, die zu bauen sie vorhatten, lange Zeiten überdauern würden. Die Männer Bavos schlugen also ihre Zelte auf, daraus wuchsen Höfe und Burgen, die noch heute gelten.

Danach aber sind viele des neuen Volkes unter Bavo weitergewandert. Ein weißer Wolf lief durch ihr Lager, Jäger folgten und beobachteten, daß er zu einem Volk rannte, das um die Stadt Trier lebte. Da ließ Bavo alle Schiffe unbrauchbar machen, befahl den Seinen, noch einmal aufzubrechen, und siedelte sie in einem reichen Land zwischen Rhein und Mosel an. Es blieben aber manche in den Ortschaften am Meer zurück. Auch hatten viele von ihnen schöne Frauen in Rotterdam gefunden — so hieß eine der neuen Stätten — und hielten zu ihnen.

Es müssen sogar einige Riesinnen bei den Leuten am Meer geblieben sein. Eine von ihnen nannte sich Hilleger oder Hildegund, sie wohnte da, wo jetzt die Brücke über die Waal führt. — Oft überschwemmte Hochwasser das Ufer. Hildegund beschloß deshalb, eine große Schürze mit Sand zu füllen und ihn vor ihrer Tür schön und sauber auszuwerfen. Aber als sie erst den halben Weg gemacht hatte, begann das Schürzenband zu reißen; sie hielt es fest und lief vorwärts, so rasch sie laufen konnte. Gerade vor ihrer Tür, krach, platzte die ganze riesengroße Schürze, und aller Sand fiel ihr vor die Füße, es wurde ein richtiger Hügel daraus.

Hildegund schrie vor Schrecken. Aber dann gefiel ihr der kleine Berg, sie holte noch viele Schürzen mit Erde, und er wurde groß genug, ein neues Haus darauf zu bauen.

Und wenn das Haus heute nicht mehr besteht, der Hügel blieb.

Oh, auch Rotterdam hat seine alten Erinnerungen!

Erasmus von Rotterdam

Mitunter sind's hochgeachtete Gelehrte, mitunter auch Wolken und Wind, mitunter ist es ein zaubrischer Fisch, der den Menschen Warnungen zukommen läßt.

Auf einer der Brücken von Rotterdam erhebt sich ein Standbild des Erasmus von Rotterdam, auf den die Stadt sehr stolz ist. In seiner Hand hält der berühmte Gelehrte ein Buch. Jedesmal, so heißt es, wenn der Stadt ein Leid droht, wendet er ein Blatt im Buch. Viele bezeugen es, aber niemand kann sagen, wie lange Erasmus dazu braucht, ein Blatt umzuschlagen. In unserer Zeit ist Leid oft rasch und kommt in Stunden über uns.

Untergang von Zevenbergen

Die Stadt Zevenbergen — Sevenbergen schrieb man sie auch — war einst an Gold und Silber reich; vielleicht hatte sie soviel an Gut gehäuft, daß sie nur noch das Irdische kannte und Gottes ganz vergessen hatte. Alle Riegel an den Fenstern waren eitel Gold und sogar die Klinken an den Türen.

Eines Tages flog eine Windische nach Zevenbergen, eine Glockenfrau, die setzte sich auf den Turm der Kirche Sankt Lobbetjen. Der Pfarrer sah sie und versuchte, ihr heilige Worte einzugeben. Er hatte vergessen, daß die Riesen und das Meervolk und die Windischen ohne Seele sind. Aber die Glockenfrau war sehr gerührt über seine Sorge und vergalt es ihm. Zu jedem Stundenschlag sang sie mit halblauter Stimme: „Zevenbergen wird vergehn, Der Turm deiner Kirche wird bleiben bestehn!"

Es schien ihr selbst leid zu tun um die Stadt. Sie weinte oft, so bekundete der Pfarrer. Er stieg bis zu dem Schalloch des Turms, sprach mit der Glockenfrau und wollte sie bekehren. Er hatte an ihrer sanften, traurigen Schönheit viel Freude.

Damals aber wurde Gott des Übermuts der Bürger von Zevenbergen müde, und weil auch die Warnung der Windischen

nicht genützt hatte, ließ Er es zu, daß sich ein furchtbares Unwetter erhob und daß der Böse alles gegen den Deich und die Mauern trieb und die Erde einbrechen hieß. Die Stadt versank in der Tiefe, wie es ihr in ihrer Zeit der Überheblichkeit angekündigt war. Nur die Kirche blieb bestehen. Ein weiter See dehnt sich heute, wo sich Zevenbergen erhob. Der Turm eines Gotteshauses reckt sich zuweilen aus dem Wasser, so wie die Windische es gesungen hat.

Fischer erblicken mitunter die goldblinkenden Dachpfannen Zevenbergens; aber noch wagte sich niemand in die geheimnisvolle Tiefe.

Der warnende Fisch von Vlaardingen

Mitunter, das erzählte ich, ist es auch ein zaubrischer Fisch, der warnt. Niemand kennt ihn, man weiß nicht, woher er kommt; aber mancher der aus den Rheinwassern aussegelnden Fischer glaubt seiner Warnung.

Viele Dörfer und kleine Städte liegen dort im Schutz der Deiche. Die Fischer müssen das freie Meer aufsuchen, und auf ihren Booten, es sind oft einige Dutzend, die in der Vorfrühe in den Nebel auslaufen, können sie nicht lange zaudern und überlegen.

Einst war die Flotte eines jener Häfen vor Rotterdam — ich glaube, es war Viaardingen — dreißig Schiffe groß, sie fuhren immer alle gleichzeitig nach draußen. Aber in einer Nacht brach ein entsetzlicher Sturm aus, und von den Booten ist nur eines wiedergekehrt. Das geschieht vielleicht alle

hundert oder fünfhundert Jahre. Einmal sucht das Schicksal indes auch die Städte heim, die Gott lange geschont hat.

Ich sage, nur eines der Schiffe kehrte damals zurück. Sein Fischer war von der Flotte abgekommen, und als er so einsam gegen den Westwind fuhr, hörte er plötzlich ein Klingen am Schwert des Bootes und ein leises Singen dazu. Als er sich erstaunt über die Verschanzung beugte, schrammte ein bunter Fisch mit den Flossen an den Planken hin und her und sang deutlich von dem großen Wind, der aufkomme und die ganze Flotte von Viaardingen vernichten würde. Der geängstigte Mann versuchte noch, den Unheilverkünder

mit dem Ketscher zu fangen oder ihn etwas zu fragen. Da war der bunte Gast verschwunden.

Der Fischer kehrte zum Hafen zurück. Im Augenblick, wo er sein Boot festmachte, begann draußen jener furchtbare Sturm, der die Flotte unter die Wogen drückte.

Das Katzenschiff

Einst, so erzählt man, fuhr ein schöner Dreimaster in den Hafen von Viaardingen ein. Und die Vlaardinger freuten sich über das Schiff.

Kaum aber hatte es angelegt, da sprang statt Matrosen lauter Katzenvolk von Bord an Land, hundert graue, weiße, schwarze und goldgelbe Kater und Katzen. Sie begannen gleich am Ufer eine große Feier, machten Musik und sangen und tanzten. Währenddessen schrumpfte ihr Dreimaster zu einer halben Nuß zusammen.

Es schien die Tiere indes nichts anzugehen. Sie vergruben die halbe Nuß und die winzigen Masten und Rahen sogar im Gras an der Straße und liefen gleich wieder zu ihrem großen Fest.

Und die Vlaardinger staunten und steckten die Köpfe aus den Fenstern, so früh es war.

Auf einmal kam von fern ein Rasseln und Rumpeln. Die Bauern aus der Delfter Marsch fuhren durch Viaardingen, ihre Waren zum Rotterdamer Markt zu bringen — es gab damals keinen näheren Weg. Sie mußten mitten durch das Katzenvolk.

Die Tiere von dem Dreimaster waren indes so toll und voll, sie versuchten, die Wagen der Bauern anzuhalten, und boten ihnen Bier und Schnaps zum Antrunk. Und die einen krümmten die Rücken, den anderen fuhr Feuer aus den Pfoten und aus dem Maul, aber keine der Katzen machte den Rädern Platz.

Die Delfter überlegten eine Weile, was zu tun wäre. Sie mußten zur rechten Stunde auf dem Rotterdamer Markt eintreffen, sonst würden sie ihren Käse und ihre Butter nicht mehr verkaufen, und ihre Waren würden auf den Straßen von Viaardingen verschimmeln.

Die Kater und Katzen aber tranken weiter, scharten sich immer dichter vor die Wagen der Delfter, und der größte Kater reichte dem

Bauernältesten einen Krug mit Bier.

Der nahm ihn an; vielleicht konnte man alles im guten beschließen?

„In Gottes Namen!" sagte er laut und hob den Krug.

Kaum war das Wort „In Gottes Namen!" gefallen, da schrien und kreischten alle Tiere entsetzlich, gruben die halbe Nuß aus dem Gras, brachten sie zu Wasser — auf einmal lag der große Dreimaster wieder im Hafen. Kater und Katzen sprangen an Bord, und die Butterwagen hatten Durchfahrt nach Rotterdam. Während die Menschen sich noch besannen, glitt der Dreimaster schon unter vollen Segeln davon.

Der Krug aber, aus dem der Bauer hatte trinken sollen, steht heute in der Kirche von Viaardingen zur Erinnerung an die Übertrumpfung einer ganzen Ladung böser Geister durch ein einziges gutes Wort: „In Gottes Namen!"

Der Fliegende Holländer auf der See

Aus der Mündung des Alten Rheins ist auch das Gespensterschiff ausgelaufen, das, wie viele meinen, heute noch bei Kap Hoom kreuzt.

Es gibt eine andere verwunschene Hulk, die von Hamburg kam, der „Flegende Gheist" genannt; aber man sagt, daß Gott jenem Hamburger Schiffer an der Küste von Arabien Gnade gegeben und ihn hat auflaufen lassen. Der Holländer von der Rheinmündung, der um die gleiche Zeit den Weg nach Indien versuchte, ist heute noch nicht gemeldet. Wir können nur festhalten, was an Nachrichten über ihn zu uns gekommen ist.

Zuerst über die Abfahrt.

Der Kapitän van der Decken hatte die letzte Reise nach Java in drei Monaten und siebzehn Tagen gemacht. Dann trat er in seiner Stadt vor den Rat und erklärte, er werde mit neuen Segeln seines Dreimasters in hundert

Tagen die gleiche Fahrt tun. Und er hat sich dessen verschworen und dem Schwur hinzugefügt: „Mit oder gegen Gottes Willen!"

Am anderen Morgen, mitten im Geläut der Osterglocken, setzte

der Kapitän schon im Hafen alle Segel, halste bei stärkstem Nordwest unter der Mole und lief mit seiner Kraffel in die freie See hinaus. Aber als die Menschen ihm bewundernd nachschauten, sah es sich an, eben bevor das Schiff vor der Kimmung verschwand, als hätte ein Leuchten seine Segel bis zu dem schrägstehenden dritten Mast übergossen. Mehr erkannte man nicht, der Sturm nahm die Sicht.

Und niemand sah etwas von dem Dreimaster, bis ihm am Kap der Guten Hoffnung als erster ein französischer Segler aus Sankt Malo begegnete, der auf der Heimfahrt war. Mitten in der Nacht hob sich vor ihm ein Schiff aus der Flut, leuchtend von den Toppen bis Ruder und Bug. Es lief gegen den Wind und kreuzte den Kurs des Franzosen. Vergeblich versuchte der aufzuluven, immer lag der andere vor ihm.

Blutrot standen seine Segel, schwarz die Masten, bläulich glühte die Verschanzung. Dann schnitt der Bug des Franzosen mitten durch das Gespensterlicht.

Aber kein Rammen war zu spüren, kein Krachen war zu hören, keine Mannschaft war zu sehen.

Nur der Kapitän stand drüben auf dem Achterdeck.

Drei Tage danach lief der Franzose in schwerem Sturm aus Süden an der Küste Afrikas auf und zerbrach. Es waren aber vorher einige Matrosen an Land gegangen, die hatten Post nach einem der Häfen zu bringen und fanden nicht zu ihrem Schiff zurück, der Sturm setzte ein. Sie gelangten später nach Holland und wollten die Begegnung beschwören. Von der übrigen Besatzung des Sankt Maloers kam nicht einer zurück.

Man hat danach öfter Berichte gehört. Jahr um Jahr versuche die Kraffel des Holländers mit ihrem tiefliegenden Bug und dem hohen Achterdeck das Kap Hoorn zu umsegeln. Die meisten Schiffe, die ihr begegneten, sind untergegangen; es war ein Zufall, wenn ein Bericht wie der von den abgesetzten Leuten des Franzosen das alte Europa berührte. Es ist aber nicht richtig, daß der Holländer nie mehr das Land erreicht habe. Alle sieben Jahre läuft ein unbekanntes Schiff einen der Häfen Afrikas oder Europas an. Der Kapitän steht auf dem Achterdeck und schreit aus: „Wer nimmt Briefe mit nach

Amsterdam?" Es gibt Schiffer, die sich mitleidig oder neugierig melden. Mit uralter Schrift stehen Namen auf den Umschlägen, die keiner kennt, die längst verstorben sind. Einmal war sogar einschreiben des Kapitäns der Kraffel dabei, es war voll hochmütiger Worte. Er glaubte noch, eben erst ausgefahren zu sein.

Aber erst, wenn er demütig wird, so heißt es, wird er Gnade finden.

Es wird auch viel an den Mündungen des Rheins über jenen Schiffer erzählt. Die Geschichten sind anders als die über Berend Fock, der im gleichen Jahr von der Niederelbe ausfuhr und nach vielen Jahren zu Fuß von Arabien nach Hamburg zurückkehrte. Aber wenn man behauptet, daß der Holländer noch immer vor dem Kap der Guten Hoffnung kreuze, so ist es für die jüngste Zeit nicht gewiß. Vielleicht hat Gott auch ihm die Ruhe geschenkt, die er sucht?

In einem großen Lied vom „Fliegenden Holländer" wurde' gesagt, daß eine Frau, die bereit sei, ihm Treue bis zum Tod zu halten, den Kapitän erlösen könne und daß er einst, als er Norwegen anlief, wähnte, sie gefunden zu haben. Aber noch ein anderer glaubte, jenem Mädchen Liebe entgegenbringen zu dürfen, so daß der „Fliegende Holländer" schon eifersüchtig wieder aufbrach, um weiterzuirren. Da warf die Frau sich in die Flut, um ihm zu zeigen, daß sie ihm allein hatte angehören wollen.

Ihr Opfer fand Gnade. Im gleichen Augenblick, da die Wogen über sie dahingingen, traf ein Blitz Gottes das Schiff und erlöste den ewig Ruhlosen.

Warum die Campener und die Zwoller sich nicht mögen

Der Rhein sendet, bald nachdem sich die Waal von ihm getrennt hat, einen anderen Arm nach Norden, die Yssel, die im Zuidersee bei Campen endet.

Über die Anfänge von Campen wird berichtet, daß zwei Riesen sich dort angesiedelt hatten, die in Töchter der Menschen verliebt waren. Die beiden haben gute Ehen geführt, und ihre Kinder sind in Campen geblieben und haben die Stadt groß gemacht.

Die Gräber der beiden Urväter sind zu finden; man kann riesige

Findlinge sehen, die tief unten und noch im süßen Wasser der Yssel liegen.

Campen wurde eine reiche Stadt. Sie vertrug sich schlecht mit dem jüngeren Zwolle, dessen Bürger klüger und kunstfertiger zu sein meinten.

Ein schönes altes Glockenspiel besaßen die in Zwolle, und die Campener waren böse, daß sie keines hatten. Anstatt aber eines in Amsterdam zu bestellen, berieten sie mit ihrem Nachbarn, einem Nöck im Ysselstrom, und klagten, er und die Seinen täten nicht genug für Campen. Da war er bereit, mit ihnen gegen die Stadt Zwolle zu ziehen und das Glockenspiel zu rauben. Es gab ohnehin noch einen alten Streit: die Zwoller behaupteten, die Yssel hätte sich von der Stadt entfernt, die Yssel aber meinte, die Zwoller seien eines Tages umgezogen und hätten den Strom verlassen. Kurz, der Wasser mann aus dem Fluß versprach, den Campenern beizustehen, wenn sie sich das Glockenspiel holen wollten.

Glücklicherweise fragte er vorher beim Rheinvater an und bekam eine grobe Antwort. Nein, mit Gewalt und Unrecht dürfe sich das Wasservolk nicht abgeben.

Als sie hörten, daß die aus dem Strom ihnen nicht helfen durften, berieten die Campener von neuem, wie sie im Frieden erreichen könnten, was sie wollten. Sie setzten sich jetzt in den Kopf, mit ihrem Geld den Zwollern einen hohen Preis für das Glockenspiel zu bieten, sie hatten die alte Weise gern. Die Zwoller könnten sich ja etwas Neues kaufen.

Erst wollten die Nachbarn sich nicht darauf einlassen. Da kam der Wassermann selbst. Er durfte ja nicht drohen, aber er weckte überall Furcht, wo er erschien. Die Campener verdoppelten ihr Gebot, da wurden die Parteien handelseinig.

Im Grunde waren die Zwoller ja froh über das gute Geschäft; sie hörten sich alle das Glockenspiel noch einmal an, danach schickten sie es den Campenern.

Als die das schöne Werk in ihre Kirche eingebaut hatten, schien es ihnen selbst reichlich teuer erworben. Es hörte sich anders an als in Zwolle und hatte ein neues Lied, das den Campenern gar nicht gefiel. Sie überlegten deshalb, wie sie den Zwollern deutlich machen

könnten, was für Wucherer sie seien, und dachten schon an Krieg und wollten den Nachbarn das Geld verweigern.

Während sie nun auf ihrem Rathaus lange beratschlagten, war auf einmal jemand unter ihnen, der wie der Wassermann aussah. Er sprach als letzter und riet vom Krieg ab. Aber weil die Campener sich in Hitze geredet hatten, schlug der Fremde vor, die Zwoller bei der Bezahlung zu ärgern.

Womit?

Nun, man müsse einfach den ganzen Preis in winzigen Stuivertjes begleichen.

Und die Campener sandten Boten aus und sammelten rundum in allen Nachbarstädten das kleine Geld. Danach schickten sie Sack um Sack nach

Zwolle hinüber. Die Zwoller wunderten sich, dann begannen sie zu zählen. Sie bekamen dicke Hände, aber sie zählten und zählten.

Sie mußten manchen Tag zählen; ihre Finger wurden blau, wie es ist, wenn man sich zuviel mit Pfennigen und Stuivertjes abgibt. Aber nicht ein Geldstück sollte fehlen.

Die Zwoller Bürger heißen seitdem auch „die Blaufinger". Der Wassermann aus der Yssel hat nämlich die Geschichte herumgebracht. Es war ihm ja darum zu tun, den Krieg zwischen Campen und Zwolle zu vermeiden; aber etwas Spaß will man in Holland auch beim Friedenschließen haben. Sogar der Rheinkönig, der von der Sache hörte, ist eines Tages bis Campen gefahren, er wollte die blauen Finger der Zwoller sehen. Es ist ihm indes nicht gelungen.

Die Schlauberger hatten inzwischen ihre Stadt wieder um einiges verschoben. Sie wohnten doch weiter ab, als der Rheinvater dachte, und freiwillig kam keiner zu ihm.

Ritter Lederdam

Einer der Wege der Rheingewässer ist der Lek, der den „Ouden Rijn" und die Waal verbindet. Er fließt so langsam, daß man darüber scherzt, ob er sich von Norden nach dem Süden oder von Süden nach dem Norden bewegt.

Aber der Lek ist doch ein strömendes Wasser. Daß man nicht daran glaubte, ist dem Ritter Pelegrin van Lederdam schlecht bekommen.

Jener Lederdam war ein schlimmer Gesell und allen an Macht überlegen, weil er Geld genug hatte, so viele Knechte zu halten, wie er wollte. Er ging nie zur Kirche, lästerte und fluchte unmäßig und hatte mit dem Teufel einen Vertrag gemacht, nach dem der Böse seine Seele haben sollte, wenn er, Pelegrin, je über ein fließendes Wasser setzte. Solange das nicht geschah, mußte der Teufel ihm zwölfmal im Jahr einen großen Sack Geld heranschleppen.

Es ist begreiflich, daß Lederdam sich seine Wege aussuchte. Auch seine Knechte wußten um den Vertrag und halfen ihm zu den rechten Straßen. Von Jahr zu Jahr sah sich der Teufel betrogen.

Nun hatte sich Lederdam aber einmal wieder über seinen Nachbarn, über das fromme Stift Utrecht, geärgert. Er fiel mit all seinen Raubknechten in das Gebiet ein, schleppte die Wohlhabenden fort und nahm den Landleuten, was sie besaßen.

Zu seinem Verderb war damals ein Dominikaner, ein großer Heiliger aus Köln, in Utrecht zu Gast. Er wußte um den Vertrag Lederdams mit dem Teufel, zeigte den Utrechtern, wie sie den Gegner verfolgen sollten, zauberte einmal Winter, einmal Sommer vor des Ritter Augen, so daß er über den Weg im Zweifel war, und trieb ihn schließlich mit Heeresmacht an den Lek.

Lederdam geriet in eine schwierige Lage. Er wußte nicht genau, war der Lek ein stehendes oder ein fließendes Gewässer. Es schien sich nicht zu bewegen, gewiß hatte der Teufel es nicht auf seiner Liste.

Und die Utrechter drangen von allen Seiten näher. Der Dominikaner aus Köln ließ jeden der Soldaten zehnfach erscheinen. Da bestieg Lederdam im Dunkel eine Fähre, die ihn übersetzen sollte.

Kaum aber hatte er den Fuß ins Boot gesetzt, stob ein greuliches schwarzes Pferd heran, lachte laut wie ein Mensch und sprang ihm nach. Da wurde die große Fähre so schwer, daß sie wie ein Stein in dem Lek versank. Und es gab kein Verhandeln mehr, es war schon alles entschieden; Lederdam fuhr geradenwegs zum Teufel.

Er muß es in der Hölle nicht gut gehabt haben.

Weil der Ritter nicht Weib noch Erben hatte und der Bischof von Utrecht sich scheute, das Schloß eines Verworfenen einzunehmen, zog der Teufel selbst in die Burg. Viele Jahre kamen dort seine Helfer zusammen; kein Mensch wagte noch, sich ihr zu nahen. Flammen loderten in den Fenstern, ohne die Feste zu verbrennen, höllische Stimmen waren zu hören.

Einmal versuchten zwei Studenten, die nicht an den Teufel glaubten, sich das verlassene Schloß anzusehen. Sie gingen wirklich ungestört durch alle oberen Räume; da waren wohl einige gute Geister, die ihnen halfen. Dann gerieten die beiden in einen wüsten Keller. Auf einmal war es dem einen von ihnen, als seien seine Füße festgenagelt, er begann in seiner Angst laut zu schreien. Der andere konnte gerade noch über die Treppe hinausflüchten und lief, den Priester zu holen. Inzwischen hörte der Festgebannte eine laute furchtbare Stimme, die Gott lästerte, alle Helfer des Teufels pries und auch ihm zuredete, ein Gleiches zu tun.

Glücklicherweise kam der Pfarrer des Dorfes eilig herüber. Er war ein beherzter Mann, der in den Keller stieg, um den Studenten durch seine Beschwörung zu retten. Sie hörten beide noch eine Stimme: „Hätte der Schöpfer dich nicht geschirmt, ich hätte dich zugerichtet wie den Ritter Lederdam!"

Der Student aber fühlte seine Füße frei und begann zu laufen. Bis er wieder im Hellen stand, hat er freilich noch so viele Schläge bekommen — immer dorther, wo seine Augen ihn nicht schützten — , daß er mehr tot als lebendig von seinem Freund empfangen wurde.

Ein Meergeuse soll von den Spaniern erschossen werden

Der letzte der großen Arme des Rheinstroms, in dem eine der Töchter des Rheinalten, nämlich die Vecht, wohnt, führt nach der Stadt Amsterdam und von dort als Seekanal an Haarlem vorbei nach Ymuiden am Meer.

Haarlem war einst die Stadt der Freiheit im Kampf gegen Spanien. Man erzählt sich viel von den Meergeusen, tapferen Niederländern, die in den Altwassern hausten und denen der Feind nicht beikommen

konnte.

Die Geusen hatten auch mancherlei heimliche Hilfen.

Einmal war einer von ihnen gefangengenommen und sollte als Aufrührer erschossen werden.

Das Totenschiff

Nahe bei Haarlem, in Wyk an der See, wohnten einst mehrere Schiffer, die keine großen Reisen machten. Sie hatten die Aufgabe, die Toten überzusetzen.

Ein jeder, der an der Reihe war, wartete abends bis zur Geisterstunde. Dann klopfte es an die Tür, und der Gerufene ging zum Strand. Ein Boot lag bereit, es war nicht seines. Er brauchte indes nur nach den Riemen zu greifen und zu rudern; bald strebte das Fahrzeug, das voll von unsichtbaren Gästen war, auf das Meer hinaus.

Niemanden sah der Schiffer, Er wußte jedoch, er hatte Tote an Bord, die er nach dem Witteöland, wie die Friesen und Sachsen es nennen, überzusetzen hatte. Es waren jene, die nicht zu einem neuen Auftrag bereit oder gerufen waren.

Kam er drüben an, hörte der Mann deutlich, ohne etwas zu sehen, wie das Boot empfangen wurde und wie man die Namen der Toten aufrief. Der Kahn wurde leichter und leichter.

Wenn kein Name mehr erklang, konnte der Ruderer aus Wyk an der See heimkehren.

Die Frau in der Levkoje

Von Amsterdam wird noch vielerlei erzählt. Da sind vor allem einige Geschichten von Blumen, die nicht ausgelassen werden dürfen.

Vor langer Zeit wohnte in Amsterdam ein gütiger Zauberer — seinen Namen weiß ich nicht mehr —, der hatte, so alt an Jahren, noch ein junges Weib genommen, mit dem er sehr glücklich wurde und das ihm auch zwei Knaben schenkte. Er war aber sehr reich und hatte einen jungen Haushalter, der wohl daran dachte, später einmal,

wenn der Betagte das Leben verließ, die Frau für sich zu gewinnen. Ungeduldig, wie er war, redete er viel mit den Nachbarn und sogar mit den Ratsherren der Stadt darüber und empfahl sich als Betreuer der Witwe, wenn sie einst allein stünde.

Der Zauberer wußte davon. Er brachte seiner Frau von einer weiten Reise eine Blume mit und sagte, sie brauche ihre Blätter nur mit ihrer Zauberrute zu berühren, dann würde sie in eine der Blüten eingehen, und

keiner könnte sie verfolgen. Und sie werde nicht älter, solange sie in jenem Kelch lebte — Levkoje nannte er die Blume.

Als der Weise nun starb, traf manches ein, wie er befürchtet hatte. Die Witwe mußte den Haushalter aus dem Dienst schicken, weil er drohte, sie wegen der Kunst ihres Mannes anzuzeigen. Ja, als ihre Knaben beim Eislauf umkamen, deutete er an, die Zaubereien der Mutter seien schuld daran.

Die Vereinsamte ging zum Rat der Stadt, und der tat sein Bestes, sie zu schützen. Da meinte der Haushalter, er müsse mit Gewalt erreichen, was ihm freiwillig nicht gegeben wurde. Als einmal im Haus der Witwe nächtlings ein Licht von Fenster zu Fenster wanderte, lockte er Neugierige herbei und sammelte schlechtes Volk. Am Morgen waren so viele beisammen, daß er mit ihrer Hilfe ins Tor eindrang.

Die Frau des Zauberers fand man nicht. Die Leute aber, die in den Räumen manches zerbrachen und taten, als suchten sie die Hexe, wie sie die Witwe nannten, wagten sich nicht in den Garten, in den der Haushalter sie führen wollte. Als ihm niemand folgte, bekam er selbst Furcht vor dem, was er angerichtet hatte, und flüchtete auf einmal, als trieben ihn die Blumen fort.

Die Frau aber hatte sich in der Levkoje verborgen, wie der Mann es ihr geraten hatte. Dort blieb sie ungestört, und wenn die schöne Blume sich später über viele Länder ausbreitete, so weiß doch auch heute niemand, in welchem der tausend Kelche die Frau des Zauberers lebt. Man sagt, daß sie mitunter junge Mädchen ruft, die vorübergehen, und ihnen einen guten Wunsch erfüllt.

Aber jedesmal verbirgt sie sich danach gleich.

Wie die Tulpe nach Holland kam

Auch von den Tulpen weiß man mancherlei.

Da lebte einst ein Ritter Walter bei Amsterdam, der mußte im Kreuzzug nach dem Morgenland ziehen, wurde gefangen und diente bei einem Wesir des Sultans, für dessen zwei Töchter er die Gartenarbeit verrichtete. Nach einer Weile verliebten sich die beiden in ihn und taten ihm Gutes an. Sie duldeten sogar, daß er sich einen fliegenden Wagen baute. Als der Ritter damit flüchtete, rief er ihnen noch aus der Luft zu, wer ihn als erste in Amsterdam besuche, den werde er heiraten. Es war vielleicht im Übermut gesagt, aber er war ein Mann, der seine Versprechungen hielt.

Auch die Mädchen, die ihm soviel Gutes getan hatten, nahmen seine Worte ernst. Zuerst ging die Älteste, Fatima, zu einem Zauberer und gelobte ihm alles zu, was sie besaß, wenn er sie nach Amsterdam zu bringen wisse.

Der Mann verzauberte sie in die Galionsfigur eines holländischen Schiffes und versprach, daß sie in Amsterdam wieder Mensch wurde.

Es geschah, wie er es ihr angekündigt hatte, und Fatima suchte den Ritter, auf.

Herr Walter war erstaunt über den Besuch. Er hätte, wenn er schon eine der beiden heiraten sollte, die andere wohl lieber gehabt, verbarg Fatima eine Weile, verzögerte die Hochzeit und hoffte immer noch, daß auch die Jüngere, Atma, einträfe. Schließlich aber mußte er sein Wort halten und heiratete Fatima in Amsterdam, wo damals viele morgenländische Kaufleute waren.

Bald nachdem die ältere Tochter ihren Vater verlassen hatte, verlor der Wesir auch die andere. Frau Holle hatte sich nämlich im Morgenland umgesehen, und die Jüngere, Atma, erkannte sie als eine hohe Frau aus der Heimat ihres Liebsten und bat sie, ihr doch zu ihm zu verhelfen. Die schöne Sommerherrin aber wußte um aller Liebenden Leid, sie schenkte dem Mädchen eine Wurzelknolle aus ihrem eigenen Garten, besprach sie und sagte Atma: „Mach dich auf und suche den Ritter Walter. Immer, wenn dir Gefahr droht, verbirg dich in dieser Zwiebel und verstecke dich in der Erde!"

Atma hatte einen weiten Weg. Ihr gelang die Reise indes durch ihre Schönheit, mit der die Menschen Mitleid hatten, und durch die

Zauberei. Immer, wenn jemand sie mit bösen Sinnen anhalten wollte, verbarg sie sich in der Knolle der Blume Tulipan oder Tulpe. Und sie erreichte wirklich nach einigen Jahren den Garten des Ritters Walter.

Da sah sie ihre Schwester bei dem Langgesuchten und erkannte, daß die beiden sich gern hatten.

Die schöne Atma hat sich in der Tulpe versteckt, sie wollte die Liebenden nicht stören. Frau Holle aber, die ihr begegnete und der es weh um sie tat, segnete die Blume und ließ sie zum ersten Mal aufblühen und sich breiten. Ihr war selbst schwer zumute bei dem Leid der jungen Schwester. Aber wieviel hundertfach muß sie der Liebe Kummer sehen, ohne helfen zu können!

Die tapferen Haarlemer im Kreuzzug

Es gibt auch Leute, die meinen, die Sache mit der Tulpenknolle habe sich nicht in Amsterdam, sondern in der Blumenstadt Haarlem zugetragen. Es wird ein Irrtum sein.

Wohl aber erzählt man sich eine Geschichte aus der Zeit der Kreuzzüge, in der die Haarlemer vorkommen und in der die Blumenstadt durch die Tapferkeit ihrer Seeleute und Schiffsbauer weit bekannt geworden ist.

Lange lag Kaiser Friedrich Barbarossa mit den Kreuzfahrern vor einer Festung Damiote. Die Ritter vermochten sie nicht zu bezwingen, weil die Hafenzufahrt mit schweren eisernen Ketten abgesperrt war, die Barbarossas Schiffe nicht brechen konnten.

Nun war aber der tapfere Graf Floris von Holland in des Kaisers Heer. Der sammelte alle Haarlemer, die er fand, und es waren ihrer viele. Sie brachten unter des Grafen Flaggschiff eine große Säge mit scharfen Zähnen an und erwarteten guten Wind und gute Strömung.

Als beides sich einstellte, ging Graf Floris an Bord, und sein Fahrzeug segelte mit gewaltiger Wucht gegen die Hafenketten und zersprengte sie, so daß die Haarlemer mitten in die Stadt einlaufen und die Kreuzfahrer sie gewinnen konnten.

Da gab der Kaiser den Bürgern von Haarlem zu den vier Sternen, die sie im Schilde führten, noch ein silbernes Schwert. Und der Patriarch von Jerusalem erlaubte ihnen, ein Kreuz im Wappen zu

führen als Zeichen, wie eifrig sie fern von der Heimat für ihren Glauben gekämpft hatten.

Noch einmal: Vom Singen und Fangen der Meerminnen

Vom Singen der Meerminnen wird auch in den Fischerhäfen der Rheinmündungen viel erzählt. Meist bedeutet es aufkommenden Sturm, wenn vor den Fischerbooten eine Nixe auftaucht und ein Lied singt, um die jungen Burschen zu fangen. Aber die besonnenen Schiffer wissen, was zu erwarten ist, und bergen das gefährliche kleine Segel am Bugspriet. „Wanneer de meeremin haar zoete stem laat horen, dan haalt de schipper in, zijn zeiltje van tevoren", heißt ein alter Spruch.

Mitunter sind die Meerminnen auch zudringlich und schwingen sich blitzschnell an Bord eines Bootes, um wieder zu flüchten, oder springen den Seebauern, die an den Grachten entlangfahren, nackend auf die Heuwagen. Aber sie wagen es nur dann, wenn ein Wasser in der Nähe ist, in das sie entweichen können.

Die Nixen haben ja keine guten Erfahrungen mit den Menschen gemacht. Zuweilen haben die Fischer diese oder jene von ihnen bei Ebbe in ihren Netzen gefunden und die Armen an Land geschleppt — darüber erzählte ich schon. Die Richter haben es so gehalten, daß sie die Übeltäter hart verurteilten und sogar darüber steinerne Zeugnisse einmeißeln ließen, die noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu finden waren. In Edam haben die Bürger das Bild einer Nixe, die wider ihren Willen festgehalten worden war und darüber sterben mußte, reuig im Stadttor wiedergegeben und darunter geschrieben: Zum Gedächtnis einer, die im Meer gefangen wurde.

Der Spuk von Zaandam

Es gibt nicht nur arge Schiffe wie jenes, das in hundert Tagen Java hatte erreichen wollen und soviel Unheil über die Menschen gebracht hat. Da sind auch glückhafte, die, wenn man sie besteigt, die Menschen in Stundenfrist zu freundlichen Inseln führen, wie zu denen der Schwanenritter oder zu noch viel ferneren Eilanden. Oft

spricht man über den Hafen von Zaandam, von dem man in weiter Fahrt, wie im Traum oder Schlaf, ausreist, ohne bei Heimkehr zu wissen, wie es zugegangen ist.

Im Hafen von Zaandam liegen zuweilen Fischkutter, die zum Abend einliefen und vertäuten, auf einmal um Mitternacht mit dem Bug zur See. Niemand hat gesehen, wie es geschehen ist, aber jeder weiß, was es bedeutet.

Oft nämlich segeln jene Fischerboote, wenn der Bug sich ohne menschliches Zutun gewendet hat, in Stundenfrist durch einen glücklichen Zauber weit, weit über See. Wohin das Schiff sie trägt, wissen die Fischer meist erst, wenn sie sich der Bestimmung nähern.

Sieh nur, da ist ein Mann, der stapft mit seinem Schiffsjungen, einem Neuangeworbenen, der eben erst von Katwijk nach Zaandam kam, über den Kai zu seinem Kutter und will für die Frühe Netze an Bord bringen.

Da hat das Boot gedreht.

Der Fischer hat es nicht getan, und von Ebbe und Flut ist im Hafen keine Rede. Da ist eben der Zauber, unter dem die Stadt steht. Es könnte ein Wasserkönig gewesen sein, etwa der vom Rhein, oder seine Tochter, die ja auch die Menschen zuweilen zum Narren hat. Aber warum sollten die beiden es gerade bei seinem Boot so gehalten haben? Oder hat der Junge etwas an sich? Nein, der stolpert dumm und erstaunt neben dem Schiffer her.

So geht der Fischer mit ihm unter Deck und macht sich zu schaffen, und der andere denkt: „Mein Gott, was für einen Baas habe ich gekriegt, der sich mitten in der Nacht soviel Arbeit macht!" Er blickt noch einmal nach draußen; der Mond steht über Zaandam und leuchtet die Häuser an. Es ist schade, daß er nicht wieder nach Katwijk umkehren kann, aber er muß nun ein Jahr bei dem neuen Fischer aushalten. Der Junge läßt also den Lukendeckel nieder, hilft dem Schiffer beim Logisaufräumen, ärgert sich über die stinkende und blakende Lampe und meint, der Fischer solle ruhig Mondlicht und frische Luft einfallen lassen.

Einmal möchte er selbst wieder nach oben. Da ist aber ein Lärm an Bord, als seien sie auf einem großen Schiff und führen längst aus Ymuiden und wer weiß wohin. Er spürt auch bald, wie der Kutter

dümpelt und schlingert, als sei er auf weiter Fahrt. Dann wird der Junge müde, die Augen fallen ihm zu, er kriecht in seine Koje. Einmal macht er die Lider auf und sieht, daß ein bärtiger Fremder durch das Luk herabsteigt und etwas mit dem Fischer bespricht.

Er nickt sogar zu dem Schläfer hinüber, wie so ein hoher Herr grüßt — nicht unfreundlich.

Plötzlich ist der Junge aus Katwijk hellwach. Er ist allein im Logis, es macht ihn fürchten, und er klettert an Deck. Draußen ist Hochsommer; er sieht lauter blühende Felder und Bäume, nein, Berge erkennt er, und der Wind ist warm, und vom Wasser oder vom Land zieht ein Duft herüber, wie er ihn lange nicht gespürt hat. Denn im Hafen von Katwijk riecht alles nach Teer und Fischen, und er ist kaum über die Hafenstraße hinausgekommen.

Jetzt sieht er auch seinen Baas und den bärtigen Fremden am Kai. Den Gast hat er in Katwijk schon einmal bemerkt. Wenn er nur wüßte, wo — jetzt weiß er's, im Wasser hat er ihn gesehen, da, wo der Rhein ins Meer strömt. Auch der Fremde kennt ihn, er kommt gerade wieder mit dem Fischer an Bord — wie lange kann der Kutter hier gelegen haben? Was ist überhaupt aus ihm selbst geworden? Er war doch eben noch in Zaandam und arbeitete bei stinkender Lampe im Logis?

„Ja", sagt der Baas und lächelt über sein dummes Gesicht, „daran mußt du dich gewöhnen! Wo sind wir wohl, weißt du das? Bei den Javanern oder am Kap, oder was denkst du dir?"

Aber das fragt er nur, um über ihn zu lachen. Der Junge muß auch achtgeben, der Mann mit dem großen Bart ist ja schon an Deck. Er hätte beinahe vergessen, ihm zu helfen, wie es sich gehört. Gerade kann er hinzuspringen und stammelt eine Antwort, die er gleich vergessen hat.

„Nun geh unter Deck!" sagt der Fischer. Auf einmal ist er wieder im Logis, und der Fremde winkt, er solle sich hinlegen und schlafen. Der Junge möchte aber in Erfahrung bringen, was der Wassermann macht, weil er merkt, daß der Kutter sich aus irgendeinem Geheimnis von selbst dreht und ausfahren will.

Gut, er wird schlafen und morgen über alles nachdenken und versuchen, den Fischer auszuhorchen. Der Junge öffnet noch einmal

die Lider und sieht, daß der Baas ihn anlacht und den Finger auf den Mund legt. Dann schläft er ein, und als er aufwacht, ist er in Zaandam und im Logis unter der blakenden Lampe. Aber er weiß jetzt, es ist wahr, was man sich mitunter über die Stadt erzählte. ‚Schade', denkt er, ‚ich hätte drüben von Bord gehen und einige Apfelsinen pflücken sollen, damit man es mir glaubt!'

Dann fällt ihm ein, es könnte besser sein, wenn außer dem Fischer und ihm und dem großen Fremden niemand von der Reise erfährt. Alle Zaandamer wissen nur, daß es mitunter diesen oder jenen trifft und daß einer der Wassermänner, der selbst drüben zu tun hat, einen Auserwählten weit über See bringt — ist es möglich, daß der Spuk nur einige Stunden dauerte und daß man gleich zum Fischen wird auslaufen müssen?

Wie prüfend der Baas ihn ansieht! Der weiß, was ihnen beiden geschehen ist. Der Junge möchte zu Haus in Katwijk davon erzählen, aber das darf man ja nicht; wer von Zaandam ausfährt, muß auch den Mund halten können.

Der Rheinkönig kehrt zu den Seinen zurück

Der Rheinkönig weilt noch einige Zeit in Katwijk. Er ist von Utrecht bis zur Mündung des alten Stroms gereist und hält Umschau nach der Mutter aus dem Meer, von der er Abschied nehmen will. Aber der Alte ist ein Schelm; er ist zwischendurch auch von Zaandam aus heimlich über See gefahren und hat sich umgesehen, wohin die Schiffe reisen, die den Rhein hinabkommen.

Viele Tage bleibt er mit dem Sohn, dem Krummen, in Katwijk; er bleibt im Geström des Rheins, er mag die endlose See und ihre Wolken und Stürme nicht. Er will Häfen und große Städte und Berge nahe haben. Die Frau aus dem Meer wird er nicht gewahr.

Auf einmal sieht der Rheinkönig eine Botin der Frau Ley, die ihn sucht. Es ist eine seiner Töchter, gewiß macht ihre Mutter sich Sorge um ihn. Es wird Zeit, nach Utrecht umzukehren. Oder nach Köln oder Basel und dem Bodensee. Er winkt dem Krummen, der ihn begleitete, und dankt dem Sohn, der so listig und geschickt war, wie er verwachsen und ungeschickt aussehen mag.

Auf der See steht ein Gewitter; der Junge schaut Zeichen in den Blitzen und hört Worte, die dem Vater gelten und ihn weit über das Meer einladen. Aber der Rheinkönig wendet sich, er zeigt sich der Tochter und nimmt sie an die Hand. Er kehrt zu den Seinen zurück, die ja nach den Menschen, die er liebt, Antlitz und Verlangen tragen, gleichwie die schöne Frau Ley, die mütterliche, nach der er sich heimsehnt.

NAMEN- UND WORTVERZEICHNIS

Alberich: Zwergkönig, bekannt als Ziehbruder eines Drachen

Albertus Magnus: Zauberer und Weiser

Bacchus: griechischer Gott Dionysos, der den Rhein besuchte

Basilisken: Fabeltiere

Bellhom: Teufelsgestalt

Breithut: siehe Wilder Jäger

Busemänner (Weingigerle, Doggele): Wichtelleute, Zwerge

Diekmanneken: Unterirdische, die in Deichen wohnen *Drachen:* Fabeltiere, riesige Echsen *Drullköpfe:* Riesen

Eckard (Getreue Eckard): guter warnender Geist

Egge: Meergott der Alten

Elb, Elf; Elfe, Elfin: männliche und weibliche Geister der Schöpfung

Elbegast: König der Unterirdischen, ein Freund Karls des Großen

Elbsten oder Elb: ein Elf aus den Schweizer Seen

Faust, Johannes, Basel, Frankfurt, Bommel: siehe Zauberer *Fliegender Holländer:* Holländische Sage vom verwunschenen Schiff *Flegender Gheist:* Berend Fock, niederelbische Sage ähnlichen Inhalts *Folant:* Teufel *Fro:* ein Elfenkönig

Glockenfrau: Windische oder Wolkenfrau *Gode:* helfende himmlische Frau der Sagen

Halbschichtige: Wesen, den Menschen ähnlich, aber von Gott ohne Seele gelassen *Herzog Hans Adolf von Plön:* siehe Zauberer

Herzog von Luxemburg: siehe Zauberer

Hilgenö: Insel der Seligen draußen im Meer

Holden: gute Geister

Holle: Sommerkönigin

Hünen: Riesen

Hüssli, Bern: siehe Zauberer

Joost: Teufelsgestalt

Krummer Rhein oder Kromme Rijn: ein Sohn des Rheinkönigs und der Frau Ley, später auch Oude Rijn genannt *Ley:* Frau des Rheinkönigs *Lindwürmer:* Fabeltiere, Drachen *Lohengrin:* Schwanenritter *Lureley oder Loreley:* Tochter des Rheinkönigs und

seiner Frau Ley

Mage: Mondfrau

Mahrfrauen (Nachtmahren): traumbringende Unholdinnen

Merlin: siehe Zauberer

Meerfei, Meermaiden, Meerminnen: Wasserfrauen

Neptun: Meergott der Alten

Nixen: Wasserfrauen

Nöck, Nöcke (oder Nöcker): Wassermänner, Meermänner

Paracelsus: siehe Zauberer *Pitterjong:* Teufelsgestalt

Rahen: Meerfrau, Meermutter *Rause:* Windkönig

Rheinkönig, Rheinvater: ein Wassermann aus den Bergtälern der Alpen. der Herrscher des Rheins wird. Zuweilen führt er den Beinamen „Oh"

Schimmelreiter: Wilder Jäger

Schwanfrauen, Schwanenjungfern: Windische Frauen, Wolkenfrauen

Teufel, Verlocker, der große Widersacher, der Böse, der Folant (Goethe)

Einzelne Gehilfen: Bellhorn, Pitterjong, Joost *Truhoved* (Cyprianus), Ostholstein, Amsterdam: siehe Zauberer

Uitland: eine der geheimnisvollen Inseln im Westen

Ulridi, Uli: Gesell des Breithut

Unholden: böse, unsaubere Geister

Unterirdische (Heinzelmännchen, Erdmännlein, Erdleute, Wichtelleute,

Zwerge): kleine Wichte in Höhlen unter der Erde oder in alten Böden

und Kellern *Uteley:* Tochter des Rheinkönigs und der Frau Ley

Vecht: Tochter des Rheinkönigs und der Frau Ley *Verlocker:* siehe Teufel

Waal: Tochter des Rheinkönigs und der Frau Ley

Weiße Frauen, Witte Wieven oder Witte Juffers: verzauberte gute oder schlimme Geister

Wilder Jäger, auch Breithut, Schimmelreiter *Wildes Heer, „Wütisheer":* sein Gefolge *Witteley:* Tochter des Rheinkönigs und seiner Frau Ley *Witteöland:* eines der Totenländer der Sagen

Yssel: Tochter des Rheinkönigs und der Frau Ley

Zälde (oder Säide): eine der glückbringenden Töchter der Frau Holle *Zauberer der weißen und schwarzen Magie:* Helfer der guten oder der bösen Geister. In den „Rheinsagen" erscheinen von ihnen: Paracelsus, Hüssli, Johannes Faust, Truhoved (Cyprianus), Merlin, Albertus Magnus, Herzog Hans Adolf von Plön, Herzog von Luxemburg *Zwischenreiche:* Schichten über und unter der Erde